142. 468 (2
III 1370
2

u. Grünwaldt.

O. Müller.

<36603738350011

<36603738350011

Bayer. Staatsbibliothek

79/81

Versuche

über

verschiedene Gegenstände

aus

der Moral, der Litteratur

und dem

gesellschaftlichen Leben

von

Christian Garve.

Zweyter Theil.

Breslau 1796.
bei Wilhelm Gottlieb Korn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An den

Herrn Kreissteuer-Einnehmer

Weiße.

An den

Herrn Kreissteuereinnehmer

Weiße.

Ich habe lange gewünscht, daß von unserer alten Freundschaft ein öffentliches Denkmahl vorhanden seyn möge; nicht nur aus der sehr verzeihlichen Eitelkeit, daß die Welt wissen soll, daß ich, von einem würdigen Manne, durch viele Jahre ununterbrochen geliebt worden bin: sondern auch, weil ich glaube, daß eine lang dauernde Freundschaft unter Gelehrten ein gutes Beyspiel giebt: da diese Freundschaften welche oft mehr der Verstand, als das

Ich habe lange gewünscht, daß von unsrer alten Freundschaft ein öffentliches Denkmahl vorhanden seyn möge; nicht nur aus der sehr verzeihlichen Eitelkeit, daß die Welt wissen soll, daß ich, von einem würdigen Manne, durch viele Jahre ununterbrochen geliebt worden bin: sondern auch, weil ich glaube, daß eine lang dauernde Freundschaft unter Gelehrten ein gutes Beyspiel giebt: da diese Freundschaften, welche oft mehr der Verstand, als das

Herz stiftet, durch die Eitelkeit so leicht getrennt werden. Sie haben überdieß ein Recht auf meine letztern, reifern Geistesarbeiten, da Sie meine ersten, noch unreifen, in Ihren Schutz genommen, und mich als Schriftsteller beym Publicum eingeführt haben.

Die Aufsätze, welche ich Ihnen hier widme, sind klein und unbedeutend, und können höchstens nur insofern einigen Werth haben, als sie etwas Selbstgedachtes enthalten, und Gedanken bey andern veranlassen. Aber für Sie werden sie dadurch eine größere Wichtigkeit bekommen, daß Sie wissen, unter welchen Hindernissen und in welcher unangenehmen Lage ich sie ausgearbeitet habe. Sie werden sich freuen, daß ich im Stande gewesen bin, sie zu vollenden: und da Sie so lange, auch durch Briefe, wenig, oder nichts von mir erfahren haben, so wird es Ihnen lieb

seyn, mich einmahl ausführlich sprechen zu hören.

Ich selbst ergetze mich, indem ich dieß schreibe, an dem Gedanken, daß, in den schönen Tagen des bevorstehenden Frühlings, mein Buch Sie vielleicht einige heitre Morgenstunden auf Ihrem Landsitze beschäftigen, und mein Andenken bey Ihnen recht lebhaft erneuern wird.

Möge der Himmel Sie diese unschuldigen Freuden des Landlebens, — die Familienfreuden eines, von einer guten Gattin und wohlgerathnen Kindern, umgebnen Hausvaters, — das Vergnügen des Umgangs mit so vielen verständigen und rechtschaffnen Personen, von denen Sie geliebt und aufgesucht werden, und endlich das Vergnügen des Studirens, und einer lebhaften Theilnehmung an allen Fortschritten der Litteratur, welches durch

das Alter bey Ihnen nicht geschwächt worden ist, noch lange genießen lassen. Sehe ich auch dieß alles nicht mehr, wie ehedem, selbst in der Nähe: so wird, auch in der Entfernung, das bloße Bild davon mein Gemüth erheitern. Leben Sie wohl.

Breßlau den 21. Merz 1796.

Inhalt.

Seite

Ueber zwey Stellen des Herodots 1

Einige Gedanken über die Vaterlandsliebe überhaupt, und über die Vorliebe insbesondere, welche, in einem großen Staate, die Einwohner jeder Provinz für diese ihre Provinz haben 127

Einige Beobachtungen über die Kunst zu denken 248

Ueber die Rollen der Wahnwitzigen in Shakespears Schauspielen, und über den Charakter Hamlets insbesondre 431

Ueber

I.

Ueber zwey Stellen des Herodots.

Erste Stelle.

Die Unterredung des Solons mit dem Krösus, im ersten Buche des Herodots, vom 30ten bis 33ten Kap.

Die Unterredungen Solons mit dem Krösus, über den glückseligen Mann, stehn in unsern Kinderbüchern: sie enthalten aber auch noch unverbrauchten Stoff zum Nachdenken, für Männer und für Philosophen.

Die Geschichte hat ganz das Ansehn eines Mährchens: aber es ist ein altes, und dabey ein geist- und charaktervolles Mährchen. Sie schildert doch gewiß das Zeitalter, wenn auch nicht die Personen. Wir mögen uns vielleicht nicht darauf verlassen können, daß Solon so gedacht, und daß er wirklich dieß gesagt hat: aber das lernen wir doch daraus, wie, zu Herodots Zeiten, gescheute Leute einen Solon spre-

chen ließen. Die moralischen Begriffe und Gefühle des Griechischen Alterthums sind in einer erdichteten, oder mit Erdichtung ausgeschmückten Erzählung, die sich aber aus jener Zeit herschreibt, eben so erkennbar, als in einer wahren.

Ich muß meinen Lesern zuerst die Erzählung selbst mit wenigen Worten eingedenk machen, damit sie einige Betrachtungen, die ich darüber anstellen will, besser verstehen.

Solon, dessen Lernbegierde, wie ein von ihm uns aufbehaltner Denkspruch sagt, mit den Jahren wuchs, *) unternahm in einem ziemlich hohen Alter eine große Reise, bloß um Menschen und Völker zu sehen. Auf dieser kam er auch zum Krösus nach Sardes, der ihn, als einen berühmten Mann wohl aufnahm, in seinem Pallaste bewirthete, und ihm, nach einem Aufenthalte von drey oder vier Tagen, alle seine Schätze und Kostbarkeiten zeigen ließ.

Nachdem diese Besichtigung zu Ende war: fing Krösus eine Unterredung mit Solon auf folgende Weise an:

---

*) Μαθὼν γηράσκω. Ich werde lernend alt, sagte er von sich selbst.

„Athenienſiſcher Fremdling, der Ruf ſowohl von deiner Weisheit, als von deiner Reiſe, deren Beſchwerden du bloß deßwegen übernommen haſt, um Kenntniſſe zu ſammeln, iſt auch bis zu uns nach Sardes gedrungen. Von einem Manne, der ſo viele Menſchen geſehen hat, wünſchete ich zu erfahren, wen er für den glücklichſten unter allen halte?"

Herodot ſagt, daß Kröſus gewünſcht und erwartet habe, als dieſer glücklichſte genannt zu werden.

„Ja, antwortete Solon: ich kenne einen, dem ich den Preis der Glückſeligkeit zuerkenne: das iſt der Athenienſer Tellus."

Kröſ. „Nun, und was macht ihn dann ſo vorzüglich glücklich?"

Sol. „Athen, die Vaterſtadt des Tellus, „war, zu ſeiner Zeit, in Flor und ohne Un„glücksfälle. Er hatte ſchöne und gute Kin„der. Er erlebte Kindeskinder von ihnen: und „alle Kinder und Enkel, die ihm gebohren wur„den, blieben am Leben. Endlich endigte er „ſein eignes, das er in gutem Wohlſtande zuge„bracht hatte, auf eine ſo glorreiche Weiſe, als „es bey der Mittelmäßigkeit unſrer Umſtände „möglich iſt. Die Athenienſer hatten einen

„Krieg mit ihren nächsten Nachbarn, den Ein„wohnern von Eleusis. In einem Gefechte ge„gen diese stritt er mit, half die Feinde zum „Weichen bringen, und starb nach entschiednem „Siege. Die Athenienser begruben ihn, auf „der Stelle, wo er gefallen war, auf öffentliche „Unkosten, und erwiesen ihm die größten Eh„renbezeugungen.“

„Krös. Wenn dann Tellus an Glückse„ligkeit den ersten Rang hat: wem giebst du „den zweyten?

„Sol. Ich würde ihn zwey Argivern, dem „Cleobis und Biton, geben. Sie waren Brü„der, Söhne einer Priesterin der Diana und „von einer außerordentlichen Leibesstärke. Sie „hatten beyde in öffentlichen Kampfspielen Sie„ge davon getragen. Einst bey einem Feste der „Diana, an welchem ihre Mutter zu einer be„stimmten Stunde im Tempel erscheinen mußte, „spannten sie sich, da das Joch Ochsen, wel„ches den Wagen ihrer Mutter führen sollte, „zu lange ausblieb, selbst davor, und zogen sie, „einen Weg von fünf und dreyßig Stadien, „bis zum Tempel. Das daselbst versammelte „Volk erstaunte über die Stärke der Jünglinge „und bewunderte ihre kindliche Liebe und ihre

„Frömmigkeit. Die Männer priesen die Söh„ne, wegen ihrer Körperkraft, — die Frauen „priesen die Mutter wegen solcher Söhne glück„lich. Stolz und freudig über die That und „über die Lobeserhebungen der Versammlung, „gieng die Priesterin in den Tempel, und bat „die Göttinn, der sie diente, diesen ihren from„men Söhnen das Beste zu geben, was die „Gottheit den Menschen zu geben hätte. — „Nach vollbrachtem Opfer und geendigter Opfer„mahlzeit, legen sich die beyden, äußerst ermü„deten Jünglinge im Tempel nieder, und ent„schlafen. Da man sie nach geraumer Zeit we„cken will, findet man sie todt."

Krösus hatte umsonst darauf gewartet sich nennen zu hören: er mußte also schon selbst die Unterredung auf sich lenken.

„Nun, und von mir sagst du nichts? Das, „was du von meinem Glücke gesehen hast, „scheint dir also so unbedeutend, daß du selbst „den Zustand eines Atheniensischen Privat„manns dem meinigen vorziehst?"

Die Antwort des Solons, die nun beym Herodot folgt, ist, nach unsern Begriffen, äusserst seltsam.

„Ich weiß, sagt er, daß Neid gegen die „Glücklichen, und eine Neigung den Ruhestand „der Sterblichen zu stören, eine Eigenschaft „der höhern Wesen ist, welche das menschliche „Leben regieren. Und eben weil ich dieses weiß, „halte ich es für so mißlich, über menschliche „Schicksale, und den Werth der Güter, welche „ich jemanden besitzen sehe, zu entscheiden."

„Das Leben des Menschen ist lang: und in „dem Theile desselben, der noch zukünftig ist, „kann er noch viele Dinge erfahren, noch viele „Uebel leiden, die das Urtheil, welches ich heute „über sein Glück fälle, ganz abändern müssen."

„Sechs und zwanzig tausend, zweyhundert „und funfzig Tage machen das Leben eines „Mannes von siebenzig Jahren aus. *) Von „allen diesen Tagen ist kein einziger dem andern „ähnlich: und das ganze Leben der Menschen „ist ein beständiger Wechsel."

---

*) Diese so unnöthige Genauigkeit in der Berechnung der Tage, welche ein menschliches Leben ausmachen, bey welcher, in dem Texte des Herodots selbst, Solon auch die Schalttage sorgfältig mitzählt, hat etwas kindisches. Aber die Denkungsart und die Urtheile der ältesten Zeit, und die der Kinder des ersten Alters, und des gemeinen Mannes sind einander in vielen Puncten ähnlich.

„Was dich betrifft: so sehe ich, daß du
„reich bist und über viele Menschen herrschest.
„Aber das weiß ich deswegen noch nicht, was
„du eigentlich von mir wissen willst: ob du ein
„glücklicher Mann bist. — Dazu müßte ich
„zuerst wissen, wie du dein künftiges Leben
„zubringen, und wie du es endigen werdest:"

„Es ist aber überdieß in sich ein Unterschied
„zwischen reich und mächtig, und zwischen
„glücklich seyn.

„Es giebt sehr reiche Menschen, die das
„Unglück verfolgt: und andre mit sehr mäßi-
„gem Vermögen, die dem Glücke im Schooße
„sitzen.

„Der Reiche und Mächtige hat vor dem
„glücklich Gebornen nur zwey Vortheile vor-
„aus, — dieser vor jenem sehr viele.

„Jener hat mehr Mittel in Händen, außer-
„ordentliche und heftige Begierden, die bey
„ihm entstehen, zu befriedigen: — und außer-
„ordentliche Unglücksfälle, die ihm wiederfah-
„ren, zu überstehen."

„Dagegen aber hat der wahrhaft Glück-
„liche weder so heftige Begierden, für deren
„Befriedigung, noch solche Unglücksfälle, zu

„deren Ertragung er so große Hülfsmittel
„brauchte.“

„Die ersten Anlagen zum glücklichen Manne „liegen in den Gaben, mit welchen die Natur „seinen Geist und seinen Körper ausgerüstet „hat, und in der Stimmung seines Gemüths. „Er ist gesund und wohlgebaut, er hat eine „angenehme andern Menschen wohlgefällige Ge„stalt *) er ist von gesundem Verstande, er ist „von mäßigen Wünschen und heiterer Laune; „er weiß wenig von Krankheiten, und behält „bis ans Ende alle seine Sinne und Gliedma„ßen unverstümmelt. Dazu kommt, daß seine „Verwandtschaften, seine Kinder, seine freund„schaftlichen Verbindungen, der Zustand seines „Vaterlandes, die Begebenheiten seiner Zeit, „alle die Dinge um ihn, unter welche ihn der „Zufall geworfen hat, beytragen ihn froh zu „machen.

„Wenn er nun ein solches Leben mit einem „sanften und ruhigen Tode beschließt, so ist er „der glückliche Mann, welchen wir suchen.“

---

*) Ich glaube Verzeihung beym Leser zu erhalten, wenn ich einen Gedanken, der in den obigen Erzählungen des Solons lag, mit in diese Antwort desselben hineinsetze, ob er gleich nicht wörtlich im Herodot steht.

„Zwar würde kein Mensch diesen Nahmen „verdienen, wenn wir die Vereinigung aller „dieser Güter dazu fordern wollten. Das ist „das Loos keines Sterblichen. Aber wir nen„nen den glücklich, welchem die größte Anzahl „derselben zu Theile geworden ist. So wie „kein Land alle Früchte erzeugt; aber dasjenige „als das fruchtbarste angesehen wird, welches „die meisten und besten hervorbringt: so ist „kein Mensch, dem es nicht in Geist, Körper, „oder äußerer Lage, an gewissen Vorzügen „fehlt, indeß er andere genießt. Aber in dem „Besitze der meisten und größten zu seyn, und „in diesem Besitze sein ganzes Leben hindurch „zu bleiben: das ist es, was den glücklichen „Mann ausmacht. — Das Ende jedes Dinges „muß aber erst abgewartet werden, ehe über „den Zustand desselben ein Urtheil gefällt wer„den kann. Dieß ist am meisten von dem „Menschen wahr. Denn vielen hat das Schick„sal nur den Schimmer von Glückseligkeit ge„wiesen, um ihren gänzlichen Untergang vor„zubereiten."

In dieser ganzen Schilderung von menschlicher Glückseligkeit liegen manche Begriffe und

Grundsätze, die sich in den Gemüthern der Weisen bis auf unsre Zeit erhalten haben. Andre Züge sind Ausdrücke von Meinungen, oder Leidenschaften der Solonischen Zeit, die sich mit den veränderten Umständen verändern mußten. Die Keime unsrer Moralphilosophie finden wir schon in den Urtheilen und Aussprüchen Solons. Aber es sind unentwickelte Keime, die erst, durch die mit dem Fortgange der Zeit sich häufenden Erfahrungen, und durch das fortgesetzte Studium der menschlichen Natur, zu einem haltbaren und zusammenhängenden System reifen konnten.

Daß Krösus sich für glücklich hielt, weil er reich und mächtig war, und daß ein weiser Mann, wie Solon, den Reichthum nicht für Glückseligkeit gelten lassen wollte, das könnte unsre Aufmerksamkeit wenig zu verdienen scheinen, weil dieses ein eben so gemeiner Sittenspruch in unsern Büchern und Predigten geworden ist, als jenes von je her eine gemeine Gesinnung in dem Leben der Menschen war. Aber was als Gemeinspruch zu unsern Zeiten unbedeutend ist, das ist als Sentenz in dem Munde eines alten Weisen wichtig. Es ist in der That angenehm, im hohen Alterthum diese wi-

dersprechenden Urtheile des ungebildeten Menschen und des Weisen über den Reichthum, zum ersten Mahle, so deutlich und so entschieden ausgedrückt zu sehn.

Der erste Schritt von der Roheit des Naturstandes zur bürgerlichen Verfeinerung, ist die Liebe zum Eigenthum; worauf die Achtung des Reichthums unmittelbar folgt: und der erste Schritt der philosophirenden Vernunft ist die Mäßigung dieser Begierde, und die Anerkennung des höhern Werths der Güter, die in der Natur des Menschen selbst liegen.

Aber wenn es etwas allgemeines ist, daß Krösus den Reichthum über alles schätzt: so ist das etwas ihm eignes, daß er für glücklich gepriesen seyn will; daß er sogar den erklärten Ehrgeitz hat, der Glücklichste aller Sterblichen zu seyn. Entweder gehört dieser Zug unter die erdichteten, wie er in der That das Ansehn hat, oder Krösus war ein nicht gemeiner Mensch.

Nach den Erfahrungen unsrer Zeit ist den Reichen und Großen nicht so viel daran gelegen, daß man sie für glücklich, als daß man sie für erhaben über andre Menschen halte. Wenn Krösus auf seine Schätze seine Hoheit

gegründet, und nun vom Solon verlangt hätte, daß er anerkennen solle, wie tief die ärmern Griechen unter ihm ständen: so würden mich seine Ansprüche nicht befremden. Aber er wollte, nach der Erzählung des Herodots, gerade zu für ein vom Glücke, über alle andre, begünstigtes Geschöpf gelten: und dieß würde ich bei einem Krösus heute zu Tage nicht erwarten.

Am wenigsten ist in der Lage, in welcher Krösus war, in der Lage eines Landesherrn, dieß die gewöhnliche Wendung, welche der Ehrgeitz nimmt.

Im Privatleben findet man allerdings Leute, die es darauf anlegen, mit dem Scheine des Glücks, dessen sie genießen, andre zu täuschen. Ein gewisser Prunk, in welchem der Reiche vor dem Publicum erscheint, hat oft für ihn viel Beschwerliches, und keine andre reitzende Seite, als daß er sich mit den Ideen des höhern Glücks schmeichelt, welches ihm der gaffende Pöbel zuschreibt. In diesem Stande aber findet sich zugleich, — vielleicht bey einem noch größern Theile der Menschen — die entgegengesetzte Begierde, für unglücklich gehalten zu werden. Oder vielmehr eine gewisse Classe schwacher Ehrgeitzigen verbindet beydes. Gegen ihre

Freunde klagen sie: und ihre vertrautesten Gespräche sind Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit. Den Fremden hingegen, von denen sie bloß aus der Ferne gesehen werden, suchen sie, wenn es möglich ist, die Meinung, daß sie die Glücklichern sind, beizubringen. Die Gründe jener Klagen und dieser Prahlerey sind zusammenhängend. Bey denen, die mit ihnen in Verbindung stehn, wollen sie Mitleid erregen, um sie dadurch noch stärker zu Dienstleistungen gegen sich aufzufordern. Zuweilen ist ihnen auch daran gelegen, eine feinere Empfindsamkeit zu zeigen. Bey den entferntern Zuschauern wollen sie Neid erregen, weil diese Leidenschaft die, welche sie empfinden, zugleich demüthiget, und sie daher zur Unterwürfigkeit geneigt macht. Durch die Klage über sein Schicksal giebt der Mensch auf eine stillschweigende Art zu erkennen, daß er ein noch besseres verdiene. Bey dem Prachtaufwande, der ihn dem großen Haufen als einen Glücklichen ankündigen soll, liegt die nähmliche Meinung von persönlicher Erhabenheit zum Grunde: aber sie äußert sich nur auf eine andre Art. Beyde Triebfedern erreichen, wenn ich so sagen darf, nicht den höchsten Rang unter den Menschen. — Des Prunkes, und eines

glänzenden Aufzuges von Jugend auf gewohnt, denken die Fürsten seltner, als reich gewordne Privatleute, an den Eindruck, den ihr Glanz auf die Menge machen wird. Was für den Menschen alltäglich ist, davon erwartet er keine große Wirkung auf andrer Gemüther. Ueber die Vorzüge, in welchen seine Ueberlegenheit ganz ausgemacht und entschieden ist, begehrt er nicht mehr die Urtheile andrer einzuhohlen; und es ist ihm also auch weniger daran gelegen, diese Urtheile zu bestimmen. — Auf der andern Seite, kann zwar die Anhänglichkeit der Menschen an ihre Freunde durch Mitleiden vergrößert werden: aber die an ihre Regenten kann nur auf Achtung beruhen. Um dieser Ursachen willen ist weder das Klagen des gekränkten Ehrgeitzes und der fehlgeschlagnen Hoffnungen, noch das Prahlen mit den äußern Zeichen des Glücks in dem Geiste und Charakter der obersten Würde.

Die Schilderung Herodots zeigt uns im Krösus mehr die Leidenschaften eines Privatmanns, als die eines Königs. Krösus beträgt sich als ein aus der Niedrigkeit emporgekommner Mensch, der selbst noch die Schätze, welche ihm das Glück zugeworfen hat, anstaunt, nicht

als

als ein erbliches Oberhaupt eines großen Staats, dem es natürlich scheinen muß, reich zu seyn, und der die Reichthümer nur als Stützen seiner Macht schätzen kann. Entweder hat der Erfinder der Geschichte die Aehnlichkeit in diesen Zügen seines Bildnisses verfehlt, und seine eignen Triebe den Personen, welche er schildert, untergeschoben: oder die Fürsten der damahligen Zeit waren noch mehr, als die unsrigen, Privatleute, und in Gesinnungen, Fehlern und Schwachheiten, den übrigen Menschen mehr ähnlich.

Doch es ist uns nicht so wichtig zu wissen, was Krösus verlangt und erwartet, — als was Solon, oder die Weisheit der Griechen zu seiner Zeit von der Glückseligkeit gedacht, und worein sie dieselbe gesetzt hat. Welches sind dann die Züge, durch welche Solon diejenigen Menschen kenntlich macht, denen er den Preis in dem Wettstreite um höheres Glück zuerkennt?

In dem, was er von dem ersten seiner Glücklichen, vom Tellus, sagt, erkenne ich, vor allen Dingen, den Republicaner. Ich werde gewahr, daß der Grieche durch ein sehr starkes Band an sein Vaterland geknüpft war. „Tellus war glücklich, sagt Solon, denn er lebte

„eben zu einer Zeit, da sein Vaterland im „Wohlstande war.“ Aus dieser Quelle floß damahls, wie es scheint, fast ganz allein das Glück und das Elend der Menschen. Die Ursache ist begreiflich. Der eigentliche Staatsbürger, von welchem hier die Rede ist, kannte fast keine andre Beschäftigung, als die ihm der Staat gab. Alle gesellschaftlichen Vergnügungen, der ganze Genuß des Lebens, Umgang und Zeitvertreibe waren mit den öffentlichen Angelegenheiten und deren Verwaltung verwebt. Alle andern Gegenstände der menschlichen Wißbegierde, oder der menschlichen Thätigkeit waren entweder noch zu unvollkommen bekannt, oder wurden zu wenig geachtet. Die Haus- und Landwirthschaft war weit einfacher; an Handel und Gewerben nahmen die Angesehenen wenig Antheil; die Wissenschaften waren noch in ihrer Kindheit. Womit konnte sich der Bürger beschäftigen, als mit Krieg und Frieden, mit Volksversammlungen und Richtersprüchen? Dazu kam, daß, da die Grausamkeit des angenommenen Kriegsrechts das Leben und die Freyheit jedes einzelnen Menschen in Gefahr setzte, sobald der Staat, dem er angehörte, seinen Feinden unterlag, auch das Glück und die Siege

desselben eine lebhaftere Freude erwecken mußten, weil sie dem Bürger persönliche Sicherheit verschaften. — Diese der alten Zeit eigne Anhänglichkeit des Menschen an die Gesellschaft, deren Glied er ist, muß nothwendig etwas nachlassen, wenn er selbst vollkommner wird. So wie sein persönlicher Wirkungskreis sich erweitert, muß er sich von dem, welchen ihm sein Bürgerstand anweiset, etwas mehr losmachen. Mit der Vermehrung der Kenntnisse, theilen und erweitern sich die Beschäftigungen. Die verschiednen Laufbahnen werden von einander getrennt. Jeder Mensch bekömmt sein eignes Ziel, wornach er strebt: und er fängt an, auf mehrere Arten glücklich oder unglücklich seyn zu können, als bloß in Beziehung auf den Flor, oder den Verfall des Staats, dessen Bürger er ist. — Ueberdieß findet, wenn das menschliche Geschlecht im Ganzen, in Sittlichkeit und Cultur, Fortschritte macht, der einzelne Bürger auch außer seinem Vaterlande, selbst bey dem Feinde desselben, viele der Güter und Hülfsquellen der Glückseligkeit wieder, um derentwillen ihm sein Vaterland lieb war. Nur die erleuchtete Vernunft kann uns zu unsrer Zeit zu Patrioten machen, da es zu Solons Zeiten der Instinct

thun konnte. Das Glück des Athenienſiſchen und Spartaniſchen Bürgers hieng an dem Wohlſtande ſeines Staates, weil er außer den Gränzen deſſelben entweder ungeſittete Menſchen, oder ſolche fand, die er aus Vorurtheil zu haſſen gewohnt war, und von denen er wieder gehaßt wurde. Der Bürger in den heutigen Europäiſchen Staaten knüpft ſelbſt ſein Wohl an das Glück ſeines Vaterlandes, weil er den Beruf der Natur und der Vorſehung erkennt, derjenigen Geſellſchaft zuerſt zu dienen, in welcher er gebohren worden iſt, und von der er ſeine Geiſtes-Bildung erhalten hat.

Außer dieſem Umſtande, daß das Leben des glücklichen Mannes gerade in eine Periode traf, wo die bürgerliche Geſellſchaft, zu der er gehörte, in Flor und ohne Unfälle war, gedenkt Solon, in der Erzählung von dem Leben des Tellus keines andern, als des häuslichen Glücks, — und zwar, wie es der alten Zeit angemeſſen iſt, des einfachſten und natürlichſten unter allen, des Glücks, viele Kinder und Enkel zu haben. Die Ideen der Menſchen haben ſich hierin nicht geändert: aber ihre Aufmerkſamkeit iſt getheilt, und die Sphäre ihrer Wünſche iſt erweitert worden; wovon die Folge iſt, daß Ein gewiſ-

ses Gut nicht mehr mit derselben Leidenschaft gesucht, und, wenn man es besitzt, nicht mehr so hoch im Werthe angeschlagen wird. — Vater einer zahlreichen, gesunden und blühenden Nachkommenschaft zu seyn, giebt noch jetzt, dem Manne in höherm Alter, ein angenehmes Loos, und selbst eine ehrenvolle Lage unter seines Gleichen. Zu einer Zeit aber, wo die Familien selbst kleine Staaten bildeten, die unter der Herrschaft des Stammvaters standen, war jener Vortheil von noch weit größrer Wichtigkeit. Jeder Bürger galt in der größern Gesellschaft des Staats, mehr oder weniger, nach Maßgabe der Stärke und gleichsam der Macht, die er von der kleinen häuslichen Gesellschaft, an deren Spitze er stand, in jene mitbrachte. Viele Kinder zu haben, gab damahls Ansehn und Einfluß: weil es eben so viele stimmfähige Mitglieder waren, die man zu den Volksversammlungen, — eben so viele Streiter, die man zu den Kriegsheeren des Vaterlandes lieferte. Der Kinderlose war nicht nur, wie jetzt, des Beystandes und der Dienste beraubt, welche der Mensch im Alter, allein von so nahen und ihm verpflichteten Verwandten, erwarten kann; sondern er ward auch überdieß, als ein dem

Staate weniger nützlicher Bürger, gering geschätzt; er war in Zeiten der Unruhe, als ein wehrloser Mensch, der Mißhandlung jeder ihn entgegengesetzten Parthey ausgesetzt.

Diese Kinder des Tellus waren alle schön und gut.

Es ist schon längst bekannt, daß die Griechen unter diese beyden Wörter alle die Eigenschaften zusammenfassen, welche einen menschlichen Charakter empfehlungswerth machen. Alle die Eigenschaften und Handlungen, welche Beyfall und Achtung erwerben, ohne daß auf ihren Nutzen Rücksicht genommen wird, von der Schönheit des Körpers an, bis zu Großmuth und Tapferkeit, sind unter dem Nahmen des Schönen begriffen: alle die, welche den Menschen für andre Menschen brauchbar, zum Dienste des Vaterlandes, oder seiner Freunde tüchtig machen, — es mögen Eigenschaften des Körpers seyn, wie Stärke und Behendigkeit, oder Eigenschaften der Seele, wie Gerechtigkeit und Fleiß, — setzen den Begriff des guten Menschen zusammen. Die Absonderung dieser beyden Classen von menschlichen Eigenschaften, oder dieser beyden Gesichtspuncte, unter welchen sich jede Eigenschaft betrachten läßt, die Absonderung des Schönen vom Guten, war

ein wichtiger Schritt in dem Fortgange der Moralphilosophie, und hatte auf die eigne Ausbildung, welche sie in Griechenland erhielt, einen entscheidenden Einfluß. Aber in jener frühen Zeit, in welche die Herodotische Erzählung gehört, war diese Absonderung weder vollständig noch genau. Die Gränzlinie zwischen dem beyderseitigen Gebiethe schwebte noch im Dunkeln, und wurde mehr geahndet, als erkannt. Noch weniger waren die einzelnen Stücke aufgezählt, welche unter jede Rubrike gehören. Naturgaben und selbsterworbne Fertigkeiten, Tugenden, die von des Menschen Freyheit abhängen, und Vorzüge, die ihm angebohren sind, oder die er nur von dem Glücke empfangen kann, wurden unter einander gemischt, und erhielten einen gleichen Beyfall. Die Eigenschaften des Körpers nahmen mit den Tugenden der Seele einen fast gleichen Rang ein: sie wurden oft mehr geschätzt, und wurden dem Menschen eben so angerechnet. Der schwache und übelgestaltete Mensch wurde eben so verachtet, als der feige; und der Athlete, welcher durch die Stärke seiner Arme, oder die Geschwindigkeit seiner Füsse, den Preis in den Olympischen Spielen erhalten hatte, wurde für

eine größre Zierde seines Vaterlandes gehalten, als der, welcher Fleiß, Verstand, oder Rechtschaffenheit in häuslichen, oder öffentlichen Geschäften bewiesen hatte. In der That waren selbst jene Wörter, durch welche die beyden Hauptclassen lobenswürdiger Eigenschaften angezeigt wurden, ursprünglich Benennungen für sichtbare und körperliche Vorzüge. Von der Schönheit ist es augenscheinlich, daß sie, von der Gestalt und dem Angesichte des Menschen, auf seinen Geist, seinen Charakter und seine Handlungen übergetragen worden ist. Aber auch das Gute, welches der Mensch kennt, ist zuerst Gesundheit und Stärke; und der gute, der brauchbare Mensch ist für ihn der starke. An die Stärke des Körpers schließt sich die Tapferkeit und der Muth an. Tapferkeit ist die erste Güte oder Vollkommenheit des Geistes, welche den Nahmen der Tugend erhält. Später erst breitet sich der Sinn des Worts auf Gerechtigkeit, Klugheit und Mäßigung aus.

Ob es gleich wahr ist, daß der Mensch von einzelnen Erfahrungen ausgehn muß, um auf allgemeine Begriffe zu kommen: so ist es nicht weniger gewiß, daß, besonders im Felde der Moral und Metaphysik, er vom Indivuellen sehr schnell zu der größten Allgemeinheit über,

springt, und eher die höchsten Gattungen, als die Unterarten von einander absondert. Einen Unterschied zwischen dem, was im Menschen des Lobes, oder des Tadels würdig ist, Achtung, oder Verachtung erregt, werden die Menschen sehr bald gewahr; auch in den Ursachen dieses Beyfalls, oder dieser Mißbilligung erkennen sie, bey einigem Fortgange des gesellschaftlichen Lebens, in kurzem solche Verschiedenheiten, die sie zu einer Absonderung mehrerer Classen veranlassen. Und man kann allerdings sagen, daß der erste Blick der Griechen scharfsichtig war, welcher sie gerade auf diese Absonderung führte, — das was nutzt, von dem, was gefällt, ohne zu nutzen, zuerst im Körper, dann in der Seele und in den Handlungen, zu unterscheiden. Aber erst nach vielen gesammelten Beyspielen von Menschen und menschlichen Thaten, denen durch die allgemeine Bewunderung der Stempel der Vortreflichkeit, oder durch die allgemeine Mißbilligung der Stempel der Verwerfung aufgedrückt worden war; — erst, nachdem die Verhältnisse im gesellschaftlichen Leben sich dermaßen vervielfältigt und verwickelt hatten, daß auch die feinern Schattirungen der Charaktere sich in ihnen zeigen konten; erst endlich nachdem

speculative Köpfe die Empfindungen, welche ein Mensch bey andern Menschen, durch seine Eigenschaften und durch sein Betragen erregt, zergliedert hatten — erst nach diesen Vorbereitungen konnten die einzelnen Tugenden, die unter jene Classen gehören, aufgefunden und auf bestimmte Begriffe gebracht werden. Tellus Söhne erhielten den Beyfall ihrer Mitbürger und des Solons durch Vorzüge, die weniger genau beobachtet und unterschieden worden waren. Sie hatten, will Solon sagen, an Körper und Geist alles, oder das meiste von dem, was, bey der Betrachtung, Wohlgefallen erweckt, und, bey dem Gebrauche, den Dank der Menschen verdient.

Der Antheil, welchen ein Vater an dem Ruhme nimmt, den seinen Söhnen ihre Gaben und Tugenden zuziehn, ist zu allen Zeiten groß: und nie ist ein Mann ohne Achtung geblieben, der von einer schönen und verdienstvollen Nachkommenschaft umgeben gewesen ist. Aber doch scheint in jenem hohen Alterthume dieser Antheil noch größer, der Stolz auf schöne und gute Kinder noch allgemeiner, das Unglück, kinderlos ins Alter zu treten, noch mitleidenswürdiger gewesen zu seyn, als jetzt. Die Bande der Geselligkeit, welche die Menschen als Men-

schen zusammenknüpfen, waren damahls noch verkannt, oder waren wenigstens äußerst lose; die, welche zwischen ihnen als Bürgern eines Staats obwalten, theilten sie gemeiniglich in große Parteyen, wobey jede so viel Gegner, als Freunde fand. Nur die Bande der Bluts-freundschaft, und noch mehr die der kindlichen Liebe konnten dem Menschen, besonders für sein höheres Alter, einen gesicherten Schutz, einen frohen Lebensgenuß, in Zeiten der Ruhe, und Beystand in Zeiten der Gefahr, verschaffen.

In Absicht zweyer Sachen wird es vom Solon mehr angedeutet, als gesagt, daß er sie zum glücklichen Leben rechnet. Diese sind, ein langes Leben, und ein gesundes Alter. Der glückliche Tellus mußte beyde Vorzüge besitzen. Ohne das erste hätte er nicht von allen seinen Kindern wieder Kinder erleben können: und ohne das letztere hätte er nicht, als Vater einer solchen Nachkommenschaft, noch in den Krieg ziehn, und das Ende seiner Laufbahn in einem ehrenvollen Tode fürs Vaterland finden können.

Ich merke im Vorbeygehn an, daß das menschliche Leben in der ersten Kindheit damahls eben so unsicher, und die Anzahl der

Glücklichen, welche diesen Gefahren entkamen, verhältnißmäßig eben so klein gewesen seyn muß, als jetzt. Es würde sonst nicht vom Solon als ein den Tellus auszeichnendes Glück bemerkt worden seyn, daß alle Kinder, die ihm gebohren wurden, auch am Leben blieben.

Von der übrigen Verfassung und den Lebensumständen des Tellus sagt uns Solon äußerst wenig. Mit einem einzigen simpeln, etwas unbestimmten Worte, *) mit eben dem, welches er von dem Flor Athens zu Tellus Zeiten braucht, zeigt er an, daß sein eigner Zustand erwünscht und blühend war. Ohne Zweifel stecken unter diesem Ausdrucke die Begriffe von Vermögen und Ehre: das beweist der Zusatz, den Solon dem Wohlergehn des Tellus beyfügt, — nach unsrer (der Griechen) Art, oder, so wie es bey uns seyn kann, ein Zusatz, der unverständlich seyn würde, wenn von einer andern Art des Glücks, als der gedachten, die Rede wäre. „Tellus, will Solon sagen, war ein angesehner und wohlhabender Mann, nach dem, was bey uns Griechen Reichthum und Ansehn heißt. Er hatte nicht die

---

*) ἐυ ἥκοντι τοῦ βίου.

Schätze Asiatischer Reichen, und war über seines Gleichen nicht so erhoben wie ein Despote: aber in einem mittelmäßig reichen und mächtigen Freystaate, zeichnete er sich doch unter seinen Mitbürgern durch Wohlhabenheit und genossene Achtung aus.“

Der Leser wird in der Folge dieses Aufsatzes noch eine andre Stelle des Herodots finden, aus welcher die gegenwärtige erklärt wird. Aus beyden erhellt nähmlich, daß die Griechen, wenn sie ihre äußere, politische oder persönliche, Lage mit der Lage verglichen, worinn sie die Staaten und die Einwohner Asiens fanden, sie ihre Kleinheit, und das Eingeschränkte ihres Eigenthums so wohl, als ihrer Herrschaft, erkannten; daß sie sich aber dadurch nicht gedemüthigt fühlten, sondern vielmehr die Ursachen von den persönlichen Vorzügen, durch die sie sich über die Barbaren erhaben zu seyn glaubten, zum Theile dieser glücklichen Mittelmäßigkeit zuschrieben.

In dem Leben des glücklichen Mannes zeichneten sich also, nach den Begriffen der Griechen zu Solons Zeiten, nur wenige Umstände so sehr aus, um eine besondre Anzeige zu verdienen. Aber die Art seines Todes und Be-

gräbnisses, waren ihnen zu wichtige Dinge, als daß Solon unterlassen konnte ihrer zu erwähnen. Das Glück des Tellus wurde erst dadurch vollendet und gekrönt, daß er, als Schlachtopfer für sein Vaterland und als Sieger, fiel, und daß seinem Leichname alle die halb gottesdienstliche Verehrung bewiesen wurde, welche die Dankbarkeit und der Aberglaube der Griechen ihren verdienstvollen Todten zuerkannte.

Wahrheit und Vorurtheil vereinigen sich in diesen Vorstellungen eines glücklichen Todes.

Krieg ist das erste und edelste Geschäft in der Meinung der Menschen; fürs Vaterland zu fechten die erste Pflicht; Tapferkeit im Kriege bewiesen, die geschätzteste Tugend, Sieg über die Feinde das größte Glück. Dieß sind Ideen der alten Welt — aber tief eingewurzelt in der menschlichen Natur, so, daß sie noch heute zu Tage ihre Zweige treiben, ob gleich so viele Umstände sich vereinigen, sie auszurotten, oder einzuschränken.

In diese Denkungsart können wir uns versetzen. Aber die, daß es zur Glückseligkeit des Menschen nothwendig sey begraben, und mit gewissen Ceremonien nach seinem Tode beehrt zu werden, ist uns so fremd, daß wir Mühe haben zu begreifen, wie sie bey einer vernünfti=

gen Nation so lange fortdauern konnten. Und doch überzeugt uns alles, die Geschichte sowohl als die Poesie der Griechen, daß in dem Zeitraume ihrer höchsten Aufklärung, diese Gegenstände den tiefsten Eindruck auf sie machten.

Es giebt mehr als eine Tragödie der Griechen, — und unter diese gehört gerade die in Athen geschätzteste Tragödie des Sophokles *) — deren ganzes Interesse darauf gebauet ist, daß einem Todten das Begräbniß von der einen Partey verweigert, von der andern erkämpft wird. Das Schicksal der zwölf siegreichen Athenienischen Feldherrn, ist bekannt, die mit ihrem Leben dafür büßen mußten, daß sie, nach einer gewonnenen Seeschlacht, durch Sturm verhindert worden waren, die Leichnahme ihrer erschlagnen, oder im Meere ertrunknen Mitbürger aufzusuchen und am Lande zu begraben.

In diesem Geiste schildert also auch Solon das Ende des ersten seiner glücklichsten Leute. Tellus bleibt auf der Stelle wo er gefochten hatte — und erst, nachdem der Sieg seiner Landsleute entschieden war; er wird auf öffentliche Unkosten begraben; und seine Leiche und

*) Die Antigone.

sein Grab werden mit allen den Gebräuchen beehrt, welche das Vaterland seinen verdienstvollsten Bürgern gewidmet hatte.

Dieß ganze Bild trägt die Spuren eines hohen Alterthums. Die Umrisse sind nur durch wenige gerade Striche angezeigt; die Zeichnung ist richtig, aber trocken; die feinern Schattirungen und die Farben fehlen.

In dem zweyten Gemählde, in dem von der Glückseligkeit des Biton und Cleobis, denen Solon den zweyten Rang unter den Glücklichen einräumt, sind einige Züge, die näher zum Herzen gehen, und eine feinere Empfindsamkeit des Beobachters oder Erfinders derselben anzeigen. Indeß sind diese ebenfalls mit rohen Vorstellungen der Zeit vermischt, in die wir nicht einstimmen können, ob es uns gleich Vergnügen macht, sie kennen zu lernen.

Es ist abermahls eine Familie, die durch und in sich glücklich ist; es ist eine Mutter, die, vor den Augen eines zum Gottesdienste versammelten Volkes, von ihren Söhnen geehrt wird; es sind Söhne, welche kindliche Liebe und Ehrfurcht gegen die Götter bewegt, die größten Beschwerden zu übernehmen.

Sonst

Sonst hören wir an Kleobis und Biton keinen andern Vorzug, als ihre Leibesstärke, und kein anderes Glück, als den Preis rühmen, den sie in den öffentlichen Wettkämpfen der Griechen erhalten haben. Sie waren, sagt Solon, beyde Athlophoren.

Die Stärke des Körpers, die Leibesübungen, und die Wettkämpfe hatten in der Achtung der Griechen einen sehr hohen Rang. Es machte, nach ihrer Meinung, die Ehre und das Glück einer Familie, und selbst eines Staats aus, wenn jene einen Verwandten, dieser einen Bürger hatte, der auf einem der vier großen Schauplätze, wo die Nation sich versammelte, um über diese Art des Verdienstes zu entscheiden, — zu Olymp, bey Nemea, am Isthmus, und in Delphi, — als Sieger gekrönt worden war. Unbegreiflich ist es nicht, daß zu einer Zeit, wo mit Laufen, Ringen und Faustschlagen diejenigen Geschicklichkeiten zusammenhingen, durch welche eine Nation ihre Feinde im Felde überwindet, athletische Wettkämpfe eine ausnehmende Wichtigkeit, in den Augen kriegerischer Völkerschaften, erhielten: so geistlos auch jene Uebungen waren, und so leer von allem moralischen Werthe ein Olympischer Sieger seyn konnte. Schon der Umstand, daß diese Siege vor den Augen

des versammelten Griechenlands erfochten wurden, daß sie zur Feyerlichkeit großer Nationalfeste gehörten, die uralt, und der Sage nach von Halbgöttern gestiftet worden waren, — konnte sie zum Gegenstande eines allgemeinen Wetteifers machen. Aber das ist befremdlich, daß die Meinung von der Würde dieser Spiele, auch dann unter den Griechen noch fortdauerte, als die Nutzbarkeit der Uebungen, zu welchen sie die Veranlassung gaben, und der Fertigkeiten, welche in denselben gekrönt wurden, schon längst aufgehört hatte. Selbst nachdem die Veränderung der Waffen und der Kriegskunst, dem eignen Geständnisse der Griechen zufolge, die Athleten fast unbrauchbar zum Kriege, und vortrefliche Krieger zu schlechten Athleten machte, blieb doch noch an dem Nahmen eines Olympischen Siegers ein Schein von Erhabenheit und Ehrwürdigkeit geheftet. *)

„Kleobis und Biton waren glücklich, weil „sie von ungewöhnlicher Leibesstärke, und weil „sie als Wettrenner oder Ringer gekrönt wor„den waren." Das sind nicht Begriffe So-

*) Eine ausführliche, aber doch nicht gnugthuende Erörterung dieses Gegenstandes findet man in Lucians Dialogen, welcher Anacharsis überschrieben ist.

kons, des weisen Mannes, sondern Vorstellungen seines Zeitalters und seines Volks, die er von Jugend auf eingesogen hatte. Aber das ist ihm mehr eigen, und das nähert wieder seinen Begriff von Glückseligkeit dem unsrigen, daß er die beyden Jünglinge, um sie als glücklich darzustellen, ihre Stärke in einer Handlung beweisen läßt, die zugleich Frömmigkeit und Kindesliebe anzeigt. Sie spannen sich an den Wagen ihrer Mutter, um sie zu rechter Zeit zu dem Gottesdienste, dem sie vorstehen sollte, und den sie sonst versäumt haben würde, zu bringen.

Die älteste Zeit, unter Juden und Heiden, war eine fromme Zeit. So wenig die Begriffe, welche die letztern von den Göttern hatten, und die Gebräuche, welche ihren Gottesdienst ausmachten, fähig schienen, eine dauerhafte Ehrfurcht zu erwecken: so war doch die Idee von der wesentlichen Erhabenheit und den oberherrschaftlichen Rechten jener unsichtbaren Wesen, und von der Heiligkeit der Pflichten, die wir ihnen schuldig sind, den Gemüthern tief eingeprägt.

Es ist merkwürdig, daß die Gesinnung, welche die Religion gegen die Gottheit einflößt, und die, welche sich auf das Verhältniß der

Kinder gegen ihre Eltern bezieht, den Alten so verwandt geschienen haben, daß sie beyde mit demselben Nahmen benennen, *) und daß sie sie noch öfter, so wie hier, in ihren Charakterschilderungen als Züge, die zusammengehören, vereinigen. Diese Verwandschaft ist nicht ohne Grund von ihnen angenommen worden. In der religiösen, wie in der kindlichen, Gesinnung ist Dankbarkeit der Grundstoff. Dieser bekommt aber, bey beyden, eine eigenthümliche Form und Farbe durch eine Mischung von Furcht: — die, bey Kindern gegen ihre Eltern, aus ihrer Abhängigkeit von diesen, während der ersten Jahre der Kindheit, — bey dem Menschen gegen die Gottheit, aus der Vorstellung von ihrer überlegnen Macht, und selbst aus der Dunkelheit des Begriffes von ihr entsteht, — Ursachen, welche auf das menschliche Gemüth, während der ersten Periode seiner Cultur, stärker, als in spätern Perioden, **) wirken.

---

*) Die εὐσέβεια der Griechen und noch mehr die pietas der Römer bedeutet zugleich Frömmigkeit, und kindliche Dankbarkeit.

**) In dem ältesten und rohesten Begriffe von Gotte waltet die Macht vor; in spätern und mehr verfeinerten ist es die Güte desselben, welche die Aufmerksamkeit vornehmlich an sich zieht. Unh ob gleich die Dunkelheit des Begriffs bleibt: so verliert das Geheimnißvolle doch, durch fortgesetztes Nachdenken, das Ansehn des Fürchterlichen.

Das versammelte Volk preist Mutter und Söhne glücklich: die Söhne bloß wegen ihrer ausgezeichneten Stärke; die Mutter, wegen der Achtung, welche sie von solchen Kindern genießt.

Es ist angenehm, ein ganzes Volk in dieser alten Zeit zu sehen, das die kindliche Liebe und die Ehrfurcht gegen die Götter für Tugenden erkennt und ihnen seinen lauten Beyfall giebt. Diese beyden Gesinnungen sind in der That allenthalben, wo sie einen gewissen Grad von Stärke im menschlichen Gemüthe erreichen, Principien, aus welchen zugleich Mäßigung übelartiger Leidenschaften, und Anstrengung zu nützlicher Thätigkeit entspringt. Aber sie waren vorzüglich in einem Zeitalter unentbehrlich, wo die bürgerliche Gesellschaft weder den Leidenschaften so feste Schranken entgegensetzte, noch den Fleiß und die Gemeinnützigkeit durch so viele Belohnungen aufmunterte, als in unserm Zeitalter. Die Achtung der Menschen aber für gewisse moralische Eigenschaften richtet sich, durch einen natürlichen Instinct, oder durch die Folge richtiger, obgleich nicht entwickelter, Schlüsse, nach dem Nutzen oder der Unentbehrlichkeit solcher Eigenschaften für die jedesmahligen Umstände der Gesellschaft.

Das Ende der Geschichte hat etwas rührendes: aber es hat zugleich einen Anstrich von Schwermuth, — eine Farbe, die in der That in vielen Erzählungen und Mährchen der ältesten Welt durchschimmert. — War vielleicht das Gefühl der Mühe und der Noth, welche das menschliche Leben begleiten, allgemeiner und stärker, als die Menschen noch wenigere Vergnügungen kannten, wenigere Hülfsmittel hatten, und doch mit größern Schwierigkeiten kämpfen mußten, und mehrern Gefahren ausgesetzt waren? Oder machten die unaufhörlichen Kriege, welche die Menschen mit Blutvergießen und Tod allenthalben umgaben, und bey denen ihr Ruhm an die unerschrockne Aufopferung des Lebens geknüpft war, daß sie den Gedanken des Todes bey jeder Gelegenheit vor Augen hatten, und eine gewisse Süßigkeit darin fanden? Die Ursache sey, welche sie wolle: so viel ist gewiß, daß die melancholische Sentenz des Hindostaners, *) „Schlafen ist besser als wachen, aber der Tod ist über alles,—" diese Weisheit, die dem Nichtseyn vor dem Seyn den Vor-

*) Man sehe Rainal histoire des Etablissemens des Européens dans les deux Indes.

zug giebt, auch in der Geschichte und in den Meinungen der ältesten Griechen herrscht.

Was uns aber in dem Schicksale dieser Jünglinge nicht bloß wehmüthig rührt, weil es uns an das, in allen Zeitaltern empfundne, menschliche Elend erinnert, sondern was uns auch jetzt noch als Glückseligkeit vorkommen kann, ist ihr sanfter und schmerzensloser Tod, der unmittelbar auf eine gute Handlung folgt; — es ist ein Tod, der von der Gottheit selbst, zur Erfüllung der gerechtesten und inbrünstigsten Fürbitte einer frommen Mutter für die Wohlfarth ihrer Söhne, diesen zugeschickt wird.

Es liegt etwas tröstliches in diesem Ausgange der Geschichte. Je mehr der Mensch natürlicher Weise den Tod fürchtet, und durch die Gewißheit desselben das Leben verbittert fühlt: desto mehr wünscht er, sich zu überzeugen, daß der Tod kein Uebel sey. Und hier ist es nun die Gottheit selbst, welche diesen Ausspruch thut. Sie begünstigt ihre Lieblinge und ihre eifrigsten Verehrer, indem sie selbige sanft und schnell aus diesem Leben hinwegnimmt. Sie erkläret also den Abscheu der Menschen vor dem Tode, und die Liebe zum Leben, wodurch sie so oft beunruhiget werden, für irre geleitete Neigungen, die

nur aus der Unwissenheit, in Absicht des wahrhaft Guten, entstehn.

Wenn wir alle Züge, die Solon seinen verschiedenen Glücklichen einzeln beygelegt hat, um ihr Schicksal als erwünscht zu schildern, mit einander vereinigen: so bleibt das daraus entstehende Bild immer noch ein roher und mangelhafter Entwurf, der davon zeugt, daß die Kunst moralische Bilder zu mahlen zu seiner Zeit noch in ihrer Kindheit war.

Der Glückliche, nach ihm, ist Bürger eines blühenden und siegreichen Staats, und Vater einer zahlreichen und schönen Familie. Außerordentliche Leibesstärke, Kränze des Sieges in den Schranken der Wettkämpfe oder auf dem Schlachtfelde errungen; ein ehrenvoller Tod vor dem Feinde, oder ein sanfter Tod in den Vorhallen des Tempels; endlich ein Leichenbegängniß und Denkmähler, die noch das Andenken des Todten ehren: das sind die Stücke alle, welche er in dem Leben des Glücklichen bemerkenswerth gnug findet, um aufgezählt zu werden; alle übrigen faßt er in dem Ausdrucke des Wohlergehns zusammen.

Die bisherigen Schilderungen lassen uns nur schließen, was Solon über die Glückseligkeit

denkt. Aber Krösus fordert ihn auch auf, sich geradezu über das, was er Glück nenne, und warum er ihn nicht für glücklich halte, zu erklären: und Solons Antwort ist, als Denkmahl der ältesten griechischen Moralphilosophie, noch merkwürdiger, als der Inhalt seiner Erzählungen.

Zuerst ist es sehr auffallend, daß der weise Solon, der, welcher zuvor die Ehrfurcht vor den Göttern unter die schönsten Eigenschaften des Menschen und die Gründe ihres Glücks gezählt, — der die Götter als die Geber aller der Güter, welche Menschen beglücken können, vorgestellt hatte, jetzt diejenige Eigenschaft des Gemüths, welche wir für die niedrigste und häßlichste aller menschlichen Leidenschaften halten, — den Neid und die Schadenfreude, — recht für den eigenthümlichen Charakter erklärt, wodurch jene höhern Wesen und ihre Verfahrungsart, in Absicht des Menschen und seiner Schicksale, sich auszeichnen.

War dieß die Frucht seiner langen Erfahrung? Und hatte ihm seine Länder- und Menschen-Kenntniß zu keinen andern Aufschlüssen, über die Ursachen des Glückwechsels in dem Leben so vieler Menschen, verholfen?

Nichts zeigt mehr die Einfalt und Rohheit der alten Zeit an, als der Umstand, daß Meinungen, die in dem geradesten Widerspruch gegen einander standen, doch neben einander fortdauerten, und Gesinnungen und Leidenschaften, die einander aufheben mußten, wenn man im mindesten über die Vorstellungen, die ihnen zum Grunde lagen, nachdachte, gleich stark die Nationen beherrschen konnten. Homer und seine Zeitgenossen, bis auf unsern Solon herunter, schildern ihre Götter theils verächtlich, theils abscheulich, und doch haben sie Ehrfurcht vor ihnen, und halten den Dienst derselben für die heiligste aller Pflichten. — Die Griechen aus dem heroischen Zeitalter haben die fürchterlichste Vorstellung von dem Zustande der abgeschiednen Seelen. — Achilles, welchen Ulysses in der Unterwelt spricht, wünscht lieber Sklave eines armen Mannes auf der Oberwelt, als unter den Schatten König zu seyn. In allen alten Gemählden des Orkus kommen wenigstens zwey höchst traurige Bilder vor, die Kraftlosigkeit seiner Bewohner, und die Finsterniß, die sie umgiebt. Und dessen ungeachtet gehen diese Griechen ihrem Tode beherzt entgegen, sehen die Feigheit, welche die Todesgefahr flieht, für die

schändlichste aller Eigenschaften an, und preisen diejenigen glücklich, welche den Ruhm der Tapferkeit und des Sieges mit ihrem Leben erkaufen.

Liegt die Ursache dieser seltsamen Erscheinung darin, daß diese ungebildetern Menschen jedesmahl ganz durch den Eindruck des gegenwärtigen Augenblicks und des vorliegenden Gegenstandes regieret wurden, und ihrer ehemahligen Vorstellungen sowohl, als der abwesenden Dinge, vergaßen? Liegt es daran, daß, da jede dieser Meinungen aus einer andern Quelle geschöpft, jede dieser Leidenschaften aus einer andern Reihe von Empfindungen entsprungen war, der Widerspruch unter ihnen verborgen blieb, so lange die Menschen nicht eine Vergleichung unter diesen verschiedenen Gemüthslagen anstellten, und einen Zusammenhang zwischen den dadurch erhaltnen Eindrücken zu stiften suchten? Oder scheint uns vielleicht jener Widerspruch größer, als er in der That ist? Liegt er vielleicht nur in den zu bestimmten und entwickelten Begriffen, die wir, nach der Denkungsart unsrer Zeit, den Worten jener Alten unterschieben; und fällt er vielleicht bey dem unbestimmtern und schwankendern Sinne, den sie in ih-

rem Munde hatten, weg? Vielleicht drückt z. B. das Wort, welches wir durch **Neid** übersetzen, diejenige unmoralische Eigenschaft, die unsern Tadel und Abscheu so sehr verdient, bey weitem nicht mit der Schärfe und Genauigkeit aus, mit welcher wir sie uns dabey denken.

Doch wir können uns weniger in Absicht dieses alten Begriffs von der Gottheit irren, da wir ihn bey mehrern Völkern der alten Welt wiederfinden; — da wir in der Geschichte und den Denkmählern dieser Völker den Stufen nachgehen können, durch welche er sich nach und nach läutert und unsern vernünftigern Religionsbegriffen nähert; da wir uns endlich seinen Ursprung, und die Art, wie er mit den ersten Vorstellungen der Menschen vom göttlichen Wesen zusammenhing, natürlich zu erklären wissen.

Die Erhabenheit der Götter über die Menschen, die Macht, die sie vor ihnen voraushaben, und die Herrschaft, die sie über sie ausüben, sind die ersten Gegenstände und Gründe der gottesdienstlichen Verehrung. Zu dieser Erhabenheit gehört aber, nach den rohern Begriffen ungebildeter Menschen, bey den Göttern, wie bey den Königen, eben so sehr die Glückseligkeit, deren sie

allein genießen, als die Vollkommenheit, die ihnen allein zukömmt.

Wesen, die ihren Werth im Vorzuge vor andern, und in der Gewalt über sie haben, ist es natürlich, daß sie diese Gewalt auch behaupten, daß sie diese Erhabenheit sich nicht wollen nehmen lassen.

Daraus folgt dann ferner, daß die Götter diejenigen Menschen hassen, die sich zu einer Gleichheit mit ihnen erheben wollen. Das erste Verbrechen, in den ältesten Religionen, ist der Uebermuth, der den Menschen seiner Sphäre vergessen, und ihn nach höhern Dingen streben läßt, als seiner Natur gemäß ist, oder die festgesetzte Ordnung der Dinge erlaubt. Durch ihn fiel Sisyphus, ein sonst untadelhafter Fürst, und Tantalus, der Freund und Tischgenosse der Götter, in die Ungnade derselben. Die Hölle der Griechen ist fast mit keinen andern Verbrechern angefüllt, als mit Ehrsüchtigen, die mit den Göttern um die Herrschaft streiten, oder sich ihnen nähern wollen. Die grausame Rache, die Apoll am Marsyas nahm, weil er mit ihm in der Tonkunst wetteiferte, Latone an der Niobe, weil sie sich ihrer Fruchtbarkeit und der Schönheit ihrer Kinder überhob, deutet auf eben die

Idee. Und was war, selbst nach der Mosaischen Erzählung, das Verbrechen, wodurch die ersten Menschen ihre Unschuld verloren und das Paradies verwirkten, anders, als ein Versuch, weiser und erhabner zu werden, als sie von der Gottheit bestimmt waren zu seyn?

Daraus entwickelt sich aber noch ein andrer Begriff: daß selbst, wenn den Menschen nur das Glück, nicht sein eigner Stolz, erhebt, — wenn er durch außerordentliche Reichthümer, durch schnelle Erhebung in seinem Stande, durch das Gelingen vieler seiner Entwürfe, durch einen ununterbrochnen Genuß von Gesundheit und Vergnügen, kurz durch eine Reihe gleich günstiger Zufälle, von dem gemeinen Loose der Sterblichen ausgenommen zu seyn scheint, die Götter ihn zu demüthigen, und durch große Unglücksfälle in seine Sphäre zurückzuweisen geneigt sind.

Dieser Neid also, den Solon hier, und Herodot an mehrern Stellen, den Göttern als Eigenschaft zuschreibt, ist nicht eigentlich das Mißvergnügen, welches das Glück andrer bey bösartigen oder schwachen Gemüthern erregt: es ist der Unwille eines Höhern gegen den Uebermuth der Niedrigern; es ist die Gesinnung eines auf

seine Macht eifersüchtigen Regenten gegen Unterthanen, welche sich über ihr Verhältniß erheben, und sich der Unterwürfigkeit, zu der sie verbunden sind, zu entziehen trachten.

Indeß, obgleich diese Gesinnung, — auf solche Weise bestimmt, — nicht geradezu moralisch böse ist: so ist doch auch wenig moralisch Vollkommnes darin. Wenn es auch nicht boshafter Neid ist, den diese alten, frommen Weisen ihren Göttern, mitten unter den Ausdrücken ihrer Verehrung gegen sie, zuschrieben: so ist es doch eine selbstsüchtige Neigung, es ist die Denkungsart unbefestigter und schwacher Regenten. In der That mußte schon deßwegen, mit der Erhöhung und Veredlung des Begriffs von Gott, sich der Begriff dieser Eigenschaft von ihm abändern, und nach und nach verlieren.

So lange die Götter menschenartige Wesen von großer, aber doch endlicher Macht, und auf eine gewisse Sphäre der Herrschaft eingeschränkt waren: so lange ließ es sich denken, daß sie auf das Glück oder die Hoheit einzelner Menschen eifersüchtig seyn, und sie bloß deßhalb strafen, oder verfolgen konnten, weil sie Eingriffe in ihre Gerechtsame von ihnen befürchteten. Aber sobald die Gottheit, in den Vorstellungen der

Menschen, ein unendliches Wesen und der Schöpfer der Welt wurde, einer Welt, deren Größe sich mit jedem Schritte ihrer wachsenden Kenntnisse erweiterte: so bald mußte, mit der Möglichkeit einer Gleichheit zwischen Mensch und Gott, auch der Gedanke verschwinden, daß das übergroße Glück der Menschen der Gegenstand des göttlichen Unwillens, und die Ursache göttlicher Strafen seyn könne.

Aber noch weit mehr mußte diese Veränderung bewirkt werden, als die Vorstellung von Gott nicht mehr aus den Merkmahlen von Macht und Erhabenheit allein bestand, sondern auch durch die von Güte und Weisheit bestimmt wurde. Diese Fortschritte der Vernunft und des sittlichen Gefühls unter den Griechen waren es, welche aus dem ältesten Begriffe des Neides den spätern der Nemesis hervorbrachten, einer zweydeutigen Eigenschaft, die nicht von aller Mischung jener bösartigen Leidenschaft frey war, aber sich doch schon weit mehr auf die Seite des Rechts und der Tugend neigte.

Nähmlich nicht das Glück und die Hoheit der Menschen an sich, glaubten die Griechen nun, mißfalle den Göttern: sondern nur das unverdiente, das unwürdig erlangte, das übel angewandte,

das durch Uebermuth und Laster gemißbrauchte Glück. Nicht die Aufrechterhaltung der eignen Erhabenheit und Herrschaft, nicht die bloße Demüthigung übermüthiger Unterthanen war mehr die Absicht der Götter, warum sie oft die Glücklichen mit größern Trübsalen, als andre heimsuchen, Mächtige stürzen, und einen langen Lauf günstiger Zufälle mit desto traurigern Schicksalen unterbrechen: sondern es geschah, um Tugend und Rechtschaffenheit unter den Menschen aufrecht zu erhalten; besonders um sie diejenige Bescheidenheit und Mäßigung zu lehren, die eine der liebenswürdigsten Eigenschaften der Menschheit ist. Nach und nach wurde selbst die Göttin Nemesis gerechter und weiser, als sie es bey ihrer ersten Erscheinung war. Aus einer bloßen Aufseherinn über die, welche unwürdiger Weise zum Glücke gelangen, oder auf eine übermüthige Weise dasselbe gebrauchen, — aus einer bloßen Ausgleicherinn dessen, was in den Schicksalen der Menschen zu auffallend ungleich ist, wurde sie nunmehro die austheilende Gerechtigkeit, welche belohnt und bestraft, und welche die menschlichen Schicksale, in denen Glück und Unglück eine Zeitlang, ohne Rücksicht auf Verdienst und Schuld, und selbst im Widerspruche mit

den moralischen Eigenschaften der Personen abzuwechseln scheint, zuletzt die Regeln der Schicklichkeit unterwirft, und den Endzwecken einer weisen und wohlthätigen Gesetzgebung anpaßt.

So wie im Menschen selbst Instinct und Leidenschaft nach und nach in vernünftige Ueberlegungen, zu Erreichung eben der Endzwecke, welche die Leidenschaft sucht, und in freye Entschlüsse nach ihnen zu streben, übergeht: so verfeinern und vervollkommnen sich, in eben der Stufenfolge, die Begriffe von denjenigen Eigenschaften, welche der Mensch von sich selbst auf höhere Wesen überträgt. Der Saame der reinen und vernünftigen Gottesverehrung entwickelt sich aus jenen rohen Vorstellungen des Alterthums, von welchen selbst die Weisheit des Solons nicht frey war, eben so natürlich, wie sich das System unsrer moralischen und politischen Kenntnisse überhaupt, aus den Eindrücken der Sinnlichkeit, den Phantomen der Einbildungskraft und den Trieben unsrer thierischen Natur entwickelt.

„Und eben deswegen nun," sagt Solon, um auf diesen wieder zurückzukommen, „könne er über einen noch lebenden Menschen „nicht urtheilen, ob er im Ganzen ein glückli„cher Mensch sey: weil er wisse, daß die, wel-

„che außerordentliche Glücksfälle erfahren, zum „Unglück auserſehen ſcheinen, und keiner in „größerer Gefahr ſtehe, tief geſtürzt zu werden, „als der am höchſten vom Glück erhoben „worden ſey."

Ob die Alten das menſchliche Leben in dieſem Puncte richtig beobachtet haben mögen, weiß ich nicht: aber dieß war lange Zeit ihre feſte und unabänderliche Meinung, daß außerordentliche Glücksfälle die Vorboten von Unglück wären. In allen alten Denkmählern der Griechen, in ihrer Mythologie, in ihren Geſchichtbüchern, in den Denksprüchen ihrer früheſten Weiſen findet ſie ſich deutlich durch Worte ausgedrückt, oder in Erzählungen eingekleidet. Ich will unter vielen Beyſpielen, dem Leſer nur die Geſchichte des Tyrannen von Samos, Polykrates, beym Herodot, eingedenk machen, dem, weil er in Allem glücklich war, ſein alter Gaſtfreund Amaſis, König von Aegypten, in einem Briefe den Rath gab, ſich des koſtbarſten ſeiner Kleinodien freywillig zu berauben, und durch irgend einen Verluſt, den neidiſchen Dämon, den er bey ſeinem großen Glücke zu fürchten hätte, zu verſöhnen. Polykrates, ſo fährt das Mährchen fort, wählte dazu einen Ring, mit einem vom Theodor

von Samos geschnittenen Smaragd, der zugleich, als Edelstein und als Kunstwerk, von großem Werthe war, und warf diesen, mitten auf dem hohen Meere, in die Fluthen. Einige Zeit darauf fand Polykrates den nähmlichen Ring in dem Bauche eines Fisches, den Fischer aus Samos gefangen, und wegen seiner ausnehmenden Größe ihm, als ihrem Fürsten, zum Geschenke gebracht hatten. Kaum erfuhr Amasis, daß seinem Freunde der Zufall auch den freywilligen Verlust wieder ersetzt hätte: so kündigte er ihm Freundschaft und Gastrecht feyerlich auf, weil, wie er sagte, er mit einem Manne in keiner Verbindung stehen wollte, den das Schicksal ohne Zweifel zum Untergange bestimmt hätte, da es ihm auf eine so wunderbare Weise schmeichelte. In der That wurde Polykrates, wenn Herodots Erzählung zu trauen ist, kurze Zeit darauf von einem persischen Satrapen Orötes, den er beleidigt hatte, aufs feste Land gelockt, gefangen genommen und endlich gekreutzigt.

Reines Resultat aus Beobachtungen konnte diese Meinung gewiß nicht seyn. Man hatte einige Beyspiele von einem so außerordentlichen Glückswechsel wirklich vor sich. Die Liebe zum Wunderbaren machte, daß man sie vorzüglich bemerkte, und die Fälle der entgegenstehenden Art

vergaß. Und nachdem man jene Maxime einmahl daraus abgezogen hatte, verfälschte man die wahren Geschichten, und erdichtete unwahre, um sie zu unterstützen.

Indessen ist es allerdings wahr, daß in jener ältern Zeit, wo fast jeder Reiche ein glücklich gewordner Abenteurer, und jeder Fürst ein Räuber einer unrechtmäßigen Gewalt war; wo der Reichthum oder das Ansehn, das einzelne Menschen besaßen, größtentheils durch Gewalt, List oder Zufall erworben, wenig davon ererbt, und ein befestigtes Eigenthum der Familien geworden war; wo die Kriege eine gänzliche Zerstörung der Dinge nach sich zogen, der Besiegte immer Freyheit, Vermögen und Leben zugleich verlor, und dieses Schicksal den Höchsten so wohl als den Niedrigsten traf: es ist wahr, sage ich, daß in diesem Zustande allgemeiner Unsicherheit, das Glück der Menschen noch häufiger und noch in einem höhern Grade, als zu unsrer Zeit, abwechseln, und der Uebergang von einem glänzenden Wohlstande zu einem tiefen Elende, der bey uns selten ist, unter die gemeinen Erfahrungen gehören konnte.

An allen Versuchen, das bloß Zufällige unter Regeln zu bringen, hat ohne Zweifel die

Einbildungs- und Dichtungs-Kraft der Menschen einigen Antheil, und sie können deßwegen leicht zu Aberglauben und Schwärmerey Anlaß geben. Denn wenn man eine Regel zu bemerken glaubt, wo sich doch keine Ursache entdecken läßt, welche die Ordnung hervorbrächte: da ist etwas geheimnißvolles. Und wo einmahl ein Geheimniß ist, da ist dem Betruge oder der Schwärmerey das Thor geöffnet. Doch ist es auch in Absicht dieser Thorheiten der Mühe werth, die Denkungsart der alten Welt mit der unsers Zeitalters zu vergleichen.

Daß der Allzuglückliche durchaus unglücklich werden müsse, daß ausnehmende und vielfache Begünstigungen des Schicksals dem Menschen geradezu seinen Untergang, oder schreckliche Unfälle verkündigen, diese Einbildung haben wir nicht beybehalten. Die Umstände der Zeit haben entweder weniger Fälle der Art, woraus sie entstehen konnte, veranlaßt; oder eine richtigere Beobachtung des menschlichen Lebens hat uns die Falschheit davon gezeigt. Aber andre Meinunnungen, vielleicht eben so ungegründete, dauern noch in Absicht des Glücks und der Glücksfälle fort, und werden durch scheinbare Erfahrungen unterstützt. Viele glauben noch jetzt, daß ge-

wisse Menschen einen ihnen eignen Glücksstern, einen günstigen, oder feindseligen Dämon haben; weil sie in ihren Schicksalen, vom Anfange bis zum Ende, etwas gleichförmiges wahrzunehmen glauben. In der That giebt es Personen, denen der Zufall, in dem Laufe ihres Lebens, öfter als andern günstig gewesen ist, und die, in Fällen, wo sie selbst nichts zur Beförderung ihres Glücks thun konnten, durch andre Menschen, und durch den Zusammenhang der Dinge, alles zu ihrem Besten vorbereitet fanden. Andern werden, durch eine Reihe gleich zufälliger Ursachen, so oft ihre Entwürfe vereitelt, ihre Vergnügungen gestört, und Unannehmlichkeiten und Beraubungen, ohne Schuld ihrer Unklugheit oder Ungeschicklichkeit, zugezogen: daß sie von sich selbst und von andern für Unglückliche gehalten werden

Aber wer weiß, ob nicht in dieser Berechnung des Glücks oder Unglücks, Unrichtigkeiten vorkommen; ob nicht, zu Begünstigung einer Hypothese, oder einer Leidenschaft, bald Unfälle und fehlgeschlagne Entwürfe in dem Leben des vermeinten Glücklichen übergangen, bald die glücklichen Ereignisse in dem Leben des Leidenden vergessen werden? Oder wenn wirklich zwi-

schen den Schicksalen des einen Menschen und den Schicksalen des andern ein so großer und ein so anhaltender Unterschied statt findet, daß der eine seine Endzwecke immer erreicht, der andre die seinen immer verfehlt: wer weiß, ob dieß am Glücke, und nicht vielmehr an den Menschen selbst liege; — ob nicht gewisse persönliche Eigenschaften, die vielleicht zu verborgen sind, oder deren Wirksamkeit zu sehr ins Kleine geht, als daß sie bemerkt werden könnten, die Maßregeln des erstern unterstützen, und den Unternehmungen des andern schaden; — ob es nicht vielleicht eine richtigere Beurtheilung der Dinge, aber ohne entwickelte Begriffe, — ein schicklicheres Benehmen, obgleich ohne sichtbare Kunst, oder ein schnelleres Ergreifen der Gelegenheit, und eine dreistere Ausführung ist, wodurch der vermeintlich Glückliche sich den Zufall günstig macht?

Eine andre Meinung herrscht, besonders in Absicht des Spielglücks, und ist von da auf das Glück des ganzen Lebens angewandt worden: die, daß es periodisch sey; — daß Reihen von Glücksfällen, und Reihen von Unglücksfällen hinter einander zu folgen pflegen. Das Sprichwort, daß kein Unglück allein komme, drückt, in Absicht schlimmer Ereignisse, diese Meinung aus.

Und in der That erinnert sich jeder, in seinem Leben und in dem Leben seiner Bekannten, an Fälle, wo dieß Sprichwort bestätigt zu werden schien. Wenn man, von den sich zu einer und derselben Zeit häufenden Glücksfällen, nicht einen ähnlichen Denkspruch gemacht hat: so mag es vielleicht daher kommen, daß der Mensch überhaupt von dem, was ihm unerwartet widriges wiederfährt, weit mehr, als von dem, was er unerwartet Gutes empfängt, befremdet wird; — daß er sich über die Zusammenkunft mehrerer Unfälle wundert, und sie also im Gedächtnisse behält, die Vereinigung mehrerer Glücksfälle hingegen, als etwas natürliches und ihm gebührendes, gleichgültig aufnimmt und vergißt. Indeß geht es allen solchen Regeln, wenn sie auch nur durch einige Erfahrungen unterstützt werden, wie den Witterungsregeln. Wenn sie eintreffen, so wird ihrer erwähnt, und sie erhalten eine neue Bestätigung. Wenn sie nicht eintreffen: so gedenkt man nicht an sie; und sie werden also dadurch nicht wankend.

Die Berechnung, welche Solon von der Zahl der Tage im menschlichen Leben macht, (mit der Sorgfalt, daß er die Schalttage noch insbesondre

berechnet) ist eine überflüßige Genauigkeit. Aber der Gedanke, „daß keiner von diesen vielen Tausenden von Tagen dem andern ähnlich sey,“ hat etwas auffallend wahres, und enthält vielleicht, von einer gewissen Seite angesehn, einen noch tiefern Sinn, als Solon in die Worte gelegt hatte. Ohne Zweifel wollte er weiter nichts sagen, als daß der Veränderungen und Abwechselungen im menschlichen Leben so viele wären, und diese Veränderlichkeit so ununterbrochen fortgienge, daß man, aus dem gegenwärtigen Zustande des Menschen, durchaus auf seinen künftigen nicht schließen könne; und daß man eben so das Ende des Lebens abwarten müsse, um von der Glückseligkeit des Menschen zu urtheilen, wie ein unaufhörlich fließender Strom erst abgelaufen seyn muß, ehe man vollständig wissen kann, was er bey sich führe.

Aber eine andre Bemerkung, welche der Satz des Solons auch einzuschließen scheint, ist noch wichtiger: daß selbst bey unveränderten äußern Umständen, (und in der That können diese nicht nur Tage, — sondern Monate und Jahre hindurch, für unsre Wahrnehmung, unverändert bleiben,) doch der Zustand unsers Geistes, und mit demselben der Grad von Glückse-

ligkeit, dessen wir wirklich genießen, sehr merklich abwechseln könne, „Kein Tag ist dem andern ähnlich“: dieser Satz kann so viel sagen, daß der kleinen Veränderungen, die in unsern Vorstellungen von den Dingen, und in den Eindrücken, welche sie auf uns machen, vorgehn, noch weit mehrere sind, als der großen Umwälzungen in unsern äußern Glücksumständen; daß jene täglich und stündlich von Freude zum Leide, von Verdruß zur Zufriedenheit überzugehen pflegen, wenn auch die Gegenstände dieselben bleiben; und daß daher das Maß der Glückseligkeit weit mehr, von der Summe nicht zu berechnender angenehmer Vorstellungen und Einbildungen, die die Seele eines Menschen beherrschen, als von der sichtbaren Größe der Güter, welche in seinem Range und seinen Reichthümern liegen, abhängen.

In der That wird ein jeder, der auf sein Leben etwas genauer Acht giebt, dem Solon Recht geben, daß, bey der größten Einförmigkeit der Lebensart, doch die Tage für den Menschen, nach ihrem Werthe und ihrem Genusse, äußerst ungleich seyn können. In einem Leben, wo es scheint, daß nur die Auftritte desselben Schauspiels immer wiederholt werden, unter gleichen Arbeiten

und gleichen Zeitvertreiben, zeichnet sich doch jeder Tag durch eine andre Gemüthsstimmung, — durch seine eignen Plagen, und seine Freuden aus. Ich gehe heute in die Gesellschaft eben der Freunde, unter welchen ich gestern einen glücklichen Tag genoß; ich besuche dieselben Fluren, welche mich gestern entzückten: und doch finde ich dasselbe Vergnügen nicht wieder. Es flieht mich, wenn ich es gerade in der alten Form zu erneuern suche, und kommt mir vielleicht, auf einem andern Wege, unerwartet entgegen. Mitten unter diesen kleinen täglichen Veränderungen, der Person sowohl als der Lage des Menschen, entwickeln sich allmählig die größern: so wie an der Uhr der Zeiger, der Stunden und Tage bemerkt, neben dem schnell umlaufenden Secundenzeiger unsichtbar fortrückt.

Indeß Geschäfte und Zerstreuungen ihn, von Tage zu Tage, in ihrem kleinen Kreise umher treiben: schreitet er von einer Stufe des Alters zur andern fort, und sieht, immer sich einbildend, auf demselben Puncte zu bleiben, in kurzem sich selbst und seinen Schauplatz verändert. Jeder Tag sieht, für den flüchtigen Beobachter, dem vorhergehenden äußerst ähnlich:

und jeder ist doch, in dem, was das Wesentlich-ste von dem Zustande des Menschen ausmacht, — in dem, was er denkt, genießt und thut, von dem andern sehr unterschieden. Die scheinbare Einförmigkeit des Lebens quält den Menschen oft: und doch ist im Leben ein beständiger Wechsel, dessen Folgen ihn zuletzt, durch ihre Größe erschrecken. Solon schloß aus dieser Verschiedenheit der Tage und Zeitpuncte des menschlichen Lebens weiter nichts, als die Unsicherheit seines Glücksstandes, — eine mehr traurige, als lehrreiche Wahrheit, — und auch nicht einmahl ganz Wahrheit: weil, wenn man auch das Glück bloß darein setzt, worin Krösus es fand, in Reichthum und Macht, doch auch dieses viele Menschen durch alle Abwechselungen ihres Lebens begleitet. Eine nützlichere Folge, die wir daraus ziehn können, daß unser Zustand nie derselbe bleibt, ist, daß unsre Natur selbst in einer steten Entwickelung begriffen ist; und daß daher unser vornehmstes Interesse, nicht sowohl in den Dingen liegt, nach welchen wir trachten, als in dee Geschäftigkeit, dir wir zn ihrer Erlangung anwenden. Wofern wir unsre Bestimmung nach unsern Schicksalen zu beurtheilen haben: so dürfen wir uns nicht dazu bestimmt glauben, ir-

gend ein Gut fortdauernd zu genießen, sondern nur dazu, immer etwas Gutes zu thun, oder einem Uebel zu steuern. Veränderung ist unser Loos: aber nur weil unser Wesen in Kräften, und unser vornehmstes Seyn in Handlungen besteht. Durch unsre Thätigkeit allein, wenn sie mit derjenigen Thätigkeit der Natur, welche unsern Zustand verändert, gleichen Schritt hält, und mit ihr zu gleichem Endzwecke, — dem Wohl und der Erhaltung des Ganzen, — sich vereiniget, können wir diejenige Glückseligkeit genießen, die unabhängig von dem Wechsel der Zeiten ist, und über die man absprechen darf, daß sie Glückseligkeit sey, ehe man das Lebensende des Menschen abgewartet hat.

Der Denkspruch des Solon, welcher diese zu frühzeitige Entscheidung verbiethet, ist noch einfacher in dem Sinne, welchen er ihm geben wollte, als in dem, in welchem er in neuern Zeiten ist verstanden worden. Solon sahe nur die Glückseligkeit des Lebens, als die Summe des Guten an, welches während desselben genossen wird: und er behauptete, daß man diese Summe nicht eher angeben könne, als bis die Rechnung geschlossen sey. In der Folge, da sich der Begriff eines Endzwecks, — wozu das

menschliche Geschlecht bestimmt, und zu dessen Erreichung das gegenwärtige Leben die Vorbereitung sey, in den Gemüthern der Menschen mehr entwickelte, — da die Religion ihre Ideen von einem künftigen Zustande und ihre Sanctionen von Belohnungen und Strafen hinzuthat, verstand man die Sentenz des Solon so; daß man niemanden um des Guten willen, dessen er hier genieße, für glücklich, oder um des Uebels willen, das ihm hier wiederfahre, für unglücklich erklären könne, so lange man nicht wisse, welches der letzte und bleibende Zustand beyder seyn werde, zu welchem die abwechselnden Schicksale dieses Lebens sich, wie der Weg eines Reisenden zu seiner Heimath, verhalten. Solon verstand unter dem Ende das Aufhören des Lebens: die, in moralischen und religiösen Ideen weiter vorgerückte Nachwelt verstand darunter den Endzweck desselben, d. h. eine neue, wichtigere Periode, welche sich an die gegenwärtige anschlösse, und die, da sie von den Abwechselungen derselben frey, und mehr gleichförmig glücklich oder elend seyn würde, auch allein den Maßstab der Glückseligkeit abgeben könnte. Diese Vorstellung hing allerdings mit den moralischen Vorschriften und Empfindungen besser zusammen, als die des So-

lons. Dieß Leben als eine Vorbereitung, und ein künftiges Leben als den Endzweck desselben zu betrachten, enthält wenigstens für viele Verwirrungen der menschlichen Schicksale Aufschlüsse, und für die meisten Fälle ein Princip, aus welchem sich die Pflichten des Menschen herleiten lassen. Es ist demohnerachtet noch nicht das vollkommenste System der Moral: nicht nur, weil es ganz auf Erwartungen gebaut ist, welche nie zur vollen Evidenz gebracht werden können; sondern auch weil es den Werth der Tugend in dieser Welt zu sehr verkleinert, und doch für die künftige kein besseres Gut anfstellt. Nach den reifsten Untersuchungen unsrer Weisen über die menschliche Glückseligkeit, scheint sie weder, wie Solon glaubte, aus dem Zusammenzählen aller Vergnügungen des Lebens, nach Abzug aller Schmerzen desselben, am Ende berechnet, — noch auch bloß in einer Zukunft gesucht werden zu müssen, von der wir uns doch keinen Begriff, als durch die Aehnlichkeit des gegenwärtigen Lebens, machen können: sondern sie ist in jedem Augenblicke vollständig vorhanden, wo der Mensch, seiner vernünftigen Natur gemäß, wirkt oder leidet. Die Veränderlichkeit des menschlichen Lebens ist kein Grund, warum wir den Mann, der jetzt in einem Zustande

der

der Zufriedenheit, und mit irgend einem guten, oder erlaubten Zwecke dergestalt beschäftiget ist, daß seine geistigen und sittlichen Kräfte den ihnen angemessenen Wirkungskreis finden, nicht jetzt schon für glücklich erkennen sollten. Denn diese Veränderlichkeit kann dem Menschen freylich die Gegenstände, mit denen er sich bisher abgab, und die Art der Beschäftigung, in welcher er seine Befriedigung fand, entziehn: aber sie kann ihm nicht alle Gelegenheit, thätig zu seyn, benehmen; sie kann ihm das nicht rauben, was er durch seine bisherigen Uebungen gewonnen hat, — die Fertigkeit, sich in neue Auftritte besser zu schicken, und selbst in Zuständen, die seiner sinnlichen Natur weniger angemessen sind, auf eine seiner geistigen Natur gemäße Weise, zu handeln.

Das anziehendste Stück von Solons Rede, und worinn wirklich sich am meisten der Denker und der weise Mann zeigt, ist seine Vergleichung zwischen Reich seyn und Glücklich seyn.

Man bemerke aber, daß der Glückliche, (ὄλβιος) nach Solons Begriffen, noch nicht ganz der Glückselige (εὐδαίμων) nach der

Vorstellung der spätern Philosophen ist. Das Wort Glückseligkeit drückt ein Ideal, — das Wort Glück einen Erfahrungsbegriff aus. Jenes ist eine moralische Dichtung von dem, was der Mensch in seiner größten Vollkommenheit seyn und genießen könne: dieses ist eine sinnliche Wahrnehmung von dem was einzelne Menschen, in einem großen Theil ihres Lebens, wirklich sind und genießen. Es war hier gar nicht Solons Absicht, zu sagen, worinn die wahre Glückseligkeit des Menschen bestehe, oder, was der höchste Endzweck eines verständigen und mit Freyheit begabten Wesens sey: sondern er wollte nur erklären, wen man mit Recht ein Kind des Glücks nennen könnte, oder welche Schicksale der Menschen wirklich die beneidenswerthesten sind. Indessen war es ein Schritt, den die Menschen zur bessern Kenntniß der Moral, und also zu ihrer Veredlung thaten, wenn ihre Weisen, so wie hier Solon, anfiengen, den wirklichen Genuß, von dem bloßen Scheine des Vergnügens und von dem Besitze der Mittel zum Vergnügen, zu unterscheiden; wenn sie anfiengen zu erkennen und zu lehren, daß zu jedes Menschen Glücke seine persönlichen Eigenschaften, und nach diesen, die Personen, mit denen er in nahen Verbindungen steht, das meiste beytragen.

Und dieß ist eigentlich der Inhalt von der Rede Solons. „Reichthum ist das Mittel, sich gewisse Vergnügungen zu verschaffen, und gewisse Leiden zu mildern oder abzuwehren. Das Glück aber liegt in dem vergnügten und sorgenfreyen Gemüthe selbst. Dieser Zustand wird oft dem Menschen ohne Reichthum und Macht zu Theile; er läßt sich oft, wenn er gestört wird, auch durch keinen Reichthum und Stand wiederherstellen.“

Der, welchen sein Glücksstern begünstigt, sagt Solon, hat einen solchen Körper, solche Anlagen in seinem Geiste, und solche Verhältnisse mit den Menschen und Dingen um ihn her, die unmittelbar Quellen des Frohseyns und der angenehmen Empfindungen für ihn werden.

Er ist mit einem gesunden Körper gebohren, und es treffen ihn während seines Lebens keine Zufälle, die seine Glieder verstümmeln, oder ihn des Gebrauchs seiner Sinne berauben. Er lebt in einer zahlreichen Familie, worinn Einigkeit, Gesundheit und gute Laune herrscht. Er geräth in Verbindungen mit Menschen, die gemacht sind seine Freunde zu werden, und ihm einen Umgang, wie er ihn wünscht, und wie er ihm

angemessen ist, zu verschaffen. Als Bürger findet er sich in einem Vaterlande, zu dessen Verfassung sein persönlicher Charakter paßt, mit dessen Einrichtungen er zufrieden ist, und das gerade zu seiner Zeit ihn durch angenehme Begebenheiten, an denen er Theil nimmt, erfreuet. — Alle diese Güter finden auch bey dem Manne von geringem Vermögen und Stande statt, sobald er nur nicht an den Bedürfnissen des Lebens Mangel leidet. Dahingegen läßt es sich denken, und es geschieht oft, daß der Reiche und Große in Absicht aller dieser Puncte vom Unglücke verfolgt wird. Er kann zu Krankheiten, Schmerzen und Verstümmelungen ausersehen seyn; er kann durch den Charakter seiner Verwandten, und der Menschen, die am nächsten um ihn sind, gequält, oder durch ihre Schicksale betrübt werden; es kann ihm an Freunden, wie er sie nach seiner Gemüthsart braucht, fehlen; — und große Unglücksfälle, die auch ihn niederschlagen, oder beunruhigen, können gerade zu seiner Zeit das Land, dessen Einwohner er ist, betreffen. —

Dessen ungeachtet verkennt Solon den Werth des Reichthums nicht: ja er bestimmt das, was er zum wirklichen Glücke des

Lebens beyträgt, mit einer Genauigkeit, die in seinen ganzen übrigen Vorstellungen nicht zu finden ist. Da er unter Reichthum nicht den Besitz des Nothwendigen, — der auch dem wahrhaft Glücklichen nicht fehlen muß, — sondern nur den Ueberfluß und die Schätze versteht, die zugleich mit Macht verbunden sind: so hat er Recht, daß diese hauptsächlich nur zu zwey Endzwecken dienen können. Sie geben ihrem Besitzer, erstlich, die Mittel, außerordentliche, — nicht ganz natürliche, nicht allen Menschen gemeine, sondern erkünstelte und ihm eigenthümliche Begierden zu befriedigen, — die Begierden nach solchen Vergnügungen, wozu viele Menschen mitwirken, viele Dinge herbeygeschafft, viele Arbeiten verrichtet werden müssen. Sie geben ihm, zweytens, eine Art von Waffen, zur Bekämpfung des Unglücks, in die Hände. Wenn er mächtige Feinde hat; wenn er bey seinen Entwürfen große Hindernisse findet; wenn ihn außerordentliche Unglücksfälle treffen: so kann Reichthum und Stand beytragen, daß er diesen Feinden kräftiger widersteht, diese Hindernisse eher überwindet, und den erlittenen Verlust leichter ersetzet, oder erträgt. — Aber eben dieß, sagt Solon, (und hier kommt der

schönste Zug in dem von ihm gezeichneten Bilde) macht das Eigenthümliche des wahrhaft Glücklichen aus, daß ihn seine Natur und seine Schicksale vor solchen Lagen, zu welchen man des Reichthums nöthig hat, bewahren, — daß er selbst von so ausschweifenden Begierden, und sein Leben von so großen Widersachern und Unfällen frey ist. Diese Mäßigung der Begierden also, diese Stimmung des Gemüths, an wohlfeilen Freuden Geschmack zu finden, und sich mit den Gütern, die nicht käuflich sind, zu befriedigen, diese rechnet Solon selbst unter die schönsten Geschenke des Schicksals. — O welche Freude macht es, zu sehen, daß schon vor zweytausend Jahren die weisesten Leute der klügsten Nation, als Wahrheit, erkannten, was jetzt noch die Menschen, die sich bloß nach der Gewohnheit und nach dem Vorurtheile richten, für Sophistereyen zu halten geneigt sind!

So weit war Solon zwar noch nicht, daß er das, was vom Menschen selbst in seinem Zustande abhängt, von dem, was Werk des Zufalls, oder der Vorsehung ist, rein absonderte. Das Glück, wie er es erklärt, ist immer noch aus Gütern, die dem Menschen z u f a l l e n müssen, und solchen, die er sich durch seine Tugend

selbst verschafft, zusammengesetzt. Aber Eigenschaften des Verstandes und Herzens machen doch schon einen Bestandtheil desselben aus. Er sieht doch schon ein, daß, bey einer veränderten Gemüthsstimmung, gleiche äußre Umstände eine ganz verschiedne Wirkung, in Absicht des Lebensgenusses, hervorbringen müssen; daß, wenn der Mensch Gewalt über seine eignen Neigungen bekommen kann, er dadurch gewissermaßen Herr über sein Schicksal wird.

Wenn wir nur wenigstens diese Idee fest halten, welche am klärsten in Solons Erzählungen und Betrachtungen ausgedrückt ist; — daß der glückliche Mensch der ist, welchem wirklich wohl ist, oder, noch genauer nach Solons Sinne, der, welchem, in dem Laufe eines langen Lebens, am öftersten wohl, und am seltensten übel gewesen ist; wenn wir nur auf die wirkliche Empfindung des Vergnügens gehn, — sey es auch ein sinnliches, — nicht auf die Meinung, die andre von unserm Vergnügen haben; wenn wir nur von unsern Schätzen Gebrauch machen, nicht, wie Krösus, bey dem Vorzeigen derselben stehen bleiben wollen: so ist für Unschuld, Weisheit und Tugend schon ein gutes Theil gewonnen. Wahrheit und Realität ist

doch wenigstens alsdann, in den Gegenständen unsrer Wünsche, an die Stelle leerer Einbildungen getreten. In wie fern dieses Wohlseyn in des Menschen Gewalt stehe; und, — wenn es, wenigstens zum Theile, von ihm abhängt, — was er thun müsse, es sich zu verschaffen: das sind freylich Untersuchungen, die noch zurück sind, und ohne welche er keine sicheren Regeln für seine Aufführung finden kann. Aber auf diese Untersuchungen kann er nicht eher gerathen, als wenn er zuvor darüber mit sich einig ist, daß er glücklich seyn, nicht scheinen wolle. Dann aber stellt er sie auch unausbleiblich gewiß an, und sie führen ihn auf einem kurzen Wege sicher zu dem Resultat, daß er selbst, um ein glücklicher Mann zu werden, nichts bessers thun könne, als daß er ein guter Mensch zu werden suche. Bey einzelnen Menschen, und in besondern Fällen wird die Tugend vielleicht aus der Berechnung der Glückseligkeit, so wie Solon sie versteht und schildert, ausgeschlossen werden können. Aber wenn man über das menschliche Geschlecht im Ganzen, und über das Leben jedes Menschen im Ganzen urtheilt: so wird man zugeben müssen, daß unter allen Mitteln, durch welche wir

selbst unser Glück befördern können, die Uebung unsrer Verstandskräfte, — und Handlungen des Wohlwollens, die wirksamsten sind, und am seltensten fehlschlagen.

Zweite Stelle.

Unterredung des Demaratus, Königs von Sparta, mit dem Xerxes, beym Herodot. Buch 7. Kap. 101. ꝛc. und Kap. 209.

Es giebt in den ältern Geschichtschreibern der Griechen nur wenige eigentliche Schilderungen von National-Charakteren. Um desto mehr ist es billig, daß, wenn sie irgendwo zu einem solchen Gemälde einige kenntliche Pinselstriche ziehn, wir diese sorgfältig betrachten, und die dadurch angedeutete Gestalt zu entziffern suchen.

Ein solches roh hingeworfnes Bild von dem National-Charakter der Griechen findet sich beym Herodote, in einer Unterredung, welche der vertriebne Spartanische König Demaratus mit dem persischen Könige Xerxes hielt, zur Zeit, da dieser eben im Begriffe war, seinen Feldzug gegen Griechenland anzutreten.

Demaratus hatte, nicht lange Zeit vor dem persischen Kriege, mit Kleomenes den Spartanischen Thron getheilt. Es ist bekannt, daß zu Sparta immer zwey Personen den Titel eines

Königs, — mit gewissen landesherrlichen Rechten verbunden, — zu gleicher Zeit führten; — beyde Nachkommen des Herkules, aber von zwey verschiedenen Linien dieses Hauses abstammend. Die Stifter dieser Linien waren die beyden Brüder Eurysthenes und Prokles — die ersten Herakliden, welche, nach der bekannten Rückkehr dieser Familie und ihrer Partey in den Peloponnes, von Lakonien Besitz genommen hatten. Demaratus war aus dem Hause des Prokles, des jüngern Bruders, das eben deßwegen den Eurystheniden, den Nachkommen des ältern, an Würde nachstand. Die Geschichtschreiber merken an, daß jene Brüder, die ersten Besitznehmer von Lakonien, in beständigen Mißhelligkeiten mit einander lebten; und daß derselbe Geist der Zwietracht auf alle ihre Nachkommen forterbte. Vielleicht wäre es natürlicher, die so häufigen Streitigkeiten, die zwischen den Spartanischen Königen vorfielen, aus der fehlerhaften Beschaffenheit der Staatsverfassung, als aus einem ererbten Hasse ihrer Ahnherrn, zu erklären. Zwey oberste Befehlshaber, die im gemeinschaftlichen Besitze einer ungetheilten Macht seyn sollten, mußten nothwendig, wenn sie ehrgeitzig waren, oft die Veranlassung bekommen, sich zu entzweyen. — Was auch die Ursache dieser

Verbitterung zwischen dem Eurysthenischen und Proklischen Hause gewesen seyn mag: Demaratus empfand die traurigen Folgen davon. Er ward durch die Ränke seines Mitregenten Kleomenes, der eine Delphische Priesterinn bestach und ein Orakel erkaufte, um seine Würde gebracht und aus seinem Vaterlande vertrieben. So wenig vermochten die guten Gesetze und die tugendhaften Sitten, die man von den Spartanern rühmt, selbst in diesen Zeiten, wo noch die lykurgische Gesetzgebung in ihrer vollen Kraft war, den Ehrgeitz und den Eigennutz ihrer ersten Männer im Zaume zu halten: daß Staatsrevolutionen, die aus diesen Ursachen entstehen, — Könige, die deßwegen vertrieben werden, weil sie entweder selbst der Bestechung und der Verrätherey gegen ihr Vaterland verdächtig geworden sind, oder weil ihre Gegner Betrug und Bestechung gegen sie anwenden, — nirgends häufiger vorkommen, als in der ältern Geschichte von Sparta. Wenn man auch nur diese Erzählung des Herodots, von den Schicksalen des Demaratus und seiner Mitregenten und Nachfolger, liest: so kann man sich nicht verbergen, daß sich, in den Handlungen der angesehensten Spartaner, die Ausbrüche derselben, allen Menschen gemeinen Leidenschaften, der

Geldbegierde und der Herrschsucht, zeigen, die, wenn man den Lobrednern der Spartanischen Verfassung glaubte, durch Lykurgs Gesetze und die öffentliche Erziehung, bey ihnen ausgerottet seyn sollten.

Demaratus hatte, wie mehrere angesehne Griechen, die aus ihrem Vaterlande vertrieben waren, an dem persischen Hofe einen Zufluchtsort gefunden, wo er Ueberfluß und Ansehn zugleich genoß.

Das Betragen der persischen Könige gegen die griechischen Flüchtlinge, die sich zu ihnen retten, beweißt in der That, daß sie eine gewisse Ueberlegenheit der griechischen Nation über die ihrige anerkennen. Sie scheinen es immer für einen gefundnen Schatz zu halten, wenn ein in seinem Vaterlande verfolgter Grieche, im Unglücke, den Aufenthalt bey ihnen wählt. Sie vergessen alsdann die Feindseligkeit, die sie gegen die Nation hegen, worans er herstammt; — selbst die, welche er ihnen, in seiner ehemahligen Lage, bewiesen hatte: und suchen vielmehr, ihn durch den glänzenden Zustand, in welchen sie ihn versetzen, zu gleicher Zeit zu blenden und an sich zu ziehn, als sich der Gelegenheit zur Rache, die sie in Händen haben, gegen ihn zu bedienen. Zwar konnte jeder angesehne Grie-

che, der mit den Angelegenheiten seines Landes bekannt war, ihnen als Kundschafter bey den Kriegen wichtig werden, die sie mit diesem Lande zu führen gedachten. Aber sie brauchen die Demarate und Themistokle auch bald als Freunde und Rathgeber: und diese ehrenvolle Auszeichnung, mit der sie verlassene Fremdlinge empfangen, kann sich nur auf die Meinung gründen, daß sie bey ihnen größre Einsichten und einen festern Muth, als bey ihren Unterthanen, finden.

Auch Demaratus wurde vom Xerxes nicht nur mit Ueberfluß und Pracht unterhalten, sondern auch zu seinem Begleiter auf dem Feldzuge nach Griechenland gewählt, und mehr als einmahl von ihm zu Rathe gezogen.

Nachdem Xerxes bey Doriskum, einer Thracischen Seestadt, nahe am Hellespont, seine Heere und Flotten, die an diesem Orte auf seinen Befehl zusammen gekommen waren, gemustert hatte, und in dem vollen Gefühle seiner Größe, und in der Ueberzeugung, daß seine Macht alles überwiege, von dieser Zählung zurückkam: ließ er den Demaratus rufen, und redete ihn, nach der Erzählung des Herodotus, ungefähr auf folgende Weise an.

„Demaratus! ich wünschte wohl eine Frage „von dir beantwortet zu hören. Du bist ein „Grieche: und wie man mir sagt, so gehört „Sparta, die Stadt, aus welcher du herstammst, „zu den größten Städten und den mächtigsten „Staaten Griechenlands. Nun sage mir, „glaubst du wohl, daß die Griechen es wagen „werden, sich gegen mich ins Feld zu stellen? „Denn mich dünkt: wenn nicht die Griechen „allein, sondern wenn alle die Völker, die das „Abendland bewohnen, sich versammelten, so „wären sie nicht im Stande, ein Heer, wie das „meinige, aufzuhalten. Wenn sie auch, zusam„mengenommen, es an Anzahl mit ihm aufneh„men könnten: so werden sie doch, da sie nicht „unter einem Herrn stehn, sondern in mehrere „von einander unabhängige Nationen getheilt „sind, nie eine Macht, die nur von ferne mei„ner gleich sey, zusammenbringen. Das ist „meine Meinung: ich wünschte nun aber auch „die deinige zu wissen.

Demaratus fragte, ehe er hierauf antwortete, ob Xerxes nur hören wollte, was ihm angenehm wäre, oder ob er die Wahrheit zu wissen verlangte. Xerxes versicherte ihn, daß er die vollkommenste Aufrichtigkeit von ihm forderte,

und daß, des Demaratus Antwort möchte aus: fallen, wie sie wollte, sie keine Aenderung in seinem Betragen gegen ihn hervorbringen würde.

„Da du dann willst" sagte hierauf Demaratus, „daß ich nach meiner Ueberzeugung re: „den, und dir sagen soll, was durch den „Anblick der Sachen, wenn du Griechenland „näher kommen, — und durch die Begebenhei: „ten, welche du selbst dort erleben wirst, nicht „wird widerlegt werden: so wisse dann, der an: „gebohrne und natürliche Zustand der Griechen „ist eine gewisse Mittelmäßigkeit ihrer äußern „Glücksumstände. Keiner der Staaten dieses „Landes, keiner seiner Bürger ist, im Verhält: „nisse mit euch Persern, weder reich noch mäch: „tig. Aber dafür haben sich dort die Menschen „gewisse persönliche Vorzüge erworben, die „ihnen nicht weniger eigenthümlich sind. Und „diese Vorzüge kommen hauptsächlich von zwey „Ursachen her; von den weisen Männern, „die unter ihnen aufgestanden sind, und deren „Lehren sich bey ihnen fortpflanzen, — und von „den politischen Einrichtungen und Gese: „tzen, nach welchen ihre Staaten geordnet sind, „und die eine ausnehmende Kraft und einen gro: „ßen Einfluß über die Gemüther erhalten haben.

„Ver:

„Vermöge dieser, durch Weisheit und durch
„Gesetze gebildeten, Tugend, oder Geistes-
„kraft, wodurch sich die griechische Nation aus-
„zeichnet, erhält sie den Vortheil, daß sie, obgleich
„ihr Land arm ist, doch an keinem nothwendigen
„Bedürfnisse Mangel leidet, und ob sie gleich kei-
„ne mächtigen Heere aufstellen kann, doch ihre
„Unabhängigkeit von auswärtiger Herrschaft zu
„behaupten weiß.

„Die Vorzüge, von denen ich bisher geredet
„habe, sind allen Griechen, besonders denen vom
„Dorischen Stamme, gemein. Was ich jetzt noch
„sagen werde, geht die Lacedämonier allein an.
„Von diesen also sey gewiß versichert, zuerst, daß
„sie deine Aufforderung, dich als Oberherrn zu er-
„kennen, nicht befolgen, — und dann, daß sie
„sich unfehlbar gegen dich ins Feld stellen werden;
„— und wenn alle übrigen Griechen deine Par-
„tey ergriffen. Frage nicht, wie viele ihrer sind,
„uud wie sie, bey ihrer geringen Anzahl, es wagen
„können, einen solchen Entschluß zu fassen. Denn
„bey ihren Entschlüssen kommt es auf die Anzahl
„der Feinde, oder auf ihre eigne, gar nicht an,
„sobald das Gesetz ins Feld zu ziehn gebiethet.
„Und wenn ihrer streitbaren Männer nicht mehr
„als tausend, und wenn ihrer noch weniger wä-

„ren: so würden sie sich doch deinem unzählbaren „Heere, mit den Waffen in der Hand, entgegen „stellen.“

Xerxes lachte über diesen Bericht, als über eine Prahlerey, und sagte: „Wenn das wahr „ist, was du von den Spartanern erzählst: so „muß jeder von ihnen es wenigstens mit zehn „Personen im Kampfe aufnehmen können. Da „du nun ihr König warst, und man also vor „aussetzen kann, daß du vor deinen übrigen „Landsleuten große Vorzüge hast: so wirst du „wahrscheinlich einer doppelten Anzahl von Fein„den gewachsen seyn. Und doch sollte „ich, wenn ich dich, — wenn ich die andern „deiner Landsleute, die von Zeit zu Zeit zu „uns kommen, ansehe, euch für gewöhnliche „Menschen, und alles, was du sagst, für nichts „als Prahlerey halten.

„Ueberdieß, wenn eurer auch zehntausend, „und funfzig tausend wären: wie kann ich mir „ein solches Heer freyer Leute, als eine für „mich furchtbare Macht, denken? Was kann „diese Menschen, die unter keinem unumschränk„ten Gebiether stehen, bewegen, einem weit „überlegnen Feinde entgegen zu gehn? Was „meine Soldaten zusammenhält, und was sie

„ins Treffen treibt, das weiß ich. Das ist die „Furcht vor mir, und dem Stocke ihrer Be„fehlshaber, — das ist die Strafe, die ihnen „bevorsteht, wenn sie zurückweichen. Aber wenn „diese meine Soldaten frey wären; wenn sie „selbst wählen könnten, was sie thun wollen: „so würde kein einziger sein Leben in einem sol„chen Kriege wagen. Was nun deine Grie„chen, die frey zu seyn vorgeben, zwingen „kann, sich einem gewissen Tode auszusetzen: „davon kann ich mir keinen Begriff machen."

„Endlich muß ich dir sagen: was du von „der übermenschlichen Tapferkeit deiner Spar„taner rühmst, das findet sich in der That bey „den Persern; — zwar nicht bey dem gan„zen Volke, aber bey einer gewissen, obwohl „kleinen Anzahl, die meine Trabanten sind. „Von diesen ist jeder im Stande, sich im Zwey„kampfe mit drey gewöhnlichen Menschen, mit „gleichen Waffen, zu schlagen und sie zu be„siegen."

Demaratus erwiederte.

„Ich sahe vom Anfange voraus: daß die „Wahrheit, die ich zu sagen hätte, dir nicht an„genehm seyn würde. Aber ich gehorchte dei„nem ausdrücklichen Befehl; und so redete ich

„von den Spartanern gerade nur so, wie sie es
„verdienen. Und daß ich nicht aus Parteylich-
„keit für sie, weil ich sie liebe, ihre Vorzüge ver-
„größere, davon kann niemand mehr, als du
„überzeugt seyn: da du weißt, daß ich gegen ih-
„re Verfolgungen bey dir Schutz gesucht habe.
„Sie haben mich meiner Würde, meines Va-
„terlandes, und alles des Meinigen beraubt:
„und dein Vater und du, ihr beyde habt mir Ei-
„genthum, Ehre und alles wiedergegeben. Für
„wen könnte also wohl natürlicher Weise mein
„Eigennutz und meine Dankbarkeit mich partey-
„isch machen, als für dich? Und gegen wen
„könnte ich, aus Zorn und Rache eher unge-
„recht werden, als gegen meine Landsleute?

„Was deine Fragen in Absicht meiner be-
„trifft: so bin ich so weit entfernt mich zu rüh-
„men, daß ich es mit zehn Männern eures glei-
„chen im Kampfe aufnehmen wollte: daß ich
„willig gestehe, ungern gegen Zwey zu fech-
„ten. Ja selbst ein Zweykampf von Mann mit
„Mann hat seine Gefahren und Schwierigkeiten,
„welche machen, daß ich, ohne dringende Ursache,
„auch diesen mit niemanden einzugehen Lust
„habe. Indeß, sollte eine große Angelegenheit
„und ein wichtiger Endzweck mich zu einem

„Zweykampfe auffordern: so würde ich meinen „Gegner gerade unter dem Haufen am liebsten „wählen, der, wie du sagst, aus lauter Män„nern besteht, deren jeder drey Griechen über„wältigen kann.

„Auch von den Spartanern habe ich nicht „sagen wollen, wie sie sich im Zweykampfe, son„dern wie sie sich in Reih und Gliedern auf „dem Schlachtfelde zeigen. Zwar sind sie, auch „wenn sie Mann gegen Mann fechten, so ta„pfere Streiter, als es deren bey irgend einem „Volke geben kann. Aber nur dann, wenn sie, „unter den Fahnen ihres Vaterlandes vereini„get, in ganzen Haufen fechten, sind sie die vor„züglichen Kriegsleute, deren Muth den überle„gensten Feind nicht fürchtet.

„Du wunderst dich, wie, ohne Zwang und „Gebiether, sie sich in so augenscheinliche Ge„fahren stürzen. Es ist wahr, sie sind frey: „aber sie sind nicht gänzlich frey. Denn sie „haben einen Herrn, den sie weit mehr fürch„ten, als dich deine Unterthanen. Dieser Herr „ist das Gesetz. Was das Gesetz befiehlt, thun „sie ohne alle Widerrede. Nun ist es aber des„sen erstes Geboth, daß kein Spartaner vor ei„nem Feinde im Felde fliehen darf, sondern je-

„der die Stelle, die er im Treffen einnimmt, „behaupten muß, bis er entweder den Feind „zum Weichen gebracht hat, oder stirbt.“

So schilderte ein Spartanischer König seine Nation, kurze Zeit zuvor, ehe sie ihre glorreichste Epoche erreichte.

Durch zwey Züge charakterisirt Demaratus die Griechen: — durch ihre Armuth, oder die Eingeschränktheit der äußern Hülfsquellen zur Beförderung ihres Wohlstandes; — und durch ihre Tugend, — oder durch gewisse persönliche Vorzüge, die sie in den Stand setzen, mit geringen Mitteln viel auszurichten. Jene sieht er als das Werk der Natur, und die angebohrne Lage der Griechen an: diese betrachtet er, als einen von ihnen gemachten Erwerb, das Werk ihres Fleißes und glücklicher Zufälle. „Die Armuth, sagt Solon, ist in Griechenland einheimisch: die Tugend ist in dasselbe eingeführt worden.“ *)

Und diese Tugend, oder, welches eigentlich der Sinn des Worts ist, diese persönlichen Vorzüge der Griechen vor andern Völkern setzt Solon hinwiederum in zwey Sachen: in Weisheit und in gute Gesetze.

---

*) Τῇ Ἑλλάδι πενίη ἀεὶ κοτε σύντροφος ἐστί· ἀρετὴ δ' ἔπακτος.

Man würde Unrecht thun, unter dem Worte, Weisheit, hier die moralische Tugend zu verstehn, die sich bloß auf die Einsicht der Zwecke, und die Wahl der besten Mittel zu diesen Endzwecken einschränkt. Solon redet von Einsichten und Geistesbildung überhaupt; — er redet von allen den Eigenschaften, um derentwillen einzelne Männer unter den Griechen weise hießen. Diese Weisheit, im griechischen Sinne, schließt sowohl einen gewissen höhern Grad von Verstandskräften, als die dadurch gesammelten Kenntnisse in sich: Kenntnisse, die vom Genie gefunden, und dann durch den Unterricht fortgepflanzt werden. Und in der That kann auch jene moralische Weisheit, die des Menschen eigne Aufführung anordnet, nur in einer sehr engen Sphäre wirksam seyn, wenn sie nicht von einem geübten Verstande und erworbenen Einsichten unterstützt wird.

Untersuchen wir nun den Gegenstand, wovon hier die Rede ist, nach seiner innern Natur und nach den Angaben der Geschichte: so müssen wir zugestehen, daß in den Vorstellungen des Demaratus viel Wahres liege. Er hat Recht, daß, unter solchen Umständen und mit solchen Eigenschaften, als nach ihm, die Umstän-

de und die Eigenschaften der Griechen waren, wenn die Natur ein Land kärglich, und den Geist seiner Einwohner freygebig ausgestattet hat, wenn ihre Lage sie in viele Schwierigkeiten verwickelt, und in ihnen selbst viele Kräfte liegen, eine Nation die größten Fortschritte mache: und er hat Recht, daß die Griechen sich wirklich in beyden Rücksichten auszeichneten.

Eine Nation, an sich von mäßigem Umfange, (so erscheinen die Griechen bey ihrem Auftritte in der Geschichte,) ist in eine Menge kleiner Staaten getheilt, — und wird dadurch, im Ganzen und in allen ihren Theilen, noch schwächer. Sie bewohnt ein gebirgiges, mittelmäßig fruchtbares Land, oder ähnliche Inseln: — Gegenden, die sich weder durch außerordentliche und kostbare Natur-Erzeugnisse, noch durch den Ueberfluß der zum Unterhalte nothwendigen, auszeichnen. Jede Völkerschaft vertheilt, in ihrem Bezirke, ihren Grund und Boden unter ihre Bürger. Alle griechischen Stämme treiben Ackerbau; die angesehnen Leute unter ihnen sind durchgängig Gutsbesitzer: aber nirgends finden sich große Landeigenthümer — Die Griechen erbauen Städte, eben so klein und unbedeutend, als ihre Staaten und ihre Landbesitzungen sind:

und diese Städte verschönern sie erst spät, und weit mehr durch öffentliche Denkmähler, als durch prächtige Privatwohnungen. Sie führen kleine Kriege unter sich, die ihren Muth stählen, und die Staatskunst bey ihnen entwickeln, aber zu keinen großen Eroberungen führen, und keinen Staat über alle andern mächtig machen, wenn sie auch einigen ein vorzügliches Ansehn geben. Nirgends werfen weder die Privatpersonen, noch die Regierungen einen, andre Nationen blendenden, Glanz von sich. — Die Griechen sind, bis zu Solons Zeiten, einem Bienenschwarme ähnlich, der, in einen engen Raum zusammengedrängt, äußerst unruhig, — aber im Verborgnen arbeitsam ist und Honig bereitet. Unaufhörlich mit der Sorge für ihren Unterhalt, oder ihrer Vertheidigung, beschäftigt, haben sie wenige Zeit übrig, die sie dem Wohlleben, oder einem eiteln Schaugepränge widmen könnten. — Ganz anders war der Zustand der Asiaten, die Solon vorzüglich den Griechen entgegensetzt. Hier hatten sich zeitig große Staaten gebildet. — Und große Staaten bringen große Reichthümer hervor: weil sie die Beyträge von dem Einkommen vieler Menschen in Massen vereinigen, und den Händen einiger wenigen

anvertrauen. Asien allein konnte Fürsten, wie Krösus war, und Privatpersonen, wie der Lydier Pythius, *) aufweisen, der das ganze Heer des Xerxes einige Tage bewirthete, und diesem noch, zur Führung des Krieges, einen Beytrag von zwey tausend Talenten versprach. Große Strecken Landes gehörten hier einem einzigen Eigenthümer. Asiens Städte waren zum Theile von einem ungeheuren Umfange; die Hofhaltungen seiner Fürsten von einer verschwenderischen Pracht. Und schon bezeichneten die Griechen diesen Welttheil, als den Sitz des Luxus, des Stolzes und der Sclaverey.

Es ist unstreitig, daß jene Mittelmäßigkeit eines Volks in dem, was man seinen Glücksstand nennt, ihm die ersten Schritte, die es zur bürgerlichen Verfeinerung zu thun hat, sehr erleichtert. Eine Nation, die, so wie sie aus der Barbarey des Nomadenstandes heraustritt, sich gleich zu einem großen, mächtigen Staate vereiniget, — wie dieß der Fall bey den Assyrern, Medern und Persern im hohen Alterthume, und bey den Tartarn und Moguln im Mittelalter, war, — ist in Gefahr, die Periode wahrer Cul-

---

*) S. Herodot im 7ten Buche im 27ten bis 29ten Kap.

tur zu überspringen, und über dem Genusse ihrer Reichthümer, oder den Entwürfen ihrer Herrschsucht, die Veredelung ihrer Natur zu versäumen. Bey ihr werden alle die, welche durch Eigenthum und Familien-Ansehn ausgezeichnet sind, und also die Hülfsmittel, oder die ersten Anlagen zu einiger Geistesbildung vor ihren Mitbürgern voraushaben, leicht unthätig und sinnlich, oder tyrannisch und stolz: — zwey Eigenschaften, die den Menschen des Unterrichts und der Verbesserung gleich unfähig machen. Ihre arbeitende Classe hingegen, die, wenn auch durch erzwungne Uebung ihrer Kräfte, sich doch, nach und nach, Kunstfertigkeiten und also auch Einsichten erwerben würde, ist zu tief erniedrigt, zu verachtet und zu unterdrückt, als daß sie sich zu dem Bestreben nach Vollkommenheit und Schönheit, — zu Werken des Genies, und also zu dem, was eine Nation wahrhaftig bildet und veredelt, erheben könnte.

Wenn aber eine Nation, nachdem Ackerbau und einiger Kunstfleiß, und mit diesen zugleich Gesetze und Sitten bey ihr eingeführt worden sind, doch geraume Zeit vor Macht sowohl, als vor Sclaverey, bewahrt bleibt: wenn auch ihre bessern Bürger, zu Gewinnung ihres Unter-

halts, zu arbeiten verbunden sind; wenn ihr Boden und der Himmelsstrich, unter dem sie wohnt, ihr viele Bedürfnisse und nur mittelmäßige Hülfsmittel giebt, die sie durch Kunst und Fleiß allein vervielfältigen kann; wenn endlich ihre öffentliche Lage, die Verfassung und Verbindung der Staaten, unter welche sie vertheilt, oder vereiniget ist, allen ihren Gliedern mannichfaltige Beschäftigungen, und nur so viel Belohnung ihrer Arbeiten verschaft, als es nöthig ist, um sie nicht von der Fortsetzung derselben abzuschrecken: dann ist diese Nation in demjenigen glücklichen Mittelstande, der, bey Privatpersonen und bey politischen Körpern, die Ausbildung der Talente und Tugenden am meisten befördert. Eine der wohlthätigsten Folgen dieser allgemeinen Mittelmäßigkeit bey einer Nation ist: daß bey ihr eine größre Gleichheit unter den Bürgern statt findet. Große Reichthümer lassen sich ohne große Ungleichheit nicht gedenken: und durch diese hauptsächlich werden jene einer jungen Nation, die auf der ersten Stufe der Verfeinerung steht, schädlich. Nur die, während dieser Periode fortdauernde, Vertraulichkeit unter den sämtlichen Gliedern der sich erst bildenden Gesellschaft

kann zu einer solchen gegenseitigen Mittheilung der Einsichten und Fertigkeiten Anlaß geben, als nöthig ist, wenn nach und nach gleichsam ein Kapital von Einsichten bey einer Nation gesammelt werden soll, von dem sie in der Folge Nutzen ziehe. Nur die durchgängige Achtung jedes Bürgers gegen alle übrigen, kann diejenige löbliche Art des Ehrgeitzes bey einer Nation erwecken, die zur Vervollkommnung der Künste, zur Wissenschaft und zur Tugend führt. Aber, wo eine kleine Anzahl von Menschen zu hoch erhoben, und der große Haufe zu tief erniedrigt ist: da ist dieses freundschaftliche Band unter den Bürgern eines Staats zerrissen; da tritt nur Verachtung und Neid an die Stelle von rühmlicher Nacheiferung. Zwang und Schläge bringen den einen Theil zur Arbeit, indeß der andre durch Wohlleben und Müßiggang verdirbt: und nur die Unwissenheit und der sclavische Sinn der niedern Classen erhält und sichert eine Zeitlang die vermeinte Glückseligkeit der Großen.

Es gehört indeß, wenn eine Nation eine zur Geistesbildung so vortheilhafte Lage nutzen soll, noch etwas dazu, was in ihrem Geiste selbst liegen muß. Die Kräfte, welche die

Natur den Menschen verleiht, müssen sich mit der Wirksamkeit der äußern Ursachen vereinigen: oder diese bleiben ohne die erwarteten Folgen.

Man hat lange Zeit, wenn man die Verschiedenheit, in dem Fortgange der Nationen, in Absicht auf Kunst, Wissenschaft und auf den davon abhängenden Wohlstand, hat erklären wollen, auf Klima und Staatsverfassung, das heißt, auf die physischen und politischen Ursachen allein Rücksicht genommen: — Ursachen, die außerhalb den einzelnen Menschen liegen, aber allerdings auf sie wirken, — und zwar auf die, welche von einer Nation sind, gemeinschaftlich wirken, — daher sie auch allgemeine Nationaleigenheiten hervorbringen können. Man hat aber dabey übersehn, daß es noch etwas gemeinschaftliches bey den Gliedern einer Nation geben könne, das aus keiner dieser Ursachen herrührt, und das man im eigentlichen Verstande Nationalgeist zu nennen berechtiget ist.

Es ist freylich dieses Princip, wie alles, was unmittelbar in dem Geiste der Menschen aufgesucht werden muß, dunkler, als irgend ein anderes. Es ist indessen unstreitig, daß die

Völkerstämme, so lange sie sich noch von einander unterscheiden lassen, — zwar nicht alle in gleichem Grade, aber doch alle in einem gewissen, — einen eigenthümlichen Geist und Charakter aufweisen, den sie in alle Länder und Himmelsstriche, wohin sie gerathen, mitbringen, und den sie unter den mannigfaltigsten Abänderungen von Sitten und Regierungsformen beybehalten. Die Griechen und Türken leben, seit Jahrhunderten, neben einander auf demselben Boden und unter demselben Himmel, und doch stechen sie noch eben so grell und auffallend in ihrem Nationalcharakter von einander ab, als wenn sie noch in ihren ursprünglichen Wohnsitzen, durch die ganze Länge von Asien, von einander getrennt würden. Die Juden, weil sie sich, wegen der Vorurtheile der Christen und ihrer eignen, mit den übrigen europäischen Nationen nicht verschwägern, haben durch ganz Europa einen und denselben Nationalcharakter, mit einer eignen Gesichtsbildung, behalten, ob sie gleich, als Einwohner der Länder, an allen Verschiedenheiten des Europäischen Klima, und als Unterthanen der Staaten, an allen Verschiedenheiten der Verfassungen Theil nehmen. Es ist freylich unmöglich, mit Gewißheit zu er-

kennen, woher dieser eigenthümliche Geist jedes Volks seinen ersten Ursprung nahm. Aber deshalb ist er nicht weniger vorhanden. Wenn es erlaubt ist, eine Vermuthung darüber zu wagen: so kann man diesen Nationalgeist, in seinem Ursprunge, als einen Familiengeist betrachten. Er schreibt sich nähmlich wahrscheinlich aus derjenigen alten Zeit her, wo die Familie in einen Völkerstamm übergieng. Und eben deßwegen, weil diese Zeit die dunkelste in der Geschichte eines Volks ist; oder vielmehr, weil kein Volk in der Geschichte eher auftritt, als nachdem diese Periode längst vorbey ist: eben deßwegen lassen sich von Dingen, die dort ihren Ursprung nehmen, keine andre als muthmaßliche Erklärungen geben. Indeß ist so viel unstreitig: daß, da die größten Nationen aus kleinen Stämmen, und diese aus Familien erwachsen, sehr viel, in Absicht des Nationalgeistes, auf den Geist und Charakter der ersten Stammeltern, auf die Bildung, welche diese, zufälliger Weise, durch ihre Lage in der Welt und die Begebenheiten ihres Lebens, erhalten haben, und endlich auf die ersten Mischungen der körperlichen und geistigen Eigenschaften ankömmt, die durch die neuen Verheyrathungen ihrer, noch in eine Familie vereinigten

einigten Kinder und Kindeskinder hervorgebracht wurden.

Je mehr eine solche Familie, auch nachdem sie zahlreich geworden ist, unter sich vereinigt und auf sich in ihrem Umgange eingeschränkt bleibt; je mehr sie sich von andern Familien entfernt; je ausschließender sich ihre Glieder bloß unter einander verheyrathen: desto mehr bildet sich, in allen Gliedern der Familie, ein gemeinschaftlicher und ihnen eigenthümlicher Geist, der auch auf die Nachkommen forterbt. Noch jetzt sehen wir bey gewissen Geschlechtern, die, aus Stolz, oder um das Vermögen der Voraltern beysammen zu behalten, die Heyrathen unter nahen Verwandten, den Verheyrathungen mit Fremden vorziehn, solche Eigenthümlichkeiten entstehn, — die wir, weil wir sie nicht sehr billigen, einen Familien-Tic nennen; die aber zu einem National-Charakter werden würden, wenn diese Familie auf einer wüsten Insel, oder in einem noch unbewohnten Lande, Raum hätte, sich durch die Fortpflanzung bis zur Größe einer Völkerschaft auszubreiten. Dieser Familiengeist des ersten Stammes, aus dem eine Nation entsprießt, kann, zufälliger Weise, mehr oder weniger vollkommen, reicher, oder ärmer an Fähigkeiten, sanfter, oder zornartiger in den Rei-

gungen seyn, und dadurch den Grund zu gewissen Vorzügen, oder Mängeln ihrer ganzen Nachkommenschaft legen. — Ich stelle mir z. B. vor, daß sich, von ungefähr, ein vorzüglich schön gebildeter Mann, begabt mit scharfen Sinnen, einer schnellen Fassungskraft und einer gutmüthigen Laune, mit einem ihm ähnlichen Weibe in der Ehe verband. Sie zeugten miteinander, wie es dem von der Natur, — zwar nicht ohne Ausnahme, aber doch in den meisten Fällen, — beobachteten Gesetze gemäß ist, schöne und geistvolle Kinder beyderley Geschlechts, — die, bey der Volksarmuth der ersten Welt, oder bey den Revolutionen, welche dieselben entvölkerten, genöthiget waren, sich unter einander zu verheyrathen, um ihr Geschlecht nicht aussterben zu lassen. Die Vettern und Muhmen der zweyten Generation vereinigten sich von neuem durch Heyrathen, und pflanzten die Naturgaben, welche sie von ihren Stammältern erhalten hatten, auch auf ihre Kinder fort. So wurde in dieser Familie schöner Körperbau und natürlicher Scharfsinn erblich: zwey Vorzüge, die ihr bald auch zu neuen Mitteln verhalfen, ihre Ueberlegenheit über andre, durch Uebung und erlangte Kenntnisse, zu erhöhn. Von einer solchen Familie würde ich die Griechen abstammen lassen.

Zu einer andern Zeit geschah es eben so zufällig, daß sich Häßlichkeit, Dummheit und Schwäche mit ähnlichen Mängeln in der Ehe verband; und daß ein unfähiges, unbehülfliches, bösartiges Aelternpaar ein Geschlecht, und endlich ein Volk stiftete, in welchem die Gestalt durchgängig weniger schön, und der Geist weniger der Bildung empfänglich war, als die Gestalt und der Geist ihrer Nachbarn. Solche Stammältern, sollte ich glauben, müßten die Mogoln und Negervölker gehabt haben, wenn es wahr ist, daß sie sich durch Häßlichkeit und Geistlosigkeit so merklich auszeichnen. Freylich kann dieser Einfluß der ersten Stammeltern nur dadurch bedeutend werden, daß er ausschließend und fortdauernd ist; ich will sagen, daß die Stämme selbst sich nicht mit einander vermischen. Aber wir sehen auch alle entschiedene Nationalcharaktere nur aus jenen Zeitaltern herkommen, wo religiöse Vorurtheile, oder politische Feindschaften die Mischung verschiedner Nationen, durch Heyrathen, verhinderten. Wir sehen selbst die schon gebildeten Nationalcharaktere nach und nach verlöschen, wenn, bey einer ungehinderten Verbindung unter den Menschen, das Blut und die Anlagen

mehrerer Nationen, in gegenseitigen Verehlichungen, zusammenfließen.

Um nun auf den Nationalgeist der Griechen zurückzukommen: so unterschied er sich, nach der Schilderung des Demaratus, durch diese beyden Züge: durch eine natürliche Anlage zur Weisheit, d. h. zur Wissenschaft, und durch eine besondre Anhänglichkeit an Gesetze.

Demaratus ist in dieser Schilderung nicht ein leerer Schmeichler seines Volks. Die Geschichte und die Werke der Griechen zeigen wirklich Spuren beyder Eigenschaften, in einem Grade, wie wir sie bey keinem andern Volke finden.

Zuerst ist, schon von den frühesten Zeiten an, den Griechen eine gewisse Art von Weisheit eigenthümlich: — die, welche nicht von Offenbarungen, oder von Ueberlieferungen herkömmt, sondern durch die Vernunft gefunden ist, und durch Lehren und Lernen fortgepflanzt wird. Ihr Geist scheint, vor dem Geiste andrer Nationen, mit zwey Anlagen von der Natur ausgerüstet gewesen zu seyn, die beyde zur Erwerbung jener Weisheit nothwendig sind: — mit einer Wißbegierde, die ohne näher bestimmte Endzwecke des Nutzens, auf Kenntniß der Dinge im Allgemeinen, und auf Unterhaltung

des Geistes abzielt; — und mit einer Gabe, Begriffe in Schlüsse zu vereinigen, oder der Fähigkeit zusammenhängend zu denken.

Wo finden wir früher, als bey ihnen, Menschen, welche reisen, wie Solon, bloß um die Welt zu sehn, und um die Natur und die Menschen kennen zu lernen? Wo finden wir eher Versuche, den Ursprung der Welt, und merkwürdige Naturerscheinungen, — nicht durch Mythen, sondern durch physikalische Hypothesen — zu erklären, und Sitten und Handlungen der Menschen, nicht nur durch Regeln anzuordnen, sondern auch, ihrer Natur nach, zu erforschen? Wo finden wir, unter andern Nationen der alten Zeit, diese Classe von Menschen, die die Griechen anfangs Weise, und in der Folge, als dieser Titel anmaßlich zu seyn schien, Liebhaber der Weisheit, oder Philosophen nannten, und die, als solche, der allgemeinen Hochachtung genoßen? Weise, die zugleich Priester und Weissager sind; — solche, die ihre Einsichten durch Eingebung erhalten zu haben vorgeben, oder nur für die Aufbewahrer und Ueberlieferer der uralten Weisheit ihrer Vorfahren angesehn werden wollen; — solche, welche Geheimnisse lehren, und durch geheime

Kräfte wunderbare Wirkungen hervorbringen: — Weise dieser Art haben alle Nationen gehabt. Aber solche, bloß natürlich und durch sich selbst, weise Menschen, die ihre Einsichten für weiter nichts, als das Werk ihrer eignen Vernunft, — für die Frucht ihres Nachdenkens, ihrer Erfahrung und ihrer Reisen ausgeben, und doch damit Gehör bey ihrer Nation finden, und von ihr geschätzt werden: solche entdecken wir nirgends so früh, in so großer Anzahl, und in so ununterbrochner Folge, als unter den Griechen.

Besonders dünkt es mich, daß von den beyden Grundpfeilern, auf welchen das Gebäude der menschlichen Erkenntniß ruht, der Beobachtung und dem Räsonnement, der letztre zuerst von der Hand der Griechen gesetzt worden sey. —

Wir kennen die Weisheit der Juden; — wir wissen etwas, durch das Hörensagen, von der Weisheit der Aegyptier und Chaldäer. In gewissen Rücksichten hatten diese Nationen Vorzüge vor den Griechen, und Kenntnisse, welche diesen fehlten. Die Juden hatten sicher reinere Religionsbegriffe; den Himmel hatten die Chaldäer besser studirt; in Handel und Seereisen thaten es ihnen die Phönicier zuvor: aber im ver-

nünftigen Denken, im Ordnen und Verbinden ihrer Begriffe, es sey in der Absicht um neue Kenntnisse daraus herzuleiten, oder die schon erlangten in ein System zu bringen; in der Bildung allgemeiner Grundsätze und der Anwendung derselben auf eine Mannichfaltigkeit besondrer Fälle; vornehmlich aber, in der fortgesetzten Verfolgung einer und derselben Schlußreihe, um auch die entfernten Resultate einer Wahrheit aufzuspüren: in diesen Puncten übertreffen nicht nur die Griechen alle ihre Zeitgenossen; sondern sie sind auch die ersten, die uns Muster davon hinterlassen haben. In den Ueberresten, die wir von den Geistesproducten der übrigen alten Völker haben, unsre heiligen Schriften mit eingeschlossen, finden wir zwar sehr schätzbare Lehren einer praktischen Weisheit, — wahre und selbst erhabne Gedanken über die Natur der Dinge, und die menschlichen Handlungen und Schicksale: aber alle, nur in einzelnen Sätzen, ohne Zusammenhang, vorgetragen, oder in Geschichten und Fabeln eingekleidet. Eine zusammenhängende Reihe von Sätzen hingegen, deren immer einer aus dem andern folgt, und die, vereinigt, ein Ganzes ausmachen; — kurz das, was wir eigentlich ei-

ne Untersuchung, oder ein Räsonnement nennen: das treffen wir bey den griechischen Schriftstellern allein an, oder bey denen, die es von ihnen gelernt haben. Kein andres Volk hatte, wie es scheint, so glückliche Anlagen zu eigentlich wissenschaftlichen Kenntnissen, als die Griechen. Durch das Wissenschaftliche aber wurden sowohl ihre Künste, als ihre Gesetzgebung, vollkommner: und diese doppelte Ueberlegenheit machte sie zu demjenigen fähig, was Demaratus als die Wirkung ihrer Weisheit angiebt, — sich unter mächtigern Nationen frey zu erhalten, und reichere Nationen in der Annehmlichkeit und der Eleganz ihres Privatlebens zu übertreffen.

Der zweyte Vorzug, den Demaratus seiner Nation zuschreibt, liegt in den Gesetzen.

Der Gedanke schließt zweyerley Sachen in sich: den Vorzug, der in den Gesetzen selbst, und den, welcher in der Gewohnheit der Nation liegt, ihren Gesetzen zu gehorchen. Einmahl: die Griechen waren es, die zuerst Gesetze, in dem Sinne, wie das Wort hier genommen wird, d. h. bestimmte Staatsverfassungen, und Systeme von bürgerlichen Anordnungen hatten, die nach der Staatsverfassung abgemes-

sen, oder aus ihr hergeleitet waren. Und diese ihre vollkommnere, oder doch vollständiger entwickelte Gesetzgebung war, wie ich schon angedeutet habe, selbst eine Folge der größern Entwickelung und des mehr systematischen Zusammenhangs, den sie ihren Ideen überhaupt zu geben wußten.

Den ersten Ursprung hat, bey den Griechen sowohl, als bey allen andern Völkern, der Zufall, oder die Nothwendigkeit der bürgerlichen Gesellschaft gegeben: und ihre ältesten Staatseinrichtungen waren so gut, wie die der übrigen Nomaden, nichts anders, als die einfachen und unverabredeten Gewohnheiten, auf welche sie von selbst, durch den Einfluß der Umstände und der Ereignisse, geriethen. Aber die Streitigkeiten der Staats-Parteyen, die, bey einem geistreichen und leidenschaftlichen Volke, zeitig entstanden, führten auch früher, oder später, in allen griechischen Staaten Revolutionen herbey, die eine Auseinandersetzung und Bestimmung der unvereinbaren Rechte nothwendig machten. Die Gesetzgeber der Griechen waren sämmtlich, nicht Stifter neuer, sondern Verbesserer zerrütteter Staaten. Und diese Verbesserungen geschahen dadurch, daß die verschiedenen Gewal-

ten im Staate, die sich wechselseitig bekämpft hatten, gegen einander abgewogen, — die Rechte der Classen, welche verletzt worden, oder an sich zweifelhaft waren, genau bestimmt, — die obrigkeitlichen Aemter, die gemißbraucht, oder vernachläßiget worden waren, deutlich zu ihren Pflichten angewiesen, und in ihrem Ansehen umgränzt wurden: — kurz, daß das, was zuvor nur Gewohnheit, oder angemaßter Besitz gewesen war, nunmehro bestimmten, und von allen Staatsgliedern genehmigten Regeln unterworfen, und also eigentliche Rechte wurden. So entstanden, wie es bekannt ist, die Gesetzgebungen des Solons in Athen, des Lykurgus in Sparta, des Zaleukus und Charondas in den Staaten von Großgriechenland. So viel ist ausgemacht, daß wir unter den Griechen zuerst Staatsverfassungen finden, welche künstlichen Gebäuden gleichen, absichtlich nach einem gewissen Plane gemacht worden sind, und der Weisheit und dem freyen Entschlusse, nicht dem Instincte und Zufalle allein, ihren Ursprung zu danken haben. Die Griechen waren andern Völkern, in Absicht ihrer Staatsverfassungen, ungefähr eben so überlegen, wie in Absicht ihrer Kunstwerke. Die Aegyptischen Bildhauer blieben ohne

Aenderung bey den Formen, welche die Religion und das Alterthum einmahl geheiligt hatten, so unnatürlich, oder ungestaltet sie auch seyn mochten. Die griechischen Künstler besserten ohne Aufhören an den Formen ihrer Vorgänger, weil sie die Natur studirten und die Aehnlichkeit mit ihr suchten. Auf gleiche Weise dauerten, bey andern Völkern, die ersten rohen Staatseinrichtungen, die noch in ihrem wenig gesitteten Zustande entstanden waren, aus Gewohnheit und Ehrfurcht gegen das Alterthum, auch in der Periode ihrer Sittlichkeit fort, und erhielten höchstens nur vollständigere Sanctionen, oder neue Auslegungen. Bey den Griechen hingegen wurden alle die Fortschritte, die sie in Cultur und Aufklärung machten, auch zur Gesetzgebung genutzt: und die alten Formen und Einrichtungen ihrer Staaten wurden fast durchgängig, nach den bessern Einsichten, die sich in der Nation nach und nach gesammelt hatten, umgeändert.

Zum andern. Die Griechen hatten eine eigne Anhänglichkeit an ihre Gesetze: besonders seit den Epochen jener großen Staatsreformen, die gemeiniglich zugleich die Epochen waren, wo ihr Wohlstand, oder ihre politische Wichtigkeit

angefangen hatte. Diese Ehrfurcht, für eine gewisse bestimmte Verfassung und für die damit zusammenhängenden Gesetze, war nicht in allen griechischen Staaten gleich: in dem einen dauerte sie länger, und beherrschte die Gemüther der Bürger unumschränkter, als in dem andern. Aber allenthalben finden wir doch die Griechen, an gewisse schriftlich verfaßte Regeln und Gesetze, in ihrem öffentlichen, und Privat-Leben, gebunden, die durch das Ansehn ihrer Urheber, durch die Anstalten der öffentlichen Erziehung, oder durch den unsichtbaren Einfluß der allgemeinen Meinung, eine Art der Heiligkeit bekommen.

Xerxes konnte es durchaus nicht begreifen, was ganze Schaaren von Menschen bewegen könne, sich augenscheinlichen Todesgefahren auszusetzen, oder sich doch Beschwerden und Aufopferungen aller Art, wie der Krieg sie auflegt, zu unterwerfen: wenn es nicht die Furcht vor einem Herrn, — oder, wie er ausdrücklich sagt, die Furcht vor dem Stocke sey. Diese Furcht glaubte er bey den Seinigen zu bemerken; durch diese bewegte er, wie es ihm schien, diese ungeheure Menschenmasse vor sich her. — Hätte Xerxes etwas von der Weisheit der Griechen

besessen: so würde es ihm noch weit unbegreiflicher gewesen seyn, wie sich hundert Tausende vor dem Stocke eines Einzigen fürchten können.

Es ist aber ein bloßer Schein, welcher unwissende Despoten täuscht, wenn sie glauben, daß der Stock und die Furcht allein, selbst die sclavischsten Unterthanen, im Gehorsam erhalte. Ein anderes Band muß immer noch vorhanden seyn, wodurch diejenigen an den Despoten gefesselt werden, die er zu Zuchtmeistern der übrigen Menge bestellt. Sey es die Ehrfurcht für einen gewissen Stamm und Nahmen, den die Religion, oder die wirklichen Verdienste seines Stifters geheiligt haben; — wie die Türken noch jetzt in dem verhaßtesten Sultan, doch den Califen, den Nachfolger Muhammeds, und den Beschützer des wahren Glaubens verehren, und ehedem die Peruaner sich auch dem schwächsten Incas, als einem Abkömmlinge der Sonne und ihres ersten Gesetzgebers, zu Füssen warfen; — oder sey es der wirkliche Antheil, den eine gewisse Anzahl von Personen und Familien an den Vortheilen und den Vorrechten des obersten Beherrschers hat, wie z. B. die Achämeniden die Macht des persischen Königs unterstützten, und ein erblicher Adel überhaupt die Mon-

archie befestigt: — immer muß das Gebäude der Herrschaft, wenn die mittlern Stockwerke auch durch den bloßen Druck des einen auf das andre sich aufrecht erhalten, doch den Vortheil, oder die Liebe und Achtung der Gehorchenden zu seiner untersten Grundlage haben.

Auf der andern Seite aber scheint dieser unbedingte Gehorsam gegen einen todten Buchstaben, gegen den Ausspruch eines alten, längst verstorbnen Mannes, welchen die Vorfahren zum Gesetzgeber angenommen hatten, diese Ehrfurcht für eine bloße Meinung, (und eine solche ist das Gesetz nur, wenn es nicht mit wirklicher Macht bekleidet ist,) — mit einem Worte, es scheint diese Furcht vor dem Gesetze, die, nach Solons Ausspruche, mit der Furcht vor einem Herrn gleich stark auf die Gemüther soll wirken können, nicht weniger schwer zu begreifen zu seyn. *)

*) Es ist besonders schwer zu erklären, wie diese alten Gesetzgeber ihren Vorschriften gleich im Anfange Ansehn und Gehorsam verschafften. Denn daß, nachdem sich ihre Anordnungen, auch nur durch einige Generationen hindurch, aufrecht erhalten hatten, jede folgende etwas beytrug sie mehr zu befestigen; daß sie, je vergessener ihr Ursprung wurde, desto mehr durch ihr Alter Ansehn erhielten: — das läßt sich begreifen. Ueberhaupt, wie

Indeß ist doch dieses Princip, bey gewissen Nationen, und besonders in einigen griechischen Freystaaten, herrschend gewesen. Und in der That muß auch diese Anhänglichkeit an Formen und allgemeinen Regeln in Staatsverfassungen vorhanden seyn, wo ein Haufen von Menschen zu gemeinschaftlichen Endzwecken gleichförmig wirken soll, und doch weder einzelne Menschen,

---

einmahl eingeführte Gesetze fortdauern, und mit dem Fortgange der Zeit immer ehrwürdiger werden: das können wir uns durch das Beyspiel des Adels, dessen Glanz auch zunimmt, je entfernter und unbekannter das Verdienst ist, woraus er entsprungen seyn soll, — und überhaupt durch die Natur der Gewohnheit, welche durch die Dauer mehr Herrschaft über den Menschen bekömmt, aufklären. Aber wie solche Gesetze eingeführt worden sind; — wie, bey einem noch rohen Volke, die Achtung für einen lebenden, gegenwärtigen Mann so groß, — oder die Ueberzeugung von der Güte seiner Vorschriften so feste seyn konnte: daß es, ohne durch seine Macht gezwungen zu seyn, doch seine Einrichtungen unabänderlich beobachtete, und ihnen dadurch Zeit ließ, Wurzel zu fassen: das scheint uns im hohen Grade unbegreiflich. Und es wird es noch mehr, durch die Erfahrung unsrer Tage, da wir ein sehr kluges, sehr gesittetes Volk mit einer neuen Gesetzgebung beschäftigt sehn, und finden, daß es, durch keine Mittel, neue Einrichtungen, auch wenn sie anfangs mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen wurden, zu befestigen, und ihnen dauerhaftes Ansehn zu verschaffen im Stande ist.

noch einzelne Stände ein so entschiednes Uebergewicht über die übrigen haben, daß sie den Gehorsam derselben erzwingen könnten.

Nähmlich alles, was einer Regierung Ansehn und Festigkeit verschaffen kann, ist entweder die Ehrfurcht des Volks für gewisse Personen und Familien, oder es ist die für gewisse Ideen, das heißt, für Einrichtungen, Verfassungen, Meinungen und Sitten. Jenes ist das Princip der monarchischen und aristokratischen, — dieß das Princip der demokratischen Staaten.

Beyden Triebfedern kann entweder die Vernunft und die Ueberzeugung, oder das Vorurtheil und die Gewohnheit ihre Kraft, auf die Gemüther zu wirken, verleihen. Sowohl bey der Anhänglichkeit an gewisse Gesetze, als bey der Verehrung für gewisse Personen und Familien, kann der Mensch entweder eignen Ueberlegungen, deren er sich bewußt ist, oder fremden Einflüssen, die er oft selbst nicht anzugeben weiß, folgen. Sahen wohl alle Athenienser und Spartaner, die für Solons und Lykurgs Gesetze ihr Leben zu lassen bereit waren, die innere Vortreflichkeit derselben ein? Gewiß eben so wenig, als bey den Franzosen, unter der al-

ten Regierungsform, der Stolz, mit welchem sie den König ihren Herrn nannten, eine empfundne Hochachtung für die Vorzüge ihres Regenten war.

So wie bisher die Menschen gewesen sind, und wie wir sie in allen Zeitaltern der Geschichte finden: hat, in jeder Regierungsform, irgend ein Vorurtheil der Vernunft des großen Haufens zu Hülfe kommen müssen, um ihn eines standhaften Gehorsams, gegen die ihn beherrschenden Personen oder Gesetze, fähig zu machen. Noch haben sich die Gesetze, bey keinem Volke, selbst nicht bey den, vom Demaratus, wegen ihrer Ehrfurcht vor Gesetzen, so sehr gerühmten Griechen, ganz allein durch ihre eigne Kraft aufrecht erhalten können. Der Nahme und der Ruf des Gesetzgebers, der Umstand, daß gewisse Einrichtungen sich ins graue Alterthum verlohren, oder durch Orakelsprüche bestätiget worden waren; — das Glück, welches eine Nation, unter ihrer Staatsverfassung, bey kriegerischen Unternehmungen, oder im Handel und in Erwerbung des Reichthums, gehabt hatte, — endlich der Einfluß der Erziehung und der allgemeinen Meinung: dieß war es, was damahls, und was bis jetzt noch immer, den

Gesetzen der Staaten eine fremde Kraft leihen mußte, wenn ihnen der Gehorsam der Bürger gesichert seyn sollte.

Doch giebt es auch, in dieser Absicht, Unterschiede zwischen den Völkern. Es giebt deren, bey welchen vorzüglich dieser Geist, — den man den ächt republikanischen nennen könnte, — herrscht: — die Bereitwilligkeit, Aussprüchen, welche durch die Mehrheit der Stimmen im gemeinen Wesen bekräftigt worden sind, und einmahl die Form von Gesetzen bekommen haben, eine gewisse Heiligkeit zuzugestehen.

Dieß findet bey Nationen, die sich, zu einer gewissen Epoche, von einer unrechtmäßigen oder drückenden Herrschaft in Freyheit gesetzt haben, in einem höhern Grade, als bey andern Nationen, statt. Die Ursache davon ist: weil zu solchen Zeitpuncten gemeiniglich, durch Verabredungen unter den Hauptparteyen des Staats, neue Gesetze entstehen, die von der Nation, als das Palladium ihrer Freyheit, angesehn werden, und deßwegen bey ihr in große Achtung kommen. Dieser Enthusiasmus der Nation für ein gewisses Gesetz, welches ihr der Anfang eines neuern und glücklichern Daseyns zu seyn scheint, ist fähig bey ihr den Grund zu einer solchen Ge-

müthsstimmung zu legen, wodurch die Gesetze überhaupt mehr Ansehn erhalten. Besonders werden diejenigen Gesetze, die mit jenen ersten Grundgesetzen auf irgend eine Art zusammenhängen, es sey, indem sie den darinn zuerst entworfnen Plan einer milden Regierung mehr entwickeln, — oder weil sie auf die Weise und nach den Formen, welche die freyere Verfassung eingeführt hat, Gesetzeskraft erhalten haben, einen Theil der Ehrerbiethung auf sich ziehn, welche das Volk gegen die Stiftungsacte seiner Freyheit zu hegen gewohnt ist.

Wie viele Engländer kennen den Inhalt der magna charta nur sehr unvollkommen, die von dem bloßen Nahmen derselben begeistert werden! Aber jeder Engländer weiß, daß sich seine Vorfahren, zu der Zeit, von welcher sich die magna charta herschreibt, Vorrechte errungen hatten, die den Unterthanen anderer Europäischen Könige fehlen, und an welchen er selbst Theil nimmt. Er verehrt also in ihr den Nahmen und den Ursprung seiner Freyheit. Dadurch aber, daß die Englische Nation gewissen alten Gesetzen, selbst ohne sie genau zu kennen, bisher mit einer Art von Schwärmerey

anhing: *) wurde sie fähiger, den Nahmen des Gesetzes überhaupt mehr, als andre Nationen zu ehren. Besonders, nachdem sie die ihr eigenthümliche Form der Gesetzgebung, die Vereinigung der Stimmen zweyer Parlamentshäuser mit dem Willen des Monarchen, als eines ihrer wichtigsten National-Vorzüge, hatte betrachten lernen: wurden ihr auch die, durch diese Form, zu Gesetzen erhobne Beschlüsse ehrwürdiger. Daher der Eindruck, den, wenigstens bisher, bey vielen Gelegenheiten, das Vorlesen einer Parlementsacte, selbst auf den erhitzten und tumultuirenden Pöbel, gemacht hat.

Wir haben jetzt den merkwürdigen Fall erlebt, der nur selten in der Weltgeschichte vorkommt, daß, in einem großen Reiche, die An-

---

*) Noch vor der Abfassung der magna charta, welche die langdauernden Streitigkeiten, zwischen dem Könige Johann und seinen Baronen, im Jahr 1215 endigte, oder vielmehr unterbrach, waren es, während der ganzen Periode der Normännischen Regierung, die Gesetze Eduards des Bekenners, welche die Nation als ihr verlohrnes Kleinod ansah, und um deren Wiederherstellung sie flehte; — Gesetze, die den Geschichtschreibern so dunkel geblieben sind, daß sie nur aus den Bewilligungen, welche die Engländer durch die M. C. wirklich erhielten, muthmaßlich schließen, nach was für Gerechtsamen sie zuvor gestrebt hatten.

hänglichkeit des Volks an seine alten Gesetze, und die an seine alte Regenten-Familie zugleich erloschen ist. Hier soll nun, für ganz neue Gesetze, eine auf kein Vorurtheil sich stützende Verehrung geschaffen werden. Die Erfahrung zeigt, was die Vernunft vermuthen läßt, daß dieß äußerst schwer sey.

Wenn das Ansehn des Alterthums und der Gewohnheit, bey den Sachen sowohl, als bey den Personen, wegfällt, die dessen bisher genossen haben: was bleibt anders übrig, einem Gesetze den allgemeinen Gehorsam des Volks zu sichern, als entweder die allgemein anerkannte Güte des Gesetzes, oder der standhafte Wille des Volks, auch unvollkommnen Gesetzen, wenn sie einmahl rechtskräftig geworden sind, um des allgemeinen Besten willen zu gehorchen?

Diese Principien sind ohne Zweifel die edelsten, welche dem Gehorsame der Bürger zur Grundlage dienen können: aber ist es je zu erwarten, daß ein Staat durch sie allein werde regiert werden, — so lange die Gesetze Werke unvollkommner Menschen sind, und die, welchen die Gesetze gegeben werden, unvollkommne Menschen bleiben?

Wird es je möglich seyn, eine Staatsverfassung auszudenken, oder ein System von Gesetzen zu finden, die, auch nur bey den Weisen und Guten im Volke, eine volle Zufriedenheit und einen Gehorsam aus bloßer, reiner Einwilligung bewirken? Und wie wird es erst mit dem Theile des Volks seyn, der nicht weise und gut ist? Wo ist die Nation, deren größter Theil aufgeklärt genug wäre, um vortrefliche Gesetze nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, oder sittlich genug, um seine Leidenschaften selbst Gesetzen, die er für gut erkennt, zu unterwerfen? Und wenn es dann, um in einem Staate eine ordentliche und ruhige Regierung hervorzubringen, nothwendig ist, daß auch mangelhaften Gesetzen, und daß ihnen auch von denen gehorcht werde, die entweder gar nicht urtheilen, oder die die Gesetze aus Irrthum mißbilligen, oder die aus moralischem Verderbnisse wider ihre bessre Ueberzeugung handeln: wie nahe muß alsdann die, durch kein Vorurtheil unterstützte, Regierung der Vernunft der Anarchie, oder der Herrschaft der physischen Gewalt seyn? Bey den meisten der Staatsumwälzungen, die wir in der Geschichte der Völker finden, sind entweder die Grundsätze und die Formen der

alten Verfassung stehen geblieben, oder man hat, bey Veränderung dieser, die Menschen, oder die Familien, denen die Verwaltung der Gesetze anvertrauet war, beybehalten. Auch konnte, wenn die Staats- und Religions-Veränderungen nicht zu gleicher Zeit trafen, zuweilen die Anhänglichkeit an einen alten Gottesdienst eine neue Staatsverfassung in den Gemüthern des Volks befestigen helfen, wofern man es verstand, sie mit der Religion auf eine schickliche Weise in Verbindung zu bringen. — Die Engländer blieben bey dem, was sie ihre Revolution vorzugsweise nennen, *) nicht nur bey der monarchischen Form, und der Verfassung des Parlements: sondern sie blieben auch bey der regierenden Familie, nur mit Uebergehung des nächsten Thronerbens. Die Amerikaner entzogen sich der Oberherrschaft von Großbrittannien, aber sie behielten ganz, oder beynahe, die alte Verfassung in den einzelnen Staaten bey, und bildeten das neue Regierungscollegium,

*) Unter dem Worte, Revolution, verstehen die Engländer ausschließend die Vertreibung König Jacobs des zweyten, und die Einsetzung Wilhelms von Oranien auf den Thron von Großbrittannien.

welches sie errichteten, den Congreß, nach einem, jenen Verfassungen sehr ähnlichen, Modelle. In Frankreich hat die Revolution weder den Menschen, noch den Gewohnheiten, noch der Religion ihren Einfluß gelassen. Die Familie des Regenten ist zu Grunde gerichtet; der Adel, der nächst ihm den größten Theil von der Verehrung des Volks hatte, ist vertrieben, und die alten Methoden zu regieren sind abgeschafft. Zu gleicher Zeit sind alle religiösen Begriffe und Meinungen wankend geworden. Nichts ist also mehr vorhanden, was auf die Gemüther der Menge durch einen Einfluß wirkte, den sie selbst nicht kennt. Alles, was nun von ihr geschieht, soll mit Bewußtseyn, und mit überlegter Einwilligung geschehn. Das, was dem Staate eine ruhige Regierung sichert, soll neu seyn, wie er selbst, soll ganz aus dem Verstande und der Tugend der Menschen, die regiert werden, und aus der Vortreflichkeit der neuen Gesetze unmittelbar entspringen. Ein Versuch dieser Art ist der gewagteste, den je die Menschen gemacht haben. Eben deßwegen aber ist es so anziehend, die Erscheinungen bey demselben zu sehn, und unklug, den Ausgang desselben vorherzusagen.

Doch, was uns auch dieser Ausgang noch künftig über die magische Kraft des Gesetzes, und deren Ursprung lehren mag: so viel ist gewiß, daß in mehrern griechischen Staaten, und nahmentlich zu Sparta, diese Kraft wirkte. — Die Lacedämonier ehrten ihre Könige: aber dieses Princip war nur von geringem Einflusse, da die königliche Würde mehr ein ausgezeichneter Rang, als eine den Staat regierende Gewalt war. Hingegen zitterten sie vor dem Gesetze und liebten es zugleich, als den größten Vorzug ihres Vaterlandes. Wenn es ihnen befahl sich geißeln zu lassen, so hielten sie Schläge für ehrenvoll; und wenn es befahl, einen andringenden Feind aufzuhalten, so ließen sie sich, wie die zu Thermopylä, bis auf den letzten Mann erschlagen. Die Grabschrift derer, die hier gefallen waren, drückt ihre Gesinnung kurz und schön aus: „Wandrer gehe, und melde es „nach Sparta, daß wir hier liegen, um seinen „heiligen Gesetzen zu gehorchen.“

Man kann unmöglich verkennen, daß dieses Princip, auch wenn die Gesetze noch sehr unvollkommen sind, wie die Spartanischen wirk-

lich waren, der davon belebten Nation eine Stärke und einen Adel giebt, wodurch sie über andre Nationen erhoben wird: — eine Stärke, weil bey ihr etwas vorhanden ist, womit die Begierde sowohl, als die Furcht der Menschen überwunden werden kann, — etwas, wogegen keine Einwendung statt findet, und das doch bald die äußerste Anstrengung, bald die größten Aufopferungen fordert; einen Adel, weil es nicht ein Gehorsam ist, welcher der Macht, sondern einer, welcher Grundsätzen geleistet wird, und der also gewissermaßen jeden Menschen zu seinem eignen Beherrscher macht. Wenn bloß das Ansehn gewisser Personen der Grund des Gehorchens ist: so mag diese Triebfeder in ihrem Ursprunge noch so reine Hochachtung für wahres Verdienst gewesen seyn: sehr bald werden sich die Leidenschaften der Furcht und der Hoffnung, des Ehr- und Geldgeitzes hinzugesellen, und die Würde jener Triebfeder erniedrigen. Denn die Menschen, die von vielen verehret werden, erhalten dadurch zugleich Macht, um belohnen, oder strafen zu können. Aber wenn man sich den Gesetzen um ihrer selbst willen unterwirft; wenn man aus Ehrfurcht vor einem gewissen politischen System Gefahren trotzt, oder Ungemach erträgt; so ist bey einer sol-

chen Bürger-Tugend Furcht und Hoffnung, Verlust und Gewinn so weit aus dem Spiele, als es bey menschlichen Handlungen seyn kann.

Es ist die eigne Natur moralischer Handlungen, daß sie nach einem Vernunft-Princip geschehn. Ist dieß Princip der Ausspruch der eignen Vernunft des Menschen selbst, welcher handelt; und einer aufgeklärten Vernunft: so ist das, was daraus entsteht, reine Tugend. Ist das Princip der Ausspruch einer fremden Vernunft, z. B. eines Gesetzgebers, oder eines Religionslehrers: so ist die Tugend unstreitig unvollkommner. Indeß giebt doch das Freywillige dieser Unterwerfung dem Menschen eine gewisse Erhabenheit, die selbst wieder eine Stimmung des Gemüths zum Edeln und Guten ist.

Aber freylich kann die Anhänglichkeit an Gesetze, wenn sie blind ist, das heißt, wenn sie nicht, auf dem innern Werthe der Gesetze und der deutlichen Einsicht dieses Werths, beruht, nicht fortdauern, sobald der Mensch aufgeklärt wird. Dieß eben giebt der Anklage gegen die Aufklärung einen Schein, daß mangelhafte Gesetze, die bey einem unwissenden Volke heilig waren, bey einem

einsichtsvollen wankend werden. Jedoch der Fortgang der Menschen, von der Unwissenheit zur Erkenntniß, wenn er auch gewisse Gefahren mit sich brächte, ist doch so natürlich und unvermeidlich, daß es vergeblich wäre, — und er hängt zugleich mit den höchsten Zwecken der Natur so augenscheinlich zusammen, daß es frevelhaft wäre, ihn zu stören. In dem Laufe jenes Fortgangs giebt es allerdings Zeitpuncte einer Krise, wo die Vernunft, einsichtsvoll genug, alte fehlerhafte Gebäude der Staatskunst und der Sitten zu zerstören, noch nicht den Grad von Erleuchtung besitzt, der nöthig ist, um neue vollkommnere aufzubauen. Und unser Zeitalter scheint gerade in eine dieser kritischen Perioden gefallen zu seyn. Da sich indeß der, ins Unendliche fortlaufende, Weg der menschlichen Entwicklung nicht mit unserm Zeitalter endigt: so ist noch nicht alle Hoffnung verschwunden, daß diese Schwierigkeiten werden überstiegen werden, — und daß die Menschen, die mit ihren Kenntnissen so weit vorgerückt sind, daß viele der Vorurtheile, durch welche sonst die Ruhe der Staaten gesichert wurde, ihren Einfluß verlohren haben, zuletzt entweder zur Entdeckung des wahrhaft Guten, im Fache der Gesetzgebung, oder bis zu einem vernünfti-

gen Gehorsam gegen unvollkommne Gesetze, und zu einer allmähligen ruhigen Verbesserung derselben, durchdringen werden.

Noch kann ich nicht unbemerkt lassen, daß die große Bescheidenheit, mit der Demaratus von sich selbst und seiner Tapferkeit redet, indeß er die Tugenden und den Muth seiner Nation so hoch erhebt, den Leser für ihn einnimmt, und selbst das Uebertriebne dieser letztern Lobsprüche entschuldiget. Denn ganz genau kann man das nicht für wahr gelten lassen, was er von seinen Lacedämoniern rühmt. Die Geschichte lehrt, daß sie vor mehr als einem Feinde wichen, und häufig genug ihren Gesetzen untreu wurden. Aber eine vorzügliche Tapferkeit im Kriege, und eine ausgezeichnete Regelmäßigkeit ihrer Aufführung haben den Lacedämoniern weder die Griechen noch die Barbaren, die mit ihnen zu thun gehabt haben, streitig gemacht. Es ist aber der Charakter der wahrhaft Tapfern, daß sie, wie Demaratus, unnöthige Gefahren nicht aufsuchen, daß sie sich die Gefahren nicht kleiner vorstellen, als sie wirklich sind; daß sie aber die, welchen sich zu unterziehn Ehre und Pflicht ihnen gebeut, besonders wenn das Beste der ganzen Gesell-

schaft auf dem Spiele steht, und sie dieselben mit ihren Mitbürgern theilen, standhaft aushalten, auch wenn sie solche für die fürchterlichsten erkennten.

Einige Gedanken

über die Vaterlandsliebe überhaupt, und über die Vorliebe insbesondre, welche, in einem großen Staate, die Einwohner jeder Provinz für diese ihre Provinz haben.

Die bisherigen Untersuchungen über die Vaterlandsliebe überhaupt haben so viel aufs Reine gebracht, daß sie hauptsächlich auf drey Principien beruht: auf der eigentlichen Liebe zu dem Lande, auf der Liebe zu den Menschen, und auf der Liebe zu der Verfassung und der Regierung des Staats. Wer sein Vaterland andern Ländern vorzieht, und es leidenschaftlich liebt, thut es entweder, weil ihm dessen Klima, Boden, Lage und Erzeugnisse, kurz, dessen sämmtliche Beschaffenheiten, sie mögen nun von der Natur, oder von dem Anbaue herkommen, vorzüglich gefallen; oder weil er an den Menschen hängt, welche in diesem Lande wohnen, und mit welchen er von Jugend auf darin gelebt hat; oder endlich, weil er dem Staate, als Staate, ergeben ist, und dessen gesellschaftliche Einrichtungen billigt. Jede dieser Hauptursachen nimmt, durch hinzukommende Bestimmungen, mehrere Gestalten an; jede verbindet sich mit der andern durch viele gemeinschaftliche Berührungspuncte. Dar-

aus entstehen Unterabtheilungen von speciellern Ursachen der Vaterlandsliebe, die sehr vervielfältigt werden können. So kann z. B. die Liebe zum Lande, entweder aus einer bloß physischen Einwirkung der Luft, des Himmelsstrichs, der Nahrungsmittel, kurz aller Eigenthümlichkeiten eines Landes auf den Körperbau des Menschen herkommen, — wenn nähmlich diese Einwirkung macht, daß er sich in keinem andern Lande so wohl befindet; — oder sie kann aus dem, nach Ueberlegung gefällten, Urtheile entstehn, daß sein Vaterland an Naturschönheiten, an Hülfsquellen des Reichthums, oder an wohlthätigem Einflusse auf Gesundheit und Geist seiner Einwohner, andre Länder übertreffe. Die Vaterlandsliebe der Schweitzer schreibt man, mit großer Wahrscheinlichkeit, der ersten von diesen beyden Ursachen zu. So viel ist wenigstens gewiß, daß, bey einem Volke, dessen Sehnsucht nach dem Vaterlande in eigentliches Heimweh, in Krankheit, ausartet, sich mehr physische, als moralische Ursachen seiner Vaterlandsliebe vermuthen lassen. — Nur Länder von ausgezeichneten physischen Beschaffenheiten, und einer in ihrer Art einzigen Lage, dergleichen gewisse Gebirgsgegenden und Inseln

haben, können auf ihre Einwohner so bestimmt wirken, daß daraus für diese ein physisches Bedürfniß entsteht, die Luft jener zu athmen und unter deren Himmel zu wohnen. Aber in allen Ländern können die Menschen die Meinung hegen, daß die Natur sie vorzüglich begünstigt habe, und daß sie nirgends auf dem Erdboden einen so schön ausgeschmückten und so reichlich begabten Fleck finden würden, als der ist, auf welchem sie wohnen. Diese Meinung, wenn sie bey einem ganzen Volke herrscht, kann bey dem größten Theile desselben nur Vorurtheil seyn. Denn wer anders, als der gebildete und unterrichtete Mensch, — der, welcher viele Länder durch Reisen, oder durch gesammelte Nachrichten kennen gelernt hat, ist im Stande, aus Gründen und mit Einsicht, überzeugt zu seyn, daß seinem Vaterlande der Vorzug gebühre? Oft ist jene Meinung nur eine Folge der Gewohnheit, welche Eingebohrnen eines Landes auch Eigenheiten desselben angenehm macht, die den Ausländern unbequem, oder häßlich vorkommen. So liebt der Lappländer seine Steinklippen, seine Eisfelder und seine stürmische See.

Das Band der Zuneigung, zweytens, welches uns mit den Einwohnern des Vaterlandes ver-

knüpft, ist entweder die natürliche Liebe zu den Menschen, unter welchen wir erwachsen sind, — gleichsam die Summe und die Vereinigung aller der zärtlichen Gefühle, welche unser Herz, von den ersten Jahren des Lebens an, gegen Einwohner des Orts, wo wir gebohren wurden, belebt haben; oder es besteht ebenfalls in einer Meinung, — in dem Urtheile, welches wir über unsre Mitbürger fällen, — in der Ueberzeugung, daß sie an Geistesgaben, oder an Tugenden, oder an gutem Herzen gegen uns, die Einwohner andrer Länder übertreffen. Jene Art der Zuneigung ist der Familienliebe, diese der Freundschaft ähnlich. Jene findet bey einem jeden Menschen, an allen Orten, statt, das Volk, unter welchem er gebohren ist, mag noch so unvollkommen und noch so unberühmt seyn. Diese setzt voraus, daß, im Geiste und Charakter einer Nation, wirklich gewisse Vorzüge vorhanden sind, oder daß sie in dem Rufe, sie zu besitzen, steht, oder daß sie wenigstens eine hohe Meinung von sich selbst hat.

Die Vorliebe für den Staat, als Staat, theilt sich wieder in die Liebe zu der Verfassung, in die Zufriedenheit mit der Verwaltung und in die Verehrung gegen den Regenten des Staats. Um deßwillen kann ein großer und guter König die Vaterlandsliebe in einer

Monarchie sehr beleben. Eine Nation kann auf ihren Fürsten eben so stolz seyn, als eine andre auf ihre Freyheit. Welchen Aufopferungen für das Vaterland waren die Macedonier unter Alexander, und die Preußischen Unterthanen unter Friedrich dem zweyten nicht fähig! Mit welchem Eifer und welcher Kraft kämpften beyde für die Aufrechterhaltung und Erweiterung einer Macht, die zwar nur in den Händen eines einzigen, aber in den Händen eines großen Mannes war. — Eben so, wenn die Bürger eines Staats die darin herrschende Policey und Rechtspflege, ja selbst wenn sie die Einrichtungen der Finanzen und des Kriegsstaats, die doch weniger Einfluß auf den Privatmann haben, für vollkommner halten, als alles dieß in andern Ländern ist: so können sie, in jeder Verfassung, dadurch einen Nationalstolz bekommen, der, mit Anhänglichkeit an ihr Vaterland und mit Diensteifer in den Geschäften desselben, verbunden zu seyn pflegt.

In dem Wohlgefallen an dem Flor des Landes, worin wir gebohren sind, und in dem Stolze auf das Glück und Ansehn der Nation, zu der wir gehören, vereinigen sich mehrere, oder alle drey der oben gedachten Triebfedern. Wenn

wir unser Vaterland deßwegen lieben, weil dessen Aecker vortreflich angebaut, seine Städte schön und prachtvoll sind, weil der Kunstfleiß und der Handel unzählige Hände beschäftigt, weil eine gewisse Wohlhabenheit sich über alle Stände erstreckt; weil endlich die Wissenschaften ihr Licht darin verbreiten: so hat unsre Zuneigung zum Theile die Natur zum Gegenstande, welche den Stoff zu allen Erzeugnissen des Fleißes, und die Kräfte zur Bearbeitung derselben verleihen muß, — zum Theile die Menschen, welche durch Talente und Tugenden die Gaben der Natur genutzt, und dem Lande diese uns wohlgefällige Gestalt gegeben haben. Und da hinwiederum zur Bildung der Menschen, und durch sie zur Verbesserung und Verschönerung der Natur, in einem Lande, nichts mehr beyträgt, als die gute Regierung desselben, — die ihren noch höhern Grund theils in der Verfassung, theils in dem Charakter der Personen hat, welche ihr vorstehen: so fließt auf die Vaterlandsliebe eines glücklichen Volks der Gedanke, von seiner vorzüglichen Staatsverfassung, und der von seiner vollkommnern Staatsverwaltung ohne Zweifel nicht wenig mit ein.

Wenn wir jene drey Ursachen der Vaterlandsliebe genauer betrachten: so finden wir,

daß die beyden ersten auch in Beziehung auf einen abgesonderten, kleinen Theil des Staats wirken, ja daß sie fast nur innerhalb eines eingeschränkten Raums wirksam seyn können; daß aber die letzte sich unmittelbar und nothwendig auf das große Gebieth des ganzen Staats bezieht, und die dadurch hervorgebrachte Zuneigung die ganze bürgerliche Gesellschaft, deren Mitglieder wir sind, umfaßt.

Die Schätze und die Schönheiten der Natur können wir nur an dem Orte, wo wir wohnen, oder in dem Umkreise, den wir häufig besuchen, kennen und lieben lernen. In jeder Provinz einer weitläuftigen Monarchie ist der größte Theil der Einwohner, von dem Zustande der übrigen Provinzen, so wenig unterrichtet, als er es von fremden Ländern ist. Wenigstens hat der Anblick ihrer Schönheiten ihn niemahls ergötzt, und der wohlthätige Einfluß ihrer Luft und ihres Himmels ihn nie an sich gezogen. Wer nie aus seiner Stadt oder seiner Provinz gekommen ist, kann vom Hörensagen, oder, wenn er zu den gebildetern Menschen gehört, durch Unterricht und aus Büchern, von den Annehmlichkeiten und Vorzügen der übrigen Theile des Staats, dessen Bürger er ist, etwas wissen. Er

kann sich über den Reichthum und die Pracht der darin liegenden Städte, über die Fruchtbarkeit und den Anbau ihrer Ländereyen, auch wenn er sie nicht gesehen hat, in einem gewissen Grade freuen. Aber er kann schwerlich, durch diese Beschreibungen und Erzählungen, in ein warmes Gefühl versetzt, und zu einer leidenschaftlichen Liebe für diese, von ihm entfernten, Gegenstände, bloß vermöge des Gedankens, gebracht werden, daß sie mit ihm unter einer gemeinschaftlichen Regierung stehn.

Wenn wir, zweytens, das Vaterland um der Menschen willen lieben, unter denen wir erwachsen sind, die uns von Jugend auf Gutes gethan, oder mit denen wir frühzeitig solche Verbindungen errichtet haben, dergleichen wir anderswo nicht hoffen können: so ist der Wirkungskreis dieses Princips noch weit enger, und natürlicher Weise auf den Raum eingeschränkt, innerhalb dessen wir unsre frühern Jahre zugebracht haben. Durch Umgang und Dankbarkeit und persönliche Freundschaft, durch angenehme Zurückerinnerungen auf gemeinschaftlich genossene Freuden, auf gegenseitig empfangne und geleistete Dienste, kann der Schlesier nicht mit dem Preußen oder Magdeburger, sondern

er kann nur mit dem Schlesier zusammenhängen.

Die Einwohner einer Provinz sind, in dieser Absicht, in noch weit kleinere Unterabtheilungen abgesondert. Die Lage jedes Menschen, der Stand seiner Familie, seine eignen frühern Schicksale entscheiden, ob er an dem Boden, auf welchem er erwachsen ist, angeheftet bleiben, und seine Welt in dem Bezirke seines Städtchens, oder seines Dorfs finden, oder ob er einen größern Spielraum haben, und mit den Einwohnern ganzer Provinzen und Länder in eine frühzeitige Verbindung treten soll. Für jeden Menschen erweitert sich gleichsam sein Vaterland in dem Maße, als seine Bekanntschaft mit dessen Wohnplätzen, und seine Sympathie mit dessen Einwohnern sich ausbreitet.

Es ist der Vorzug einer edlen Geburt, daß sie den Menschen mit einem ganzen und angesehnen Stande der bürgerlichen Gesellschaft, besonders in seiner Provinz, zusammenknüpft, und ihm daher Bekannte und Freunde, auch in entfernten Gegenden seines Vaterlandes, verschafft. Es ist der Vorzug des Reichthums, daß er es dem Menschen leichter macht, sich von der

Stelle zu bewegen und seine Verbindungen zu vervielfältigen. Wer von diesen beyden Glücksgütern entblößt ist, bleibt gemeiniglich in einem engen Familien- und Umgangs-Kreise eingeschlossen. Und wenn sich dessen ungeachtet seine Liebe, die er, als Empfindung, nur gegen wenige Personen hegt, in der Idee auf alle seine Landsleute erstreckt: so geschieht dieß mehr, vermöge einer Handlung des nachdenkenden Verstandes, oder durch eine Täuschung der Einbildungskraft, als durch eine Anhänglichkeit des Herzens. Der gemeine Mann, der Bürger aus dem Handwerksstande liebt also, insofern von derjenigen Liebe die Rede ist, die aus gefühlvollem Herzen, aus Liebe, oder Dankbarkeit entsteht, zunächst nur seine Stadt, — vielleicht nur seine Zunft. Einige, obwohl schwächere, Fäden der Zuneigung knüpfen ihn auch mit der Provinz zusammen, die schon durch den Nahmen, welchen er als ihr Landsmann führt, eine Wichtigkeit für ihn erhält. Aber er empfindet wenig, oder gar nichts für den Staat im Ganzen, den er zu überschauen ganz außer Stande ist, dessen Natur und Beschaffenheit er sich nicht einmahl deutlich vorstellen kann, und von dessen entferntern Einwohnern er gemeiniglich

gar keine, zuweilen aber sehr nachtheilige Begriffe hat.

Hingegen ist diejenige Vaterlandsliebe, — die dritte der oben aufgezählten Arten — welche die Meinung von der Vortrefflichkeit der Verfassung oder der Regierung, oder die, auf Gewohnheit und Herkommen beruhende, instinctartige Neigung zu beyden zum Grunde hat, nothwendig auf den Staat im Ganzen, und nicht auf einen einzelnen Theil desselben, gerichtet. Denn nur der Staat im Ganzen hat das, was wir im eigentlichen Verstande eine Verfassung nennen; nur von der Regierung des Ganzen erwarten die Bürger ihr Glück; nur ihr wird der Flor der Provinzen zugeschrieben, was auch die besondre Verwaltung derselben dazu beygetragen haben mag. Auf sie fließt also auch die Zuneigung zurück, welche das Bewußtseyn dieses Glücks und die Wahrnehmung dieses Flors bey den Einwohnern erregt.

Es sey, daß der Antheil, welchen der Bürger an der Regierung nimmt, und die Befreyung von willkührlichen Bedrückungen, deren er genießt, — es sey, daß die Vortrefflichkeit, welche er den Gesetzen, der Rechtspflege, der Finanzverwaltung und dem Kriegsstaate zuschreibt, ihn

für sein Geburtsland begeistert: — immer sind dieses Vorzüge, die entweder in dem Grundverein der ganzen bürgerlichen Gesellschaft liegen, oder die von der obersten Regierung des Staats abhängen. Wenn auch die besondern Einrichtungen der einen, oder der andern Provinz, oder wenn die Verwaltung derselben sich die Zufriedenheit und den Beyfall der Einwohner in einem vorzüglichen Grade erworben hat: so wird doch, in der Regel, das Verdienst davon den Grundgesetzen des Staats und dem höchsten Regenten zugeeignet: — insofern nähmlich, durch jene, die so vortheilhaften Einrichtungen ihre Kraft und ihr Ansehn erhalten, und, durch diesen, die so geschätzten Verwalter gewählt und eingesetzt werden.

Um dieser Ursache willen ist also die Vaterlandsliebe, welche dem Staate, als Staate, — und nicht dem Lande, nicht den einzelnen Menschen — zugehört, ein seltnerer Charakter. Durch sie vorzüglich zeichnet sich eine Nation vor der andern, und ein Bürger vor dem andern aus. Die Anhänglichkeit an den Fleck des Erdbodens, wo wir von Jugend auf gelebt, wo wir allein Freunde, Eigenthum und Familienverbindungen haben, ist eine, den mei-

sten Menschen gemeine, Neigung, die um desto weniger gestört wird, je weniger sie sich von den Vorzügen andrer Länder Kenntniß erwerben. Die Staatsverfassung eines Landes hingegen einzusehen, und eine gegründete Ueberzeugung von deren Vortrefflichkeit zu haben, ist nur die Sache unterrichteter und denkender Menschen, — also weniger. Wenn der große Haufe, durch die Liebe zu der Verfassung seines Staats, begeistert werden soll: so muß dieselbe etwas sich so auszeichnendes haben, daß sie auch die Aufmerksamkeit auswärtiger Nationen erregt, und in allgemeinen großen Ruf kommt. Dieser Ruf wirkt dann auf die Bürger des Staats selbst zurück, und nimmt auch diejenigen für die Regierungsform desselben ein, die unfähig sind ihre Natur zu untersuchen.

Die Güte der Regierung, die Weisheit und die Wohlthätigkeit des Regenten sind mehr in die Augen fallende, und auf die Gemüther aller Classen stärker wirkende, Ursachen der Zuneigung, als die Form des Staatsgebäudes. Sie erfordern keine so tiefen Untersuchungen; ihr wohlthätiger Einfluß ist unmittelbarer und sichtbarer. — Aber sie sind vorübergehend und wechselnd, wie die Menschen, welche das Ruder des

Staats führen: und sie können also nicht bey einer Nation Neigungen hervorbringen, die, durch Gewohnheit und Fortpflanzung, gleichsam in eine andre Natur übergehen. Die eigentliche Vaterlandsliebe also, die mit der Muttermilch eingesogen werden, und mit dem Menschen aufwachsen soll, wird öfter von einer Verfassung, die im Rufe der Vortrefflichkeit steht, — ob sie gleich den wenigsten Bürgern vollkommen bekannt ist, — als von einer Regierung, die sich als wohlthätig erweiset, ob dieses gleich alle beurtheilen können, hervorgebracht werden.

Eben aus diesem Umstande, — daß von den oben genannten Principien der Vaterlandsliebe, die einen den Menschen an die ihm nächsten Oerter und Gegenstände heften, die andern ihn mit dem Mittelpuncte des Staats verbinden, erklärt sich die Erscheinung, welche schon oft bemerkt worden ist: daß in kleinen Staaten die Vaterlandsliebe am stärksten ist, und daß mit der Ausbreitung der erstern die letztre zu erkalten anfängt. Nur in einem kleinen Staate nähmlich kommen die Ursachen der Liebe, welche örtlich und persönlich sind, mit denen, welche bloß politisch und allen Staatsbürgern

gemein sind, zusammen. Eben das kleine Ländchen, welches der Athenienser oder Lacedämonier, als den Ort seiner Geburt und seines beständigen Aufenthalts, vollkommen kannte, in welchem er alle seine Güter, seine Verwandten und Freunde hatte, wo jede Quelle, jeder Berg, jeder anmuthige Hain, jedes fruchtbare Feld in ihm Erinnerungen genossener Freuden, und erlebter, oder ihm überlieferter merkwürdiger Vorfälle erweckte: eben dieses Ländchen machte den Umfang des Staats aus, auf dessen freye Verfassung er stolz war, und dessen Gesetze er mit Begeisterung verehrte.

Ja, so wie, bey einem kleinen Staate, sich die verschiednen Triebfedern der Vaterlandsliebe zu einer gemeinschaftlichen Wirkung vereinigen: so können sie, bey einem großen und aus mehrern Provinzen zusammengesetzten, einander zuweilen entgegenwirken. Wenn nur derjenige Theil des Staats, worin wir gebohren sind, uns unser eigentliches Vaterland zu seyn dünkt: so ist es schwer, daß wir recht lebhaft patriotische Gefühle für den ganzen Staatskörper haben sollten. Wenn die Liebe zu dem Lande und die Liebe zu den Menschen uns nur für einen eingeschränkten Bezirk einnimmt, die Liebe

zur Verfassung aber und zum Regenten, oder auch die Pflicht des Staatsbürgers ihren Gegenstand nur in einer Gesellschaft von großem Umfange findet: so kann keine von beyden Neigungen einen so hohen Grad von Stärke erreichen, keine ein so starker Beweggrund zu Handlungen werden, als wenn das Land und die Menschen, welche wir kennen und lieben, den Staat selbst ausmachten.

Die großen Monarchieen Europens sind durchgängig, aus der allmähligen Vereinigung vieler kleinen Staaten, entstanden, die, vor diesem Zeitpuncte, entweder nur durch das lose und schwache Band der Lehnspflicht, mit dem großen Staate, der sie zuletzt verschlang, zusammenhingen, oder ganz unabhängig von ihm, und unter sich völlig getrennt waren. In allen diesen kleinen Fürstenthümern, Grafschaften, Republiken hatten sich eben so viele kleine Völkerschaften gebildet, die ihren eignen Gemeingeist, ihren Nationalstolz, ihren erblichen Haß gegen andre solche kleine Völkerschaften hatten. Diese Gefühle der Menschen wurden nicht so gleich ausgerottet, als die Lage und das Verhältniß der bürgerlichen Gesellschaft, worin sie lebten, sich änderten. Ihr Patriotismus

blieb

blieb, auf den engeren Raum ihres zuvor unabhängigen Vaterlandes, eingeschränkt, auch nachdem dasselbe schon lange, als Provinz, dem größern Staate einverleibt worden war. Die Ursache davon war nicht bloß die allgemeine, die ich zuvor angeführt habe, und die zuletzt in der Einschränkung der menschlichen Natur, und in den Gränzen ihrer Fassungskraft und ihrer Empfindsamkeit, liegt. Viel that dazu auch die Erinnerung der vergangnen Zeit, und die Sehnsucht nach dem vorigen Zustande, die, bey jeder veränderten Lage eines Menschen oder eines Volks, sich unausbleiblich, zu der einen oder der andern Zeit, einstellt, und dann am lebhaftesten zu seyn pflegt, wenn irgend ein Grund zur Unzufriedenheit, in dem neuen Zustande, vorhanden ist. Warum unterschieden sich in Frankreich, unter der Monarchie, die Bretagner am meisten von den übrigen Franzosen, trennten ihr Interesse von dem allgemeinen, und widersetzten sich der Regierung am öftesten? — Weil sie am spätesten dem Körper der Monarchie waren einverleibt worden; — weil die Erinnerung, an die ehemahlige Unabhängigkeit und an die eigenthümliche Regierung ihres Landes, noch lange bey ihnen lebhaft blieb, und über die Gefühle, die sie als Franzo-

sische Bürger haben sollten, die Oberhand hatte; weil sie endlich, vermöge der Bedingungen, die sie, bey ihrer Vereinigung mit dem neuen Staatskörper, dem Hofe vorschrieben, auch jetzt noch eine eigne Verfassung und mehrere Alleinrechte beybehielten, auf die sie stolz, und durch die sie von den übrigen Franzosen unterschieden waren.

Meine Leser werden mir erlauben, daß ich ein ähnliches Beyspiel, welches mein Vaterland, Schlesien, in dieser Absicht, liefert, da es mir näher liegt und also genauer bekannt ist, und da es an sich zur Aufhellung des Gegenstandes, den wir untersuchen, beytragen kann, etwas genauer entwickle.

Schlesien hat sich schon in Zeiten, die vor der sichern und bekannten Geschichte vorhergehn, durch einen eignen Nahmen unterschieden: und seine Einwohner müssen sich, schon damahls, auf irgend eine Weise zu einem gemeinschaftlichen Ganzen vereiniget haben. Indeß finden wir es, bey dem Anfange der beurkundeten Nachrichten, als Provinz eines größern Staats, — Pohlens. Kurz darauf wird es von diesem abgerissen, aber in mehrere von einander ganz unabhängige Herzogthümer zerstückt: und es wird nicht eher wieder

vereiniget, als bis es zugleich unter fremde Herrschaft kommt, und von neuem Provinz eines auswärtigen Staates wird. Der Schlesier hat also niemahls, oder schon seit undenklicher Zeit nicht, unter dem Worte, das sein Land bezeichnet, sich einen Staat gedacht, dessen Bürger er wäre. Er weiß sich keiner eigentlich Schlesischen Staatsverfassung, keines Schlesischen allgemeinen Oberhaupts, keiner, auf ganz Schlesien und auf Schlesien allein, Bezug habender großer Begebenheiten und Handlungen, — er weiß sich endlich keines glücklichen Zustandes zu erinnern, dessen seine Vorfahren, als Schlesier, — von den übrigen Europäern getrennt und unter sich vereiniget, — genossen hätten. Diese seine Vorfahren waren lange Zeit nur Breslauische, oder Liegnitzische, oder Glogauische Bürger, — Unterthanen des einen, oder des andern Herzogs, — nicht Staatsbürger von Schlesien. Aus dem Zustande einer solchen Zertheilung gingen sie unmittelbar in den entgegengesetzten über, wo sie, alle zusammen, nur einen Theil eines größern Staatskörpers ausmachten. Nach der Reihe wurden sie Unterthanen von Böhmen, von Ungarn, dann wieder von Böhmen, dann von Oesterreich, endlich von Preußen. Diese Lage der

Schlesier, nach welcher sie zuerst in mehrere Gemeinwesen getrennt waren, und dann, mit einer Menge andrer Völkerschaften, in eine große Länder-Masse zusammengeworfen wurden, hätte, wie man denken sollte, mit den Eigenthümlichkeiten des Nationalgeistes, auch das Nationalgefühl und den Nationalstolz aufheben, und die Entstehung eines Patriotismus, der ausschließend auf das Land Schlesien geht, verhindern sollen. Es liegt indeß, selbst in dem gemeinschaftlichen Nahmen, wenn er Jahrhunderte hindurch fortdauert, etwas, das auf die menschlichen Gemüther wirkt, und ihnen eine Anhänglichkeit an diejenige Gesellschaft von Menschen giebt, zu welcher sie nach diesem Nahmen gerechnet werden. — Die Grenze Schlesiens war nie die Bezeichnung eines eignen, vollständigen und ungetheilten Staats; sie war nie die Absonderungslinie zweyer verschiednen Völkerschaften. Diese stießen vielmehr mitten in dem Lande zusammen. Der Deutsche Schlesier konnte sich von den Sachsen, der Pohlnische von den übrigen Pohlen nicht durch auszeichnende Züge, weder der Gestalt, noch des Charakters, unterscheiden. Dessen ungeachtet bildete sich ein Schlesischer Gemeingeist, ein Schlesischer Nationalstolz, ein Schlesischer Patrio-

tismus. Wie ging dieß zu? Ohne Zweifel hingen diese Gesinnungen, zum Theil, an dem schwachen Faden des gemeinschaftlichen Nahmens. Aber noch mehr hingen sie daran, daß die Einwohner, ob gleich unter sich in zwey grell von einander abstechende Völkerschaften, — die Deutsche und die Pohlnische — getheilt, obgleich mit ihren ausländischen Nachbarn nahe verwandt, doch in ihrer Geschichte, — in den auf einander folgenden Veränderungen ihrer bürgerlichen Existenz und Lage, eine Aehnlichkeit mit einander gehabt hatten; — daß sie beynahe zwey Jahrhunderte auf gleiche Weise von Piastischen Herzogen beherrscht, — daß sie zu gleicher Zeit an einen auswärtigen Thron geknüpft worden waren, und daß sie, auch nach dieser Vereinigung mit einem größern Ganzen, sich doch von den übrigen Theilen desselben merklich unterschieden und unter einander zusammenhingen. Ja man kann sagen, daß, ob gleich die Vereinigung der Schlesischen Fürstenthümer nicht eher geschah, als bis zugleich die Unabhängigkeit des ganzen Landes verloren ging, doch von dem Augenblicke an, da Schlesien dem Böhmischen Königreiche einverleibt wurde, ein größeres Interesse die Einwohner des ersten Landes verei-

nigte, als je zuvor unter ihnen vorhanden gewesen war. Einmahl, sie unterschieden sich merklich von der Nation, an deren Staat sie als Provinz angeknüpft wurden: und waren, wie es scheint, an Fortschritten der Cultur derselben überlegen. Dieser Contrast vermehrte den Stolz der Schlesier; und der Stolz vermehrte die Vaterlandsliebe. Sie schlossen sich desto mehr an einander an, je weniger sie mit ihren neuen Mitbürgern gemein haben wollten. Sie behielten, zweytens, vieles von ihrer alten Verfassung, was entweder ihnen wirkliche Vortheile gewährte, oder doch von ihnen, als ein Alleinrecht, hochgeschätzt wurde. Ihre Fürsten blieben in dem Besitze mehrerer landesherrlichen Rechte; ihre unmittelbaren Städte hatten beynahe die Freyheiten deutscher Reichsstädte. Jeder einzelne Schlesier glaubte an diesen Vorzügen Theiil zu nehmen, und fand in dem, was ihm ein gemeinschaftliches Interesse mit ganz Schlesien, und eine gemeinschaftliche Auszeichnung gab, zugleich eine Triebfeder der Vaterlandsliebe zu demselben. Dazu kam, daß die mehrmahlige Veränderung der regierenden Häuser in Böhmen, — der Uebergang Schlesiens vom Böhmischen Staate zum Ungarschen, und die Rück-

kehr zu dem ersten, — endlich die Einverleibung Böhmens selbst in die Oesterreichische Monarchie, diese unsre Provinz nie ruhig und lange genug mit dem Körper, dem sie anhing, zusammenwachsen ließ. Unter der Oesterreichischen Herrschaft kam die Trennung der Religion hinzu. Die Reformation fand, in den Städten und Fürstenthümern Schlesiens, eben wegen der ihnen eignen Verfassung, leichtern und schnellern Eingang. Sie erhielt sich daselbst in der Folge, kraft eben dieser Vorrechte, als sie in der übrigen Oesterreichischen Monarchie, wo sie gleichfalls frühzeitig Wurzel geschlagen hatte, wieder ausgerottet wurde. Schlesien unterschied sich, von den andern Oesterreichischen Ländern, merklich, und zu seinem Vortheile. Besonders bekamen die deutschen und protestantischen Schlesier, durch die Trennung von ihren sämmtlichen Nachbarn, ein Nationalband unter sich. Den Einwohnern von Böhmen, Oesterreich und Ungarn, die sie als ihre Mitbürger zu betrachten hatten, waren sie, an Sprache, Sitten und Religion unähnlich. Und von den Einwohnern Sachsens und Brandenburgs, mit welchen sie in allen diesen Hinsichten übereinkamen, waren sie durch die politischen Abtheilungen getrennt. Auf

diese Weise bildete sich, unter den Schlesiern, Nationalstolz und Vaterlandsliebe in einem höhern Grade, als die Einwohner einer so kleinen Provinz, die nie einen eignen Staat ausgemacht haben, sonst zu haben pflegen.

Als, durch die Preußische Eroberung, Schlesien demjenigen Staate einverleibt wurde, mit welchem es, sowohl durch seine geographische Lage, und durch den Lauf des Hauptcanals, auf dem seine Erzeugnisse verführt werden, als durch die Aehnlichkeit der beiderseitigen Einwohner, in Religion, Sitten und Aufklärung, genauer, als mit seinem alten Mutterstaate, zusammenhing: so wurde doch anfangs, durch das Gewaltthätige und Plötzliche dieser Veränderung, die innige Verbindung der neuen Provinz mit den alten Preußischen Unterthanen verhindert. Die siegende und erobernde Nation hat immer einen Hang, die Einwohner der besiegten und eroberten Provinz geringe zu schätzen. Und die einzelnen Personen, aus der erstern, schreiben sich leicht eben die Ueberlegenheit, über die Menschen des letztern Landes zu, welche der Ausgang des Krieges ihrer Regierung, über die Regierung desselben, verschafft hat. Viele Brandenburger, welche nun nach Schle-

sten kamen, und mit Ansehn bekleidet, oder mit einträglichen Aemtern versehen wurden, ließen den Schlesiern anfangs zu sehr merken, daß sie sich für ein klügeres und muthigeres Geschlecht von Menschen hielten, und dem Schlesier eben die Muthlosigkeit, die Einfalt, oder die Schläfrigkeit Schuld gäben, welche sie, für Fehler der Oesterreichischen Verwaltung und für die Ursachen ihrer Niederlagen, ansahen. Die Schlesier hingegen waren nicht ohne Neid gegen so viele Fremde, welche bey ihnen Ehre, oder Brod fanden, ohne doch ihnen dafür verbunden zu seyn: und sie sahen, nicht ohne einigen Unwillen, die vornehmsten Stellen der Regierung in den Händen derer, von welchen sie sich verachtet glaubten. Obgleich, schon vor der Preußischen Besitznehmung, der große protestantische Theil der Schlesier eine geheime Neigung für den Hof von Berlin gehabt hatte, den er als eine Stütze seiner Religionsfreyheiten ansah; und ob er gleich, bald bey dem Anfange der neuen Regierung, durch noch größere Erweiterungen dieser Freyheit begünstigt worden war: so vereinigte er sich doch jetzt mit dem katholischen Theile, in dem Widerstande gegen den Nationalstolz der Brandenburger, und in einem eignen Stolze

auf die Vorzüge seines Landes. Die Schlesier verglichen mit ihrem Vaterlande, die ihnen am nächsten gelegnen und am besten bekannten Länder der Preußischen Monarchie; und, indem sie zu finden glaubten, daß die Fruchtbarkeit und der Anbau ihres Bodens den sandigen und wenig bebauten Ebnen der Mark weit vorzuziehn sey; daß in ihren Städten Handel und Industrie herrsche, indeß die brandenburgischen nur von den Soldaten und der Regierung leben; — daß ihr Landmann in Tuch gekleidet sey, da der brandenburgische Bauer in einem leinenen Kittel einhergeht: so vergalten sie die unbillige Verachtung, die ihnen von vielen ihrer neuen Mitbürger wiederfuhr, mit einer eben so ungerechten Erhebung ihrer selbst und ihres alten Vaterlandes. Die Zeit hat nach und nach die Eindrücke und Folgen der Eroberung, durch welche Schlesien unter den Preußischen Scepter gekommen ist, sowohl in den Gemüthern der alten, als der neuen Unterthanen dieses Reichs, ausgelöscht. Die gegenseitige Bekanntschaft, in welche beyde mit einander getreten sind, hat ihre Vorurtheile widerlegt, den Brandenburgern und Preußen mehr Achtung gegen die Schlesier, und diesen mehr Vertrauen gegen jene ein-

geflößt. Die immer wachsende Unparteylichkeit, mit welcher von der Regierung, Ehren, Aemter und Belohnungen, unter die einen wie unter die andern, ausgetheilt worden sind, hat das ihrige zu dieser Vereinigung der Gemüther gethan. Endlich zog der siebenjährige Krieg, der Schlesiens Eroberung für Preußen erst sichern mußte, und zu dessen glücklicher Beendigung die Schlesier thätig und mit patriotischem Eifer beytrugen, das Band noch fester zusammen, welches diese Provinz an die Monarchie knüpfte. Auf diese Weise ist es geschehn, daß Schlesien jetzt mit dem Brandenburgischen Staate inniger verbunden ist, als es je zuvor mit dem Böhmischen, oder Oesterreichischen war. Indessen bleiben noch bis jetzt Spuren einer gewissen Eifersucht, zwischen dieser Provinz und den übrigen Provinzen des Königreichs, übrig: die sich besonders bey Personen zeigen, welche wenig ihren Geburtsort verlassen, — und ihre entferntern Mitbürger, weder durch Reisen, noch durch die Geschäfte, noch durch das Studium der Geographie und Statistik, kennen gelernt haben. Noch immer, sagt man, eilt der junge Schlesier, wenn er, des Studirens wegen, eine kurze Zeit von seinem Vaterlande abwesend ist, so bald als mög-

lich, zu demselben zurück. Noch immer wünscht er nur in Schlesien versorgt zu werden. Der verstorbne König klagte, daß der Schlesische Adel den Kriegsdienst, wenn er nur zu einer mittlern Stufe der militärischen Würden gelangt ist, verlasse, um sich häuslich in seinem Vaterlande niederzulassen.

Die Absicht dieses Aufsatzes ist nicht, die Richtigkeit dieser Thatsachen zu untersuchen, oder zu bestimmen, um wie viel die Vorliebe der Schlesier für ihre Provinz stärker sey, als die, welche sich bey den Einwohnern andrer Provinzen findet. Ich führte nur mein Vaterland, als das mir bekannteste Beyspiel, an, das meine Begriffe erläutern könnte, und als den mir wichtigsten Fall, auf welchen ich die Theorie, wenn sie gefunden wäre, angewandt zu sehen wünschte. Die Frage, welche zur Gründung dieser Theorie beantwortet werden muß, ist allgemein. „Aus welchen Gründen entsteht der „eingeschränkte Patriotismus, welcher die Einwohner einer Provinz dieser, als ihrem Vaterlande, vornehmlich ergeben macht? In wiefern „ist diese eingeschränkte Vaterlandsliebe, oder die „Ergebenheit der Bürger eines großen Staats „für den Bezirk, aus welchem sie herstammen,

„dem wahren Patriotismus, der auf das Wohl
„des ganzen Staats geht, und diesem allgemei-
„nen Besten selbst, hinderlich oder beförderlich?
„Und wenn mehrere Triebfedern bey diesem Pa-
„triotismus zusammen wirken, — wenn verschied-
„ne äußre Umstände dazu die Ursache abgeben: wel-
„che von diesen Triebfedern und diesen Ursachen
„ist, in ihren Gründen und Folgen, zu billigen,
„aufzumuntern, zu befördern; und welche ist zu
„tadeln, und einzuschränken?"

Es ist augenscheinlich, daß alle die Ursachen, welche die Vaterlandsliebe überhaupt erregen, auch in Absicht einer einzelnen Provinz, bey deren Einwohnern, wirksam seyn können; und daß also, wenn irgendwo eine mehr, als gewöhnliche Vorliebe der Menschen für dieses ihr Geburtsland vorhanden ist, sie entweder daher kommt, weil sie für die Verfassungen und Einrichtungen ihrer Provinz, oder weil sie für die physische Beschaffenheit derselben, oder weil sie für die darin lebenden Menschen eingenommen sind.

Eine Provinz kann erstlich solche Eigenthümlichkeiten in ihrer politischen, ihrer Justiz- Policey- und Finanz-Verfassung haben, — ihre Gesetze, die Organisation ihrer Magistraturen, die Vertheilung der Gewalten, die Privilegien

gewisser Stände, oder des ganzen Volks können so beschaffen seyn, daß dadurch den Einwohnern entweder wirklich ein höherer Grad von Wohlstand und Freyheit verschafft, oder wenigstens eine günstige Meinung davon beygebracht wird. Zur Unterhaltung dieser Meinung kann schon das Alterthum der Verfassung, die Ueberlieferung einer gewissen erblichen Hochachtung für dieselbe, und selbst der Umstand beytragen, daß es eine genau bestimmte, und eine diese Provinz auszeichnende Verfassung sey. Denn die Menschen lieben das, was sie von andern sehr unterscheidet, nicht bloß deßwegen, weil es gut und ihnen nützlich ist, sondern auch, weil es die Aufmerksamkeit andrer auf sie zieht, oder weil es mehr ihr Eigenthum zu seyn scheint.

Oder diese Provinz kann, zweytens, an Fruchtbarkeit, an Naturschönheiten, an Vollkommenheit des Anbaus, an einer zum Handel glücklichen Lage, an Kunstfleiß seiner Einwohner, und an allen, aus diesen Vorzügen entstehenden, Annehmlichkeiten des Lebens, andre Provinzen übertreffen: wobey es, zur Hervorbringung der Wirkung, wovon ich rede, wiederum einerley ist, ob diese Provinz vor andern Pro-

vinzen wirklich so viele Vorzüge voraus hat, oder ob nur die feste und herrschende Meinung, von der höhern Vortrefflichkeit ihres Landes, bey den Einwohnern vorhanden ist.

Oder endlich, die Einwohner dieser Provinz haben eine größre Anhänglichkeit an ihre Landsleute. Sie sind vielleicht mehr unter einander vereinigt; die Familien- und Verwandschafts-Liebe ist bey ihnen stärker, als anderswo; der Umgang, den sie während ihrer Kindheit und Jugend gehabt haben, bestimmt ihre Zuneigung ausschließender, und ihr Herz ist in reiferem Alter für neue Freundschaften weniger geöffnet. Die Ursachen hiervon sind zuweilen verborgen, und scheinen in Temperaments-Anlagen zu bestehn, durch welche die eine Völkerschaft, gleichsam zum allgemeinen Umgange mit der ganzen Welt und allen Nationen, geneigter und geschickter gemacht, — die andre veranlaßt wird, sich abzusondern und sich in sich selbst einzuschließen: in welchem letztern Falle ihre Glieder desto genauer unter sich zusammenhängen. Zuweilen aber kann man diese Ursachen, in der einfachern und häuslichern Lebensart der Einwohner jener Provinz, deutlich entdecken. Denn wo die Menschen viel familienweise zusammen-

kommen, und außer der Verwandschaft wenig Umgang zu haben pflegen: da bilden sich leicht gewisse gesellige Gewohnheiten und Eigenheiten, welche dem Menschen in der Folge jede andre Gesellschaft, weil er darin diese Gewohnheiten nicht wiederfindet, oder diese Eigenheiten nicht auslassen darf, unangenehm machen.

Das erste also, was den Einwohnern einer Provinz eine starke Vorliebe für dieses ihr eingeschränktes Vaterland geben kann, — ist, wenn diese Provinz sich in ihrer Verfassung, von der Verfassung der übrigen Provinzen, durch wahre oder eingebildete Vorzüge, auszeichnet. Die Frage ist nun: ist diese Verschiedenheit der Verfassungen in den Provinzen eines großen Reichs, wodurch die eine vor der andern begünstigt wird, oder sich doch für begünstigt hält; — ist diese Anhänglichkeit der Provinzen an ihre besondern Verfassungen, wodurch sie abgeneigt werden, sich allgemeinen und gleichen Landesgesetzen und Einrichtungen zu unterwerfen, ein Glück oder ein Unglück für einen Staat, — ein Gut, welches der Gesetzgeber zu befördern suchen muß, oder etwas gleichgültiges, das er ohne Schaden bestehen lassen kann, oder endlich ein Uebel, dem er entgegen zu arbeiten hat?

Diese Eigenthümlichkeiten der Verfassung betreffen entweder den eigentlichen gesellschaftlichen Vertrag, zwischen Landsherrn und Volk, und die Form der Regierung; — oder sie betreffen die Einrichtungen und Formen, in Sachen der Rechtspflege, der Finanzen, und der Policey. Jeder von diesen Artikeln erfordert eine eigne Betrachtung.

Der erste Unterschied, — der, welcher die politische oder Regierungs-Verfassung der Provinzen betrifft, ist ohne Zweifel der wichtigste; er ist auch gemeiniglich der, welcher den meisten Einfluß auf die Gesinnungen der Einwohner hat, und von ihrer Anhänglichkeit an ihren Wohnplatz die vornehmste Ursache enthält. Wenn, in einer Monarchie, die eine Provinz Landstände, oder eine Versammlung hat, die mehr oder weniger Antheil an der gesetzgebenden Gewalt nimmt, indeß die andern Provinzen der Gewalt des Landesherrn ohne Einschränkung unterworfen sind, — wie dieß in Frankreich mit den Provinzen Bretagne und Languedoc der Fall war, und jetzt noch in der Oesterreichischen Monarchie mit Ungarn der Fall ist; — wenn in einem republikanischen Staate, dergleichen der Römische war, die Einwohner der einen

Provinz vollkommne Bürgerrechte haben, und bey der gesetzgebenden Versammlung desselben mit stimmen können, die Einwohner einer andern sich ihre eigne Magistratspersonen selbst wählen, und in bürgerlichen und Policey-Sachen ihren eignen Gesetzen folgen dürfen, die Einwohner einer dritten hingegen, einem ihnen zugeschickten Statthalter, als einem Despoten, gehorchen müssen: so kann es, bey der natürlichen Liebe aller Menschen, und bey der vorzüglichen Neigung gewisser Völker, zu Freiheit und Selbstherrschaft, unmöglich fehlen, daß nicht die weniger despotisch beherrschten Unterthanen, oder die zu einer vollkommnern Gleichheit aufgenommenen Mitbürger, sich dadurch erhoben fühlen, und den Bezirk, auf welchen diese Privilegien eingeschränkt sind, als ein ihnen vorzüglich theures Vaterland, ansehen. Selbst kleinere Vorzüge in der Verfassung, die nicht bis zu einer wirklichen Theilnehmung des ganzen Volks an der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt reichen, — selbst nur, wenn es in Einer Provinz gewisse privilegirte Stände giebt, die ein vom Landesherrn unabhängiges Ansehn ausüben, oder mit ihm gemeinschaftlich die Gesetze geben, wie dieß in Schlesien mit Fürsten

und Ständen der Fall war, — selbst nur, wenn einzelne Städte, oder deren Magistratspersonen merkliche Vorzüge, in Absicht der Regierungsgewalt, vor andern genießen, — wenn gewisse Gerichtshöfe des Landes, ohne Appellation, zu richten das Recht haben: selbst diese Vorzüge können oft die Einwohner einer ganzen Provinz, auf ihre Verfassung, stolz machen, und ihnen einen daraus entstehenden Patriotismus beybringen.

Aber eben weil diese Vorzüge von solcher Wichtigkeit sind, indem sie wirklich die Natur des Staatsvereins verändern, und eine Provinz gleichsam zu einem eignen kleinen Staate machen; — eben weil diese Unterschiede, als Unterschiede der Regierungsform, so lebhafte Leidenschaften erregen, und einen so merklichen Einfluß auf Denkungsart und Charakter haben: eben deßwegen sind sie bedenklicher; und die Untersuchung, inwiefern ein darauf gegründeter Patriotismus einzelner Provinzen den Staaten im Ganzen nützlich oder schädlich sey, wird um desto wichtiger.

Bey dieser Untersuchung fällt es, vor allen Dingen, in die Augen, daß die Ungleichheit in der Verfassung der Provinzen, und die daraus entstehende

Trennung des Interesses und der Vaterlands-liebe ihrer Einwohner, zur Sicherheit und Befestigung der obersten Regierung der Staaten, wozu sie gehören, das Ihrige beytrage. Dieß lehrt die gesunde Vernunft, und dieß lehrt die Geschichte. Jede Theilung der Unterthanen macht es dem Regenten leichter, sie zu beherrschen. Ein allgemeiner Aufstand ist nicht wohl in einem Reiche möglich, wo kein allgemeiner Gemeingeist ist, sondern alle Provinzen, oder wenigstens einige, nur auf die ihnen eigne Privilegien eifersüchtig sind, und die Ansprüche ihrer Mitunterthanen entweder nicht achten, oder, als Versuche sich ihnen gleich zu stellen, mißbilligen. Der Ungarsche Staat hat in einem, für die Oesterreichische Monarchie sehr gefährlichen, Zeitpuncte, zur Rettung derselben beygetragen. Und dieser lebhafte Eifer der Nation für die Aufrechterhaltung des regierenden Hauses, entstand wirklich aus der Liebe der Nation, zu ihrer Verfassung und zu ihren eigenthümlichen Gesetzen, welche von der jungen und schönen Monarchin, auf eine in die Augen fallende Weise, waren bestätigt worden. Zu unsrer Zeit fanden weder das Mißvergnügen eben dieser Nation, noch die Beschwerden der Belgier über

gebrochne Grundverträge, bey den übrigen Unterthanen des Oesterreichischen Staates, dasjenige Mitgefühl und diejenige Theilnahme, welche die Gährungen in der einen, und den wirklichen Aufstand in der andern Provinz der obersten Landesregierung hätten gefährlich machen können. Der Oesterreiche, Böhme, Mähre und Lombarde sahen Forderungen, die sie nie zu machen gewagt hatten, schon an sich, als halb ungerecht, an; und noch weniger hatten sie Lust, Vorrechte, an denen sie keinen Theil haben sollten, ihren entferntern Mitunterthanen erstreiten zu helfen. Die Römer fanden mehr, als einmahl, ihren Schutz, gegen die Empörung mißvergnügter und zurückgesetzter Provinzen, in der Anhänglichkeit derer, welche von ihnen waren vorgezogen und begünstiget worden. Unter die Sachen, durch welche die gegenwärtige Revolution von Frankreich das Erstaunen aller denkenden Beobachter erregt hat, gehört vorzüglich auch der Umstand, daß sie über die Partheylichkeit gewisser Provinzen für ihre Verfassung hat siegen können, und daß die Bretagner, die Einwohner der Dauphiné so ruhig ihren Nahmen, ihre Vorrechte, ihre Staatenversammlung und ihre Gerichtshöfe haben vergessen können. Es ist

indessen von dem Geiste der alten Verfassung, und dem Hange sie wiederherzustellen noch jetzt nirgends mehr übrig, als in einigen der Provinzen, die schon unter der Monarchie sich einer größern Freyheit, als andre, zu genießen rühmten. Bretagne und einige der angrenzenden Provinzen sind der Sitz des Vendee-Krieges, von wo aus die Wiederherstellung der königlichen Regierung, wenn sie je möglich ist, noch am ersten erwartet werden darf. *)

Wenn also den Völkern selbst daran gelegen ist, daß Revolutionen des Staates so schwer, als möglich, gemacht werden: so können sie, in den meisten großen Reichen, die Einrichtung, welche der Zufall und die Natur der Dinge hervorgebracht hat, segnen. Sie können zufrieden seyn, daß die Länder, welche nach und nach, durch Eroberung, Kauf, Erbschaft und Heyrathen, sich an einander gekettet, oder einer und derselben regierenden Familie unterworfen haben, um den Staat, der sie jetzt schützt, zu bilden, so ungleiche Rechte, so verschiedne Stufen der Freyheit, so mannichfaltige Formen der Re-

---

*) Dieß ist im Sommer des Jahrs 1795 geschrieben, und kann vielleicht unwahr seyn, ehe dieser Aufsatz abgedruckt wird.

gierung mitgebracht haben. Wenn dadurch das Band der Einigkeit geschwächt wird, welches ihre Glieder mit einander vereinigt: so sind sie dafür auch sichrer, daß die, an einem Orte ausbrechenden, politischen Krankheiten nicht den ganzen Staatskörper so leicht anstecken; daß die Volkslaunen und Leidenschaften, welche die eine Provinz beunruhigen, sich nicht schnell den übrigen Provinzen mittheilen.

Eine zweyte Betrachtung ist eben so einleuchtend: daß es Fälle giebt, wo diese Verschiedenheit, in der Regiments-Verfassung der Provinzen, durchaus nothwendig ist: wenn nähmlich die Völkerschaften selbst, von welchen sie bewohnt werden, in natürlichen Anlagen, in sittlichen und politischen Gewohnheiten, zu weit von einander abstehn, um auf einerley Art regiert werden zu können. Es kann, in der örtlichen Beschaffenheit der Länder, Ursachen geben, warum für sie eine freyere Verfassung besser, als für andre paßt, und von ihnen besser genutzt wird. Die Einwohner von Gebürgsländern und die Insulaner haben sich von je her, durch eine vorzügliche Liebe zur Freyheit, ausgezeichnet. Bey andern Nationen hingegen ist die Unterwürfigkeit unter einzelne Menschen,

Jahrhunderte hindurch, erblich gewesen: und sie sind einer Theilnahme, an der Gesetzgebung und Verwaltung ihres Landes, eben so wenig fähig, als sie nach derselben begierig sind. Die Römer konnten unmöglich den Asiatischen Ländern eben die Verfassung geben und eben die Vorrechte zugestehn, welche die Italiänischen Staaten in ihrer Nachbarschaft hatten. — Selbst schon eine, durch Alterthum bey einer Nation befestigte, Verfassung, nach welcher sich alle ihre bürgerlichen und Policey-Gesetze gemodelt haben, für welche das allgemeine Vorurtheil die Menschen in derselben einnimmt, und welcher gemäß, sich ihr Charakter gebildet hat: — eine solche Verfassung kann dieser Nation, wenn sie in einen größern Staat eintritt, nicht ohne Ungerechtigkeit, nicht ohne große Zerrüttung, — endlich nicht ohne viele Uebel anzurichten, genommen werden. Diese Ursachen allein hätten vielleicht den Kaiser Joseph von dem Versuche abhalten sollen, Ungarn seine eigenthümliche Verfassung zu entziehn. Wenn sie auch wirklich unvollkommner war, als die, welche er diesem Lande geben wollte; wenn sie auch wirklich zuweilen eine Störung, für das allgemeine Wohl des Oesterreichischen Staats, verursachte: so war doch

die Nation noch nicht für diese Aenderung vorbereitet; die Menschen in diesem Lande unterschieden sich noch zu sehr, um eine gleiche Verfassung, mit den übrigen Erbstaaten des regierenden Hauses, zu ertragen; — und sie hatten noch zu viel Ehrfurcht und Liebe, für die alten Formen ihrer Regierung, um nicht, durch die Vernichtung derselben, unglücklich und unzufrieden zu werden.

Von diesen beyden Seiten also, — von der Seite des Einflusses auf die Sicherheit der Regierung, und von der des nothwendigen Zusammenhangs, welchen Regierungsformen, mit der örtlichen Beschaffenheit der Länder und dem Nationalgeiste der Einwohner, haben, scheint die Verschiedenheit in der politischen Verfassung verschiedner Staatsprovinzen, und die dadurch erregte Eifersucht jeder auf ihre Vorrechte, dem Staate und der Menschheit selbst, nützlich zu seyn. Aber diese beyden Seiten sind auch, so viel ich einsehe, die einzigen vortheilhaften. In jeder andern Rücksicht ist jene Verschiedenheit, und noch mehr jene Eifersucht ein Uebel; — und zwar ein Uebel, das sich in mannigfaltigen Gestalten zeigt, und durch mehr als eine traurige Folge wirksam beweiset.

Zuerst ist eine solche Ungleichheit, in den Rechten und der Verfassung der Provinzen, wenn sie so weit geht, daß sie wirklich auf die Glückseligkeit der Einwohner Einfluß hat, und ihren Geist entweder erhebt, oder niederschlägt, im Allgemeinen eine Ungerechtigkeit: und aus Ungerechtigkeiten können nie andere, als üble Folgen, entstehn. Sollen Kinder desselben Vaters so ungleich von ihm behandelt werden? Und ist die parteyische Vorliebe, mit der er das eine derselben hervorzieht, oder die Nachgiebigkeit, mit welcher er sein Ansehn gegen das andre einschränkt, nicht immer eine Ursache von Zerrüttung und Zwistigkeit in den Familien? Wenn, in Bretagne und Languedoc, die Stände etwas wirklich vortheilhaftes waren; wenn die, diesen Provinzen eigne, Verwaltung wirklich ihre Lasten erleichterte und ihren Flor vermehrte: warum sollten dann die übrigen Franzosen dieser Vortheile auf immer beraubt seyn? War es möglich, daß die Einwohner der andern Provinzen, die sich in aller Absicht ihren begünstigten Mitbürgern gleich sahen, ohne einen Unwillen gegen diese, ohne einen heimlichen Groll gegen die Regierung zu fassen, ihre tiefere Knechtschaft und den schwerern Druck der Regierung, der auf ihnen lag, ertrugen?

Und dieß ist das zweyte Uebel, das, aus jener Ungleichheit, besonders in einem Staate, dessen Bürger in allen seinen Provinzen gleich aufgeklärt sind, entsteht: daß, zwischen diesen Provinzen selbst und ihren Einwohnern, mehr oder weniger Eifersucht und Feindschaft herrscht: wodurch der größte Vortheil vernichtet wird, der, von der Vereinigung mehrerer kleiner Länder in einen großen Staat, für das menschliche Geschlecht zu erwarten war. Wie kann ein gemeinschaftliches Interesse alle Einwohner eines Reichs beleben, wie kann es einen wahren allgemeinen Patriotismus bey ihnen geben: wenn der eine Theil nur seine Privilegien zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten bemüht ist, und sie dem Wohl des Ganzen vorzieht, der andre sich, durch den Mangel ähnlicher Freyheiten, gekränkt fühlt, und von den Gütern, die er mit erwerben, oder vertheidigen helfen soll, nicht einen gleichen Antheil zu erwarten hat? — Auch, zu wirklichen Unruhen und bürgerlichen Kriegen, kann diese Eifersucht der Provinzen Anlaß geben. Der, den Römern in ihrer glänzendsten Periode so schwer fallende, so gefährliche Krieg der Bundsgenossen war aus keiner andern Ursache entstanden. Die Verschieden-

heiten in den Rechten und der Verfassung ganz naher, einander völlig ähnlicher Völkerschaften in Italien, die sämmtlich zum Römischen Staate gehörten, war zu groß, als daß die mit dem lateinischen oder Municipalrechte begabten Städte, das Beyspiel solcher in ihrer Nachbarschaft liegender, deren Einwohner das volle Ansehn Römischer Bürger genoßen, ruhig ertragen konnten. Die, von diesem beneideten Vorrechte ausgeschlossenen, Italiänischen Völker, die, unter dem Nahmen der Bundsgenossen, wahre Unterthanen der Römer geworden waren, ergriffen sämmtlich die Waffen, um sich mit ihren mehr begünstigten Nachbarn in Gleichheit zu setzen. Die Römer fanden auch in der That kein Mittel, die Gemüther zu beruhigen und den Frieden herzustellen, als indem sie denjenigen gleiche Rechte verliehen, denen sie gleiche Pflichten auflegten, und die übrigens in Sprache, Sitten und Geist einander ähnlich waren. In der Folge wurden sie genöthigt, ihr Bürgerrecht immer auf mehrere Provinzen auszudehnen: so wie das Gefühl der Eifersucht, und die Begierde nach politischen Vorrechten sich, durch ihre Regierung selbst, auf Länder ausbreitete, wo die Menschen zuvor keines von beyden gekannt hatten. Da-

durch wurden freylich die republicanischen Formen ihrer Regierung immer unschicklicher, und das Wesen der republicanischen Freyheit wurde immer mehr vernichtet. Aber es war keine Möglichkeit, ein großes Reich zu errichten und in Einigkeit zu erhalten, und doch dem Bürger Roms seine alte Ueberlegenheit, über alle andern Einwohner der bekannten Erde, zu sichern.

Dazu kommen nun, drittens, die Hindernisse, welche eine solche Ungleichheit der Provinzial-Verfassungen den Endzwecken und Maßregeln der Regierung in den Weg legt, und der nachtheilige Einfluß, den sie selbst auf die Moralität der Regierung hat.

Ich will des Umstandes nicht erwähnen, daß für den Regenten jener zuerst genannte Vortheil, — die Unterthanen durch solche Unterschiede zu theilen, um sie alle leichter beherrschen zu können, — gar sehr durch den Nachtheil aufgewogen wird, daß, in den durch größre Freyheiten ausgezeichneten Provinzen, immer Muster einer eingeschränktern Regierung und eines muthigen und wirksamen Widerstandes gegen die Regierung, dem ganzen Reiche aufgestellt sind, welche die übrigen Provinzen, früher oder später, zur Nachahmung reitzen, — sie we-

nigstens mit ihrem Zustande unzufrieden, und nach Aenderungen der Staats-Verfassung begierig machen. Man könnte vielleicht, in unsern Zeiten, in welchen Viele, über dem Gute scheinbarer Freyheit, das Glück der Sicherheit und der Ruhe der Staaten, in ihren politischen Speculationen, vergessen, diesen Umstand selbst, als eine wohlthätige Folge jener Verschiedenheit, ansehen: indem dadurch, in einem despotisch beherrschten Reiche, wenigstens die Idee der Freyheit erhalten würde. Es ist indessen gewiß in jedem Staate dasjenige ein Uebel, was der Verfassung die Auflösung, oder große Veränderungen droht. Große Privilegien, merkliche Ausnahmen von den allgemeinen Unterthanspflichten, — einzelnen Provinzen zugestanden, — sind ein, in den Staat ausgestreuter, Saamen der Gährungen und bürgerlichen Unruhen. Auch in Frankreich giengen die Zänkereyen der Parlementer mit dem Hofe, die später zur Revolution Anlaß gaben, von Bretagne aus. Und man kann, von der unruhigen Statthalterschaft des Herzogs von Aiguillon *) und der Wider-

---

*) Das Wort Statthalter drückt freylich nicht genau das aus, was in Frankreich gouverneur de province hieß, wofür ich es doch hier brauche. Aber in der That

setzung des Herrn von Chalotais in jener Provinz, am Ende der Regierung Ludwigs des funfzehnten, die Reihe der Stufen aufzählen, durch welche sich diese Monarchie nach und nach ihrem Untergange näherte.

Aber, ohne Rücksicht auf die Sicherheit der Regierung, sind jene Privilegien auch sehr oft ein Hinderniß der wohlthätigen Endzwecke derselben. Wenn die eine Provinz Vorrechte, und überhaupt eine Verfassung hat, welche in

---

lassen sich die Magistraturen jedes Volks nur mit Wörtern aus seiner Sprache benennen. Und in Frankreich selbst waren mit diesem Titel, zu verschiedenen Zeiten, ganz verschiedne Rechte und Aufträge verbunden. Unter Heinrich dem dritten und dem vierten, bis auf die Ministerschaft Richelieus herunter, waren die Gouverneurs in den Provinzen wahre Statthalter des Königs: oberste Befehlshaber über die Truppen und Festungen in denselben, und Häupter der Policeyregierung, — mit einem Ansehn bekleidet, durch welches sie sich oft unabhängig machen konnten. Unter der Regierung Ludwigs des vierzehnten und funfzehnten, war ein gouvernement mehr eine Auszeichnung der Ehre, als ein obrigkeitliches Amt: ausgenommen, wenn dem Gouverneur, durch einen besondern Befehl des Hofes, ein bestimmter Auftrag gegeben, und ein damit zusammenhängendes Ansehn verliehn wurde: und dieß war der Fall bey dem Herzoge von Aiguillon, als er Gouverneur von Bretagne wurde.

der andern nicht statt finden: so kann die Regierung in ihren Veranstaltungen nicht gleichförmig, nach allgemeinen Endzwecken und Methoden, verfahren: sondern sie muß immer eingeschränkte Rücksichten nehmen, und sich oft kleinlicher Mittel bedienen. Bald wird sie, in wahrhaft nützlichen, und für das Wohl des Ganzen berechneten, Einrichtungen, die aber, um wohlthätig zu seyn, allgemein seyn müssen, gehindert, weil sie die Beystimmung derjenigen Provinz nicht erhalten kann, die eine größre Gewalt zum Widerstande, als andre Provinzen, aber einen eingeschränktern Patriotismus hat. Bald wird sie hinwiederum veranlaßt, in den privilegirten und ihr oft widerstrebenden Provinzen, durch List, Bestechung und heimliche Wege, dasjenige durchzusetzen, was sie, auf dem offnen Wege der Ueberzeugung und des Ansehns, nicht hat erhalten können. Der erste Umstand macht, daß in einem Reiche, dessen Provinzialverfassungen zu ungleich sind, eine gute Policey- und Finanz-Einrichtung, die nur aus der Zusammenstimmung, oder aus der Gleichförmigkeit der verschiednen Localeinrichtungen, entstehen kann, fast unmöglich ist: Der zweyte Umstand macht gemeiniglich, daß der

Cha-

Charakter der Regierung daselbst verdorben wird. Jenes wurde von Joseph dem zweyten bemerkt, und machte einen der vornehmsten Bewegungsgründe aus, die ihn zu dem verunglückten Versuche, seine verschiednen Länder in ihren Verfassungen einander gleich zu machen, antrieb. Dieses bestätiget sich durch das Beyspiel des ehemahligen Französischen Hofes. In der That, wenn die Regierung sich einmahl zu Ränken, Kunstgriffen und Bestechungen herablassen muß: so nimmt ihr Geist und die Politik ihrer Geschäftsträger diese Falte an; und sie verfahren dann auf ähnliche Weise in Fällen, wo Redlichkeit und Offenheit nothwendig wäre.

Ein Landesherr, dessen Macht in einigen wenigen Theilen seines Reichs merklich beschränkt, und unumschränkt in allen übrigen ist, erträgt diese Lage nicht leicht, ohne ein lebhaftes Verlangen nach allgemeiner Oberherrschaft zu bekommen, und also an der Untergrabung jener Privilegien im Stillen zu arbeiten. Diese Bemühung kann zuweilen auf die Zerstörung solcher Vorrechte gehen, die aus wirklichen Vorurtheilen, oder Mißbräuchen entsprungen waren, und dem Wohl des Ganzen schaden. Sie zerstreuen indeß auch dann die Aufmerksamkeit des Regen-

ten, und ziehn sie von ihrem eigentlichen Gegenstande, der Sorge für die beste Verwaltung des Reichs, ab. Aber sehr oft wird der Regent, welcher mit den unnützen, oder unbilligen Privilegien einiger seiner Stände und Unterthanen Krieg zu führen hat, zugleich Feind der wohlhergebrachten Rechte und der gegründetsten Ansprüche der übrigen. Indem er dem, durch die Verfassung einiger Provinzen, ihm aufgelegten, lästigen Zwange mit seiner Macht entgegen zu arbeiten, oder ihm durch List auszuweichen genöthigt ist, gewinnet er die unumschränkte Herrschaft, welche er in andern ausüben kann, um desto mehr lieb, und verliert zugleich, in seinem Betragen gegen seine Unterthanen, diejenige Offenheit und Redlichkeit, welche der schönste Charakter der Regierung ist.

Unser Jahrhundert hat einen merkwürdigen Beweis davon gesehen, wie viel ein Staat, durch die Aufhebung großer Verschiedenheiten zwischen den Verfassungen seiner Theile, an Flor gewinnt; wie nützlich insbesondre diese Veränderung der Provinz selbst seyn kann, die ihre Vorurtheile für Herkommen und alte Gewohnheiten aufopfert, um ihre Regierungsform der des Hauptlandes mehr anzupassen. Dieses

Beyspiel hat die im Jahr 1707 geschlossene Union Schottlands mit England gegeben. Keine Nation in Europa war von jeher eifersüchtiger auf den Vorzug, einen eignen, abgesonderten Staat auszumachen als die Schottische. Auch seit dem sie, bey der Thronbesteigung Jacobs des ersten, mit England unter einen gemeinschaftlichen Landesherrn gekommen war, behielt sie doch ihr eigenthümliches Parlament, und ihre ganze, von der Englischen weit abgehende, Gesetzgebung. Die Anhänglichkeit der Schotten an diese ihre alte Verfassung war, durch den langen Streit, den sie über ihre Unabhängigkeit mit den Engländern geführt hatten, noch mehr befestiget worden. Es waren also große Vorurtheile bey jener Nation zu überwinden. Auch fand die Union bey ihr nicht allgemeinen Beyfall. Auch glaubten viele Schottische Patrioten, in der Vereinigung Schottlands mit England, in dem aufgehobnen Parlamente des ersten, in den nach Schottland gebrachten Verfassungen des letztern, den Untergang und die Knechtschaft ihres Vaterlandes vorauszusehen. Der Erfolg hat bewiesen, daß sie sich geirrt haben. Schottland ist, seit diesem Zeitpuncte, aus einem höchst armen Lande ein blühendes gewor-

den, und wächst noch täglich an Cultur und Reichthum. Die Bürger und Bauern sind freyere Leute geworden: und der Adel hat keinen von den Vorzügen verlohren, auf deren Erhaltung er mit Recht eifersüchtig seyn konnte.

Aber dieses Beyspiel zeigt auch, welches die einzige rechtmäßige Art ist, diese Veränderung zu machen. Einer Provinz, die entweder mit dem ausdrücklichen Vertrage, ihre alte Verfassung beyzuhalten, in einen größern Staat eingetreten, oder die doch, in dem unbestrittnen Besitze gewisser Vorrechte, seit langer Zeit gewesen ist: einer solchen Provinz ihre eigenthümliche Regierungsform mit Gewalt zu rauben, oder durch List zu entziehn, ist immer eine große Ungerechtigkeit; und der vermeinte Nutzen dieser Unternehmung kann dieselbe nicht rechtfertigen. Nur, durch einen neuen Vertrag, kann der alte aufgehoben werden. Die Ueberzeugung der Einwohner der Provinz, von der Nützlichkeit einer veränderten Verfassung, muß dieselbe vorbereiten: und die freye Einwilligung derselben, oder ihrer Repräsentanten, muß sie rechtskräftig machen.

Die zweyte Art der Verfassungen, auf welche die Einwohner einer Provinz stolz seyn,

oder um derentwillen sie eine, auf diese ihre Provinz eingeschränkte, Vaterlandsliebe haben können, ist die Verfassung der Finanzen, — die Größe und Beschaffenheit der Auflagen, die sie bezahlen, und die Art, wie diese erhoben werden.

Ohne Zweifel sind Vorrechte, welche eine Provinz vor den übrigen, in Absicht der zu bezahlenden Abgaben, besitzt, diejenigen, welche von dem ganzen Volke am meisten geschätzt, und am ängstlichsten bewacht werden. Auch der gemeinste Mann wird den Vortheil gewahr, der für ihn daraus entspringt, daß er von gewissen Steuern frey ist, die seine Mitunterthanen an andern Orten zu bezahlen haben, oder daß er gewisse Waaren wohlfeil kaufen kann, welche, durch die landesherrlichen Monopolien, in andern Provinzen theuer gemacht werden. Die Erhebungsart der Auflagen fällt zwar nicht allen Menschen so deutlich in die Augen, als ihre Größe, und ihre Folgen werden vom Privatmanne nicht so lebhaft gefühlt. Aber doch schmeichelt es gemeiniglich den Einwohnern einer Provinz, wenn ihre Stände, oder ihre Obrigkeiten die Vertheilung der vom Landesherrn ausgeschriebenen Auflagen selbst zu besorgen haben, indeß in andern Pro-

vinzen der Beytrag jedes Unterthanen, von der Landesregierung, unveränderlich bestimmt wird.

Indeß, in eben dem Maße, in welchem die Vorzüge, welche eine Provinz vor der andern in Absicht der Abgaben besitzt, und die Ausnahmen, die ihr in der Tragung der allgemeinen Lasten zugestanden werden, ihr selbst nützlich scheinen: in eben dem Maße sind sie dem ganzen Staate schädlich. Wenn, durch irgend eine Unvollkommenheit der vormahligen Französischen Regierung, Frankreichs Wohlstand gehindert, das Volk gedrückt und zur Unzufriedenheit gereitzt worden ist; wenn irgend ein Fehler der Verfassung die gegenwärtige Zerrüttungen dieses un-unglücklichen Landes veranlasset hat: so liegt diese Unvollkommenheit und dieser Fehler, in der äußersten Ungleichheit des Finanzsystems, das in Absicht der verschiednen Provinzen befolgt wurde. Den Flor Englands hingegen leitet einer seiner geschätztesten Schriftsteller im Finanzfache *), hauptsächlich von der Bestimmtheit und Allgemeinheit der Abgaben, welche seine Bürger bezahlen, und von der Gleichförmigkeit der Methoden her, mit welchen diese Abgaben erhoben werden.

In

*) Smith vom National-Reichthum.

In der That, wie ist es, zuförderst, möglich, Unzufriedenheit und Murren in einem Lande zu verhüten, wo die Einwohner des einen Bezirks mit schweren Auflagen belastet sind, von welchen sie die Einwohner einer benachbarten Provinz befreyt sehn; wo die einen der willkührlichen Beschatzung eines Intendanten und seiner Subdelegirten gleichsam preisgegeben sind, die andern die Auflagen selbst unter sich zu vertheilen das Recht haben; wo an dem einen Orte das Salz, eines der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, um seinen ursprünglichen Preis, oder mit einer kleinen Erhöhung, an einem andern um das zehn- und zwanzigfache bezahlt wird? *) Die Verschie-

*) Der Ungleichheiten in den Abgaben der Französischen Provinzen waren, in keinem Zweige der Finanzen, so viele, in keinem waren sie so ungeheuer, als in dem Zweige des Salzmonopols. Das Königreich war, wie wir, aus Neckers Werke über die Finanz-Verwaltung in Frankreich, (1tem Kap. des 2ten Bdes) wissen, in Absicht dieser Auflage, in sechs sehr ungleiche Theile getheilt. Der erste, welcher beynahe den dritten Theil des Königreichs ausmachte, und die meisten innern Provinzen des Landes, und von den Gränzprovinzen die Picardie und Champagne, in sich begriff, hieß le pays des grandes gabelles; und hier stieg der Preis des Centners Salz auf den

denheit, in der politischen Verfassung der Provinzen, kann den Augen des gemeinen Mannes ver-

---

ungeheuern Preis von 62 Livres. Nach ihm folgten, in Absicht der Schwere der Auflage, die sogenannten provinces des petites gabelles, wozu viele mittägliche Grenz-Provinzen, als Provence, Languedoc, Dauphiné, Roussillon, und einige im Innern liegende le Lionnois u. s. w. gehörten: und hier wurde der Centner Salz zu 33 Livres 10 Sous verkauft. In den pays des salines, der dritten Abtheilung, wozu die drey Lothringischen Bißthümer gehörten, kostete der Centner Salz 21 Livres 10 Sous. Eine vierte Abtheilung, aus mehreren westlichen Provinzen, (Poitou, Aunis, Saintonge, Guienne) bestehend, hieß pays redimé: und hier war, wegen einer unter Heinrich dem zweyten, von diesen Provinzen, für die Befreyung vom Salz-Impost, einmahl für allemahl bezahlten Summe Geldes, der Verkauf des Salzes völlig frey und nur einer kleinen Abgabe unterworfen: so daß der Preis des Centners sich zwischen 6 und 12 Livres hielt. Les provinces franches, wozu das, in so vielen Stücken begünstigte und doch arme, Bretagne, nebst Artois, Flandern, Hennegau und verschiedenen zerstreuten Bezirken gehörten, machten die 5te Abtheilung aus. Sie waren von der Salzabgabe durchaus frey. Und da sie zum Theile, (wie z. B. Bretagne) die Sitze der Salzfabrication waren: so waren hier die Preise die allerniedrigsten. In Bretagne galt der Centner Salz nicht über 2 Livres: und der höchste Preis in diesen Provinzen stieg nicht über 9 Livres. Der sechste sehr kleine Theil, welcher pays de quartbouillon hieß, und wo der Centner Salz ungefähr 18 Livres verkauft wurde, verdient nicht, daß wir uns bey ihm aufhal-

borgen bleiben; oder die Wirkungen, welche sie auf seinen Wohlstand hat, können ihm zweydeutig scheinen und ihn gleichgültig lassen. Aber darüber, was er mehr zu bezahlen hat, und weniger empfängt, als andre: darüber sind seine Augen geöffnet, und darauf sind alle seine Begierden gespannt. Die Ungleichheit der Abgaben, und die mehr oder wenig drückende Art sie zu erheben, bleibt gewiß, von den Einwohnern der belasteten Provinzen, so wenig, als, von denen der begünstigten, unbemerkt. Die Folgen davon äußern sich unfehlbar, in dem verschiedenen Wohlstande beyder: und ihre Gesinnungen gegen die Regierung können also nicht dieselben seyn.

Dazu kömmt nun, daß, eben um diese Verschiedenheit des Finanzsystems in den verschiedenen Provinzen aufrecht zu erhalten, — um so ungleiche Abgaben, in nahe an einander gelegenen Gegenden, sicher einzutreiben, ihre Erhe-

ten. So groß war also der Unterschied der durch diese Finanzverwaltung verursachten Preise, daß das Salz, welches in der einen Provinz 2 Livres zu stehen kam, in der andern 62 kostete! Und dieß noch dazu in Provinzen, die an einander gränzten, wie Bretagne und Normandie!

bungsart kostbarer, zusammengesetzter und drückender werden muß. Insbesondere ist dieß, von der Ungleichheit der Consumtionsabgaben und der landesherrlichen Monopolien, wahr. Indem dadurch der Preis einer und eben derselben Waare, in der einen Provinz, weit höher gemacht wird, als in der andern: so ist das Verboth der Einfuhre solcher Waaren, aus einer Provinz in die andre, eine unvermeidliche Folge. Dieses Verboth kann, in an einander gränzenden, und durch beständigen Verkehr mit einander zusammenhängenden Ländern, nicht anders, als durch immerwährende und vervielfältigte Aufsicht, durch die Menge der die Grenzen bewachenden Beamten, und durch die Strenge der auf den Unterschleif gesetzten Strafen, in Ausübung gebracht werden. Jene Beamten erfordern neue Kosten, und diese Strafen erregen neue Unzufriedenheit. Letztre sind vorzüglich deßwegen so sehr verhaßt, weil eben das ungleiche Finanzsystem, welches die Strafen schärft, den Reitz zum Verbrechen aufs äußerste vermehrt. Wer konnte in Frankreich hoffen, dem Schleichhandel mit Salz, aus Bretagne nach der Normandie oder Anjou, zu wehren, wenn es in jener Provinz 2 Livres, in dieser 62 koste-

te? Es waren also immer Schaaren von Menschen, welche sich damit, troß aller Härte der Strafen, abgaben; — und, bey der großen Anzahl der Schleichhändler, war auch die Anzahl derjenigen nicht unbeträchtlich, die jährlich in die Hände der Gerechtigkeit fielen, und auf den Galeeren für Verbrechen büßten, welche erst das angenommene Finanzsystem zu Verbrechen gemacht hatte. *)

Außer dem Nachtheile, welchen, bey der Ungleichheit in der Größe, der Art, und der Er-

---

*) Bloß wegen des Schleichhandels mit Salz, von den freyen Provinzen nach den belasteten, und besonders von Bretagne aus, auf den Wegen von Laval und Angers, wurden alle Jahre 2,300 Männer, 1800 Weiber, 6,600 Kinder, angehalten und gefangen gesetzt, wovon viele zwar, nach einer kurzen Gefangenschaft, mit einer kleinen Strafe entlassen, viele aber auch in einem Jahre mehr, als einmahl, eingesteckt wurden. Dreyhundert Personen wurden im Durchschnitte alle Jahre, wegen des mit Salz und Taback von Provinz zu Provinz getriebnen Schleichhandels, zu den Galeeren verurtheilt. Gemeiniglich waren, unter den Galeerensklaven, 17 bis 1800 Schleichhändler dieser Art: und sie machten den dritten Theil der ganzen Anzahl aus. Fünftausend Menschen, deren Unterhaltung ungefähr 2 Millionen Livres kostete, wurden dazu gebraucht, der heimlichen Einfuhr des Salzes und Tabacks, aus den freyen in die mit dem Monopol beschwerten Provinzen, zu wehren. (Necker am angez. Orte.)

hebungsmethode der Abgaben, die zur Verhütung des Schleichhandels nöthigen Verfügungen unmittelbar hervorbringen, haben sie noch die entferntere böse Folge, daß sie den innern Handel zwischen den Provinzen überhaupt stören, oder erschweren, indem die, von einer in die andere gehenden, Waaren vielen lästigen Untersuchungen unterworfen werden müssen, damit die, deren Versendung erlaubt ist, von denen, bey welchen sie verboten ist, unterschieden werden können. Wozu noch kommt, daß, wenn durch die Verschiedenheit in den Rechten und Freyheiten irgend einer Art, besonders aber derer, welche die Einkünfte betreffen, die Eifersucht einer Provinz gegen die andre rege geworden ist, sie selbst einander die gegenseitige Einfuhr ihrer Producte erschweren. Vielleicht hat Ungarn nicht so viele Vortheile aus seiner eigenthümlichen Verfassung gezogen, als es dadurch Nachtheil gelitten hat, daß es, in Absicht des Verkehrs mit seinen Weinen und Früchten, von den übrigen Oesterreichischen Ländern, als ein fremder Staat, behandelt worden ist.

Gewiß aso ist es, daß keine Art von Provincial-Patriotismus der wahren, auf das Wohl des Staats gerichteten, Vaterlandsliebe mehr

schadet, als der, welcher auf der Befreyung von den allgemeinen Lasten der übrigen Staatsbürger gegründet ist. Es ist gewiß, daß, wenn die Unterthanen eines großen Reichs ihren wahren Vortheil verstehn, sie keiner Verfügung der Obrigkeit mehr die Hände biethen werden, als der, durch welche sie ein einfaches und übereinstimmendes Finanzsystem, in allen Theilen desselben, einzuführen sucht. *)

Jede andre Ungleichheit, in den Gesetzen und Rechten der Provinzen, kann in den Verschiedenheiten ihren Grund haben, welche sich, in der Natur und Lage der Länder, oder in dem Charakter der Einwohner, vorfinden. Und, wenn eine Verfassung nicht allzu schlimme Fol-

*) Wie wenig in Frankreich, vor der Revolution, diese Gesinnung herrschte; wie wenig sich die Regierung getraute, den in Absicht der Auflagen privilegirten Provinzen, auch die kleinste Aufopferung ihrer Vorrechte, zum Besten ihrer über alles Maß belasteten Mitunterthanen, zuzumuthen, zeigt die große Behutsamkeit, mit welcher Necker im angezognen Werke seine Vorschläge, zu Verminderung der äußersten Ungleichheit in Absicht der Salzabgabe, that, — und zeigt die Mangelhaftigkeit dieser Vorschläge selbst. Nur ein alle Dämme niederreißender Strom, dergleichen die Revolution war, der aber auch das Land selbst verwüstete, konnte so eingewurzelte Vorurtheile ausrotten.

gen hat: so wird sie schon dadurch gerechtfertigt, daß sie alt, daß sie dem Volke werth, daß sie in alle Einrichtungen der Provinz verflochten ist. Aber davon kann es keinen Grund geben, daß Bürger, welche gleiche Vortheile von dem Schutze der Regierung genießen, ungleiche Beyträge zur Unterstützung derselben thun. Die Lasten, welche der Staat auflegt, können dadurch nur erträglich werden, wenn sie allgemein sind. Das Salz hätte, in ganz Frankreich, in einem mäßigen Preise verkauft werden können, wenn das königliche Monopolium allgemein, und die Steigerung des Preises allenthalben gleich gewesen wäre. Und gewiß würden die Einwohner von Bretagne oder Guienne, wenn sie sich hätten gefallen lassen, den Centner Salz, der bey ihnen zwischen 2 und 12 Livres stand, etwas höher zu bezahlen, um es den Einwohnern der Picardie und Champagne, die es um 62 Livres kauften, in einem wohlfeilern Preise zu verschaffen, in dem ungehinderten Verkehr, in dem allgemeinen Wohlstande, und in der allgemeinen Zufriedenheit von ganz Frankreich, einen hinlänglichen Ersatz gefunden haben.

Doch auch hierin muß, nicht nur die Weisheit, sondern auch die Gerechtigkeit der Regie-

rung die Maßregeln derselben leiten. Auch in diesem Puncte muß, bey wichtigen Aenderungen, die Einsicht und der Wille der Unterthanen den Anstalten der Regierung entgegen kommen.

Es ist, zuerst, klar, daß die Besteurung, bey ganzen Provinzen eben so wohl, als bey einzelnen Privatpersonen, ihrem Vermögen und ihren Nahrungsquellen proportionirt seyn müsse. — Aber eben in dieser Proportion besteht diejenige Allgemeinheit und Gleichheit des Finanzsystems, von der ich rede. Nicht dadurch, daß eine Provinz genau dieselben Abgaben, und nach eben dem Tarif, als die andre, bezahlt, sondern dadurch, daß ihre Abgaben an den Staat, mit ihrem Reichthume in gleichem Verhältnisse stehn, wird jene kostbare Gleichheit aufrecht erhalten. Es können, zweytens, gewisse Immunitäten der Provinzen, wenn sie gleich unbillig sind, doch dergestalt durch Verträge befestigt, oder durch Alterthum und Gewohnheit geheiligt seyn, daß es von der Regierung ungerecht, oder unklug seyn würde, an ihre Abschaffung zu denken.

Es giebt noch zwey Theile der Verfassung, durch welche sich die Provinzen unterscheiden, und an welchen ihre Einwohner, durch eine Art von scheinbarem Patriotismus, hängen können: das sind die jeder eignen Civil-Rechte und Policey-Einrichtungen.

Es hat Zeiten gegeben, wo den verschiednen Völkerschaften, die sich mit einander zu einem Staate vereinigten, oder von einem Erobrer in einen widernatürlichen Zusammenhang gezwungen wurden, nichts wichtiger war, als die Beybehaltung ihrer alten Rechtspflege und der Gesetze, welche dieselbe anordneten. Das waren die Zeiten, wo die Rechtswissenschaft überhaupt noch in ihrer Kindheit war, und die Nationen sehr ungleiche Fortschritte darin gemacht hatten. Eine rohe, mit Ackerbau, Künsten und Handel, noch wenig bekannte Nation konnte unmöglich die verwickelte Gesetzgebung einer verfeinerten, kunstfleißigen und handelnden verstehen, oder ertragen. Und ein gesittetes Volk konnte sich unmöglich mit den einfachen, oft widersinnigen Bestimmungen, in Absicht des Eigenthums, behelfen, welche eine bisher von der Jagd, oder der Viehzucht lebende Horde, aus ihren Wäldern in das angebaute Land des erstern,

mitgebracht hatte. Daher kam es, daß in der ersten Periode der, auf dem Römischen Gebiethe neu errichteten, Fränkischen, Gothischen und Lombardischen Reiche, sich nicht bloß die Provinzen, sondern die einzelnen Personen, in Absicht der Civil-Rechte, unterschieden, unter welchen sie standen. Es war einem jeden erlaubt, zu wählen, ob er nach Römischem, oder nach Longobardischem und Westgothischem Rechte, gerichtet seyn wollte. Als in der Folge einzelne Städte, durch eine vollkommnere Rechtspflege, und durch einen vernünftigern Proceßgang und reifer ausgebildete Civilgesetze, Vorzüge vor andern erlangten, wurden diese die Muster und Gesetzgeber für die übrigen. Das Lübecker und Magdeburger Recht wurde nicht nur, durch ganz Deutschland, sondern auch durch Schlesien und Pohlen, von Städten und Landschaften, bey ihren Landesherrn, als eine Begünstigung, gesucht, und von denen, die im Besitze desselben waren, als ein kostbares Vorrecht, hochgehalten. In diesem Zustande der Dinge war es natürlich, daß diejenigen Provinzen, welche ihren übrigen Mitbürgern, in einem für das Privatwohl so wichtigen Puncte, als deutlichere, bestimmtere und vernünftigere Anordnun-

gen, in Absicht des Eigenthums und dessen Uebertragung, sind, überlegen zu seyn glaubten, eifersüchtig darauf waren, und sich weder diesen Vorzug rauben lassen, noch selbst ihn mit andern theilen wollten.

Nachdem die Wissenschaft des Rechts, die an sich durch Grundsätze bestimmt ist, und der also auch ein innerer Anspruch auf Allgemeinheit zukömmt, allenthalben Fortschritte gemacht hat, — wozu die Ausbreitung des Römischen Rechts unstreitig das meiste beytrug: — so unterscheiden sich die Nationen Europens, in ihrer Rechtspflege und in ihren Civilgesetzen, weit weniger, als ehedem; und der Unterschied zwischen den Provinzen desselben Reichs, in dieser Absicht, ist unstreitig noch geringer. Allenthalben sind, bey derselben Verwickelung der Geschäfte, auch dieselben Fälle zur Entscheidung der Gerichtshöfe gekommen; und die Gleichheit der Verhältnisse, der Bedürfnisse und der Beschäftigungen hat auf gleiche Regeln, zur Schlichtung der sich ereignenden Streitigkeiten, geführt. Dasjenige, wodurch sich jetzt noch die Provincial-Gesetze, in bürgerlichen Sachen, von den Landesgesetzen unterscheiden, besteht größtentheils, — (außer denjenigen Puncten, die zu-

gleich in die Verfassung eingreifen, wie z. B. die Unterschiede des Lehnsrechts von dem allgemeinen Rechte sind, oder solchen, die sich auf örtliche Umstände beziehn, — welche aber mehr Zusätze, als Aenderungen, in dem allgemeinen Gesetzbuche verursachen,) in solchen Rechtsbestimmungen, die allenthalben willkährlich sind, und in Absicht deren, obgleich vielleicht ein Besseres und Schlechteres statt finden mag, doch das absolut Beste nicht mit Gewißheit gefunden werden kann. Dazu gehören die Gesetze der Erbfolge, die Bestimmung der Verjährungszeit und des Alters der Mündigkeit, die Verträge zwischen Eheleuten. Augenscheinlich können, auch von diesen Bestimmungen, einige mehr, andre weniger Grund in den natürlichen oder gesellschaftlichen Verhältnissen haben, die jedem Orte eigen sind. Das ausschließende Recht des Erstgebohrnen, die liegenden Güter zu erben, paßt für England, wo die Stammhalter gewisser Familien zugleich Mitglieder eines gesetzgebenden Körpers sind: — und es paßt nicht für die vereinigten Staaten in Nord-America, wo der Senat, oder das, was in Großbrittannien das Oberhaus heißt, so gut, wie das Unterhaus, vom Volke gewählt wird.

Im Allgemeinen aber sind weder diese Eigenthümlichkeiten der Gesetze, für die Länder, wo sie herrschen, von solcher Wichtigkeit, noch sind die übeln Folgen von der Verschiedenheit, die, in Absicht ihrer, zwischen einer und der andern Provinz, obwalten, so merklich: daß die Provinzen große Ursache hätten, auf der Beybehaltung dieser ihnen eignen Rechte zu bestehen; oder der Staatsverwalter große Ursache hätte, eine Gleichförmigkeit derselben zu wünschen und zu veranstalten. Das, was die Einwohner einer Provinz, bey der Vertauschung solcher Provincial- gegen die allgemeinen Landes-Gesetze, befürchten könnten, ist die Unbequemlichkeit des Uebergangs von einer Einrichtung zur andern, nicht der fortdauernde Nachtheil, welchen die neue Einrichtung der Dinge verursachen würde. Die plötzliche Aenderung der Erwartungen, welche man bisher, in Absicht gewisser künftigen Ansprüche, gehabt hat, ist unangenehm, und bringt zuweilen Verwirrungen hervor. Die Unbekanntschaft mit neuen Rechten giebt immer anfangs zu Irthümern, auf der einen, zu geflissentlichen Täuschungen, auf der andern Seite, Anlaß. Aber alle diese Unbequemlichkeiten sind vorübergehend. Dagegen entstehen andre aus

der Ungleichheit der Civilrechte in verschiednen Provinzen: und diese dauern fort. So oft der Einwohner einer Provinz Geschäfte in der andern hat, wenn er sich daselbst niederläßt, oder verheyrathet: so ist er eben so oft falschen Erwartungen und Irthümern ausgesetzt. Und die Richter selbst werden, durch diese Mannigfaltigkeit der Gesetze, entweder zu einem sehr lästigen und im Grunde unnützen Studium genöthigt, oder zu Fehltritten verleitet.

Indessen hängen die Menschen so sehr an Gewohnheiten, und manche Provinzen insbesondre so sehr an dem, was sie das Ihrige nennen, und wodurch sie sich unterscheiden: daß auch die Erhaltung wenig bedeutender, oft bloß eigensinniger und seltsamer Bestimmungen ihres örtlichen Rechts, den Eifer ihrer Patrioten nicht selten erregt hat. Diese Stimmung der Gemüther ist unstreitig fehlerhaft: und der vernünftige Mann an jedem Orte soll billig ihr entgegen arbeiten. Ihm liegt es ob, seinen Landsleuten zu zeigen, daß es ein wahrer Gewinn für einen Staat sey, wenn in allen den Fällen, wo nicht ein augenscheinlicher Unterschied, in der Art und dem Erwerbe des Eigenthums einen Unterschied in den Regeln des Rechts, wodurch es gesichert

wird, nothwendig macht, ein und derselbe Civil-Codex durch alle seine Provinzen herrscht; — und daß das hartnäckige Bestehen jeder Provinz, auf Eigenheiten ihrer Gesetze, wovon sie keinen befriedigenden Grund angeben kann, und wovon sie keinen wahren Nutzen hat, nicht die Liebe ihrer Einwohner zu ihrem kleinen Vaterlande, sondern ihre Gleichgültigkeit gegen das Beste des großen, welches der ganze Staat ist, — und ihre Anhänglichkeit an Vorurtheile beweise. Es ist zu hoffen, daß der Preußische Staat, der schon, in so vielen Theilen der Rechtspflege, Muster der Verbesserung aufgestellt hat, bey der jetzigen Revision seiner verschiednen Provincialgesetze, auch diesen Gegenstand nicht aus den Augen lassen wird, unnütze Verschiedenheiten des Rechts nach und nach abzuschaffen. Und es ist, von dem Grade der Aufklärung, der in den meisten Provinzen dieses Reichs herrscht, zu erwarten, daß die Stände und Einwohner derselben, dieser nützlichen Reform nicht das bloße Ansehn des Alters und des Herkommens entgegen setzen werden.

Den Civilgesetzen sind die Policey-Verfassungen sehr ähnlich: nur häufen sich bey diesen die Ursachen, warum sie an verschiednen Orten

verschieden seyn müssen. Da sie in die kleinern Theile des gesellschaftlichen Lebens eingreifen, und eine Beziehung auf den physischen Zustand des Landes, dessen Benutzung oder Verbesserung sie befördern sollen, oder auf die Gewohnheiten und Sitten der Menschen, haben, deren Mißbräuche sie zu verhüten bestimmt sind: so können sie nicht so allgemeinen Principien, als das Recht, unterworfen seyn. Uebrigens ist auch, in Absicht ihrer die Abweichung einer Provinz von der andern viel gleichgültiger, für die Einigkeit des Staates und die Uebereinstimmung in dem System der Regierung, als die Ungleichheit in der Verfassung und in den Rechten. Auch hier herrschen indeß oft ungegründete Vorurtheile, welche die Gleichförmigkeit auch da, wo sie möglich wäre, verhindern. Man hat schon lange auf Mittel gedacht, Gleichheit der Maße, Gewichte, Münzen, Geleise, Rechnungsarten, und Innungsgesetze in ganzen Reichen hervorzubringen. Aber, außer den Schwierigkeiten, welche die sichere und unwandelbare Festsetzung dieser Gegenstände, aus physischen und mathematischen Gründen, hat; legt der Gleichmachung derselben auch noch der Umstand ein Hinderniß in den Weg, daß, eben weil diese Sachen Kleinigkeiten sind,

— aber Kleinigkeiten, die täglich und in allen Geschäften vorkommen, — der Gewohnheitstrieb der Menschen sich fester an sie hängt, und diese daher durch darin vorgenommene Aenderungen mehr, als durch an sich wichtigere Umkehrungen der Gesetze und Verfassungen, in ihren Zirkeln gestört werden. Der Bauer eines Landes würde sich seinen Scheffel, und der Krämer einer Stadt würde sich seine Elle ungerner nehmen lassen, um sie gegen andre zu vertauschen, als beyde ihre bisherigen bürgerlichen und peinlichen Gesetze. Diese kennen sie nur vom Hörensagen, mit jenen haben sie alle Tage zu thun. In der That sind auch die Unordnungen und Betrügereyen, die aus solchen Aenderungen, in Sachen der Policey, entstehn, anfangs weit grösser, als die, zu denen ein neues Gesetzbuch Anlaß giebt. Weil nun der Nutzen, der aus Reformen dieser Art, in der Folge, entspringt, nur geringe, und das Mißvergnügen, welches anfangs dadurch erregt wird, groß ist: so hat man bisher mit Recht Unterschiede dieser Art, in den Provinzen aller Europäischen Reiche, fortdauern lassen.

Aus der Uebersicht dessen, was von der Anhänglichkeit der Provinzen an die verschiednen

Zweige ihrer eigenthümlichen Verfassung; und von dem Nutzen oder Schaden der Verschiedenheit unter den Provinzen, in Absicht jedes dieser Zweige, gesagt worden ist, ergiebt sich die Regel, daß in dem Verbesserungs-Plane großer Reiche zwey Abwege zu vermeiden sind. Der eine ist der, auf welchen, wenn den öffentlichen Nachrichten zu trauen ist, der Kaiser Joseph der zweyte gerieth, — Das, was die Engländer das levelling system nennen, — die Begierde alles gleich zu machen, — und einander ganz unähnliche Länder und Völker unter eine gleiche Regierungsform und eben dieselben Gesetze zu zwingen. Dieser Versuch, der den Monarchen mit der Hoffnung einer weit leichtern Regierung schmeichelt, und ihm das Ideal einer vollkommnern Regelmäßigkeit zum Zwecke darstellt, wird doch immer, — so wie er sich in dem gedachten Falle gezeigt hat, — zugleich gefährlich und schädlich seyn. Gefährlich für den Monarchen: weil es weit mehr Erbitterung erregt, wenn man den Menschen ihre alten Gewohnheiten raubt, als es Liebe erweckt, wenn man ihnen einige neue Vortheile zuwendet, die sie nicht begehren. Schädlich für die Völker: weil man in der Regierung, wie in allen Din-

gen, das Ungleichartige auf eine unähnliche Art behandeln muß. — Die Menschen und die Nationen nähern sich einander in der That, indem sie vollkommner werden. Ihre Meinungen werden übereinstimmender, so wie sie mehr Wahrheit enthalten; und ihre Sitten und Gewohnheiten werden gleichförmiger, so wie sie den Regeln des Guten und Schönen mehr gemäß sind. Der natürliche Fortgang in jedem großen Reiche, dessen Einwohner an Cultur und Aufklärung zunehmen, ist auf eine immer größere Verähnlichung seiner Provinzen und ihrer Einwohner gerichtet: woraus nach und nach die Ausgleichung ihrer Verfassungen und Gesetze, so weit sie nicht in örtlichen Beschaffenheiten gegründet sind, von selbst entsteht. Diesem Zeitpuncte aber durch rasche Reformen zuvorkommen wollen, und selbst die bessern Gesetze da einführen, wo noch die unvollkommnern dem Zustande des Volks und des Landes mehr angemessen sind, heißt die Verbesserung der Dinge mehr verhindern als beschleunigen: zu geschweigen, daß solche unvorbereitete Aenderungen, die nicht die Einwilligung der Völker haben, selten ohne wirkliche Ungerechtigkeit möglich sind.

Der zweyte Abweg ist die hartnäckige Anhänglichkeit sowohl der Provinzen selbst, als der Staatsmänner, die sie regieren, an jede unnütze und leicht abzuändernde Eigenheit ihrer Gesetze und Gewohnheiten; — eine Anhänglichkeit, welche jeden Unterschied, den bloß der Zufall, oft die Barbarey der vorigen Zeiten, und die Unwissenheit der Menschen, in Absicht ihres wahren Vortheils, hervorgebracht hat, und der doch die Provinzen theilt, die Regierung erschwert, und die Fortschritte der Gesetzgebung unnütz macht, zu verewigen bemüht ist.

Es ist der größte Vortheil, den die Menschen, durch die Vereinigung in größere Staaten, erhalten, — eine Vereinigung, wobey sie doch so manche andre schätzbare Güter, die an die Kleinheit, und einen übersehbaren Umfang der bürgerlichen Gesellschaft geknüpft sind, aufopfern müssen, — daß sie ihre alten, zum Theil aus Zufall, zum Theil aus Irthum und Geistesmängeln entstandnen, National-Eigenheiten, wodurch oft die nächsten Nachbarn von einander entfremdet wurden, als Glieder Eines Staatskörpers, leichter ablegen, und, unter eine gemeinschaftliche Regierung vereiniget, nach und nach auch zu derjenigen Uebereinstim-

mung in Begriffen und Sitten kommen, welche mit der Vernunftmäßigkeit derselben verbunden zu seyn pflegt.

Es liegt überdieß, in der größern Aehnlichkeit der Verfassung der Provinzen, unstreitig auch ein neues Band der Liebe und Zuneigung zwischen deren Einwohnern. Nur dann wird ein Gemeingeist und ein ächter Patriotismus in einem Staate möglich, wenn die verhaßten Rivalitäten zwischen den Provinzen aufhören; wenn jede anfängt, ihr besonderes Interesse und ihre ausschließlichen Rechte zu vergessen, und ihren Vortheil nur in dem Flor und in der besten Regierung des ganzen Staates zu finden.

Der zweyte Grund der vorzüglichen Liebe, welche die Einwohner einer Provinz, für dieses ihr eingeschränktes Vaterland, haben, liegt in den Vorzügen, welche sie entweder der physischen Beschaffenheit, oder dem, durch Kunst und Fleiß hervorgebrachten, Zustande desselben zuschreiben. Es kann auch, in kleinern Entfernungen, beträchtliche Unterschiede des Bodens, des Klima, der Fruchtbarkeit und der Anmuth der Natur geben. Gebirge und Ströme machen, in

großen Reichen, oft Grenzscheidungen zwischen sehr ungleichartigen Provinzen. Man hat allgemein bemerkt, daß diejenigen Länder, welche ihren Einwohnern eine eigenthümliche Beschäftigung geben, ihnen auch eine vorzügliche Liebe zu sich einflößen. Der Schweitzer, der von der Viehzucht lebt, wird an seine Gebirge mehr gefesselt seyn, als der Manufacturist und der Ackerbauer in den Thälern. Und an den Ufern des Meers, und in einsamen Inseln, (wie Helgoland) wo Schiffarth und Fischerey Jung und Alt beschäftigen, und der beständige Anblick eines, oft fürchterlichen, immer erhabnen Elements die Gemüther gleichförmig stimmt, können Vaterlandsliebe und Gemeingeist in einer kleinen Völkerschaft entstehn, so wie sie nur immer sich unter den Alpenbewohnern finden lassen.

Noch größre Verschiedenheiten können Theile desselben Staats, in Absicht der Vorzüge, haben, welche von dem Fleiße und der Geschicklichkeit der Menschen abhängen. Bey einer sich, über alle Provinzen, mit gleicher Sorgfalt verbreitenden Regierung, bey gleichen Ermunterungen, die ihnen zum Anbaue, zum Kunstfleiße und zur Handlung gegeben werden, können doch, in der einen, die Spuren eines alten Wohlstan-

des und einer schon lange fortgesetzten Industrie vorhanden seyn, indeß, in der andern, alles noch das Gepräge neuer Anlagen, unvollkommner Versuche, und einer erst aufkeimenden Cultur hat. Es ist natürlich, daß diejenige Provinz, deren Felder besser angebauet, und mit reichern Producten bedeckt, deren Städte und Dörfer schöner, und deren Einwohner in größerm Wohlstande sind, die, welche mehr Kunstwerke, oder vollkommnere Manufacturarbeiten aufzuweisen hat, ihre Einwohner eben dadurch an sich fesselt. Es ist gewöhnlich, daß diejenige Provinz, welche ihren Wohlstand mehr sich selbst, als der Regierung, schuldig zu seyn glaubt, welche vor den benachbarten Provinzen den Vorzug einer ältern Cultur, und gleichsam den Adel arbeitsamer und kunstreicher Vorfahren voraus hat, eben hierauf einen gewissen Stolz gründet, der mit der Vaterlandsliebe verwandt zu seyn pflegt.

Dieser Zweig des Provincial-Patriotismus giebt indeß nicht, zu so mannigfaltigen und erheblichen Betrachtungen, Anlaß. Es ist etwas seltnes, daß eine kleine Völkerschaft, durch die Meinung von den Vorzügen ihres Landes, oder durch den empfundnen Einfluß der

ihm durch Natur und Kunst eigen gewordnen Güter, zu einer solchen Liebe desselben begeistert werde: daß daraus eine gewisse Abneigung, gegen andre Oerter und Gegenden, entstünde. Selten werden die Menschen in ihren Handlungen durch die Eindrücke, welche die sie umgebenden Dinge auf ihre Sinne und auf ihre körperliche Natur machen, regiert, wenn zu gleicher Zeit moralische Bewegungsgründe des Vortheils und der Ehre, nach einer andern Richtung, auf sie wirken. Und die Regierung wird also, in ihren allgemeinen Veranstaltungen, die immer auf die Bedürfnisse, die Vorfälle und die Glückseligkeit des ganzen Staates Bezug haben, wenig, durch diese sanftere und leichter zu überwindende Vorliebe einiger ihrer Unterthanen für den Fleck, wo sie gebohren sind, gestört. — Es ist indeß, auch bey dieser Neigung zum Geburtslande, so ruhig und so unschädlich sie seyn mag, doch nicht gleichgültig, ob sie auf Wahrheit, oder Irthum gegründet ist, ob sie etwas von Verachtung gegen andre Provinzen desselben Staats mit sich führt, oder ob sie die Menschen unparteyisch genug läßt, die Vorzüge jener anzuerkennen, und wenigstens das ihnen Unbekannte nicht geringzuschätzen.

Es ist zuerst allerdings auch für den Staat nützlich, wenn seine Bürger, — jeder in dem en-

gern Bezirke, den er mit seinen eignen Augen sieht, und innerhalb dessen Gränzen er den größten Theil seines Lebens zubringen soll, — nicht nur die Vorzüge ihres Landes kennen, sondern auch mit gewisser Lebhaftigkeit dafür eingenommen sind. Die Liebe zur Natur überhaupt kann, in der frühen Jugend, nicht anders entstehn, als wenn wir von den Schönheiten, oder den Gaben gerade derjenigen Natur gerührt werden, welche uns unser Vaterland darbiethet. Die Eindrücke, welche diese Schönheiten machen, vermischen sich natürlicher Weise mit dem angenehmen Gefühle der Jugend, der Gesundheit und unsrer sich entwickelnden Kräfte und Triebe. Daher kommt es, daß uns, je empfindsamer wir frühzeitig waren, und je weniger wir in der Folge von gleichen, oder größern Vorzügen anderer Gegenden, eben so stark gerührt worden sind, — unser Vaterland desto besser gefällt. Daher kommt es, daß wir uns nach unsern vaterländischen, ungeschmückten und einförmigen Fluren, mitten unter den prachtvollsten Naturscenen und den Meisterstücken der Kunst, die wir im Auslande finden, sehnen können. Diese frühzeitig geübte Empfindsamkeit für Naturschönheiten aber ist an sich eine liebenswürdige Eigenschaft, und bildet das Gemüth zur

Sanft-

Sanftmuth, zur Menschen- und selbst zur wahren Vaterlands-Liebe. Denn wie kann ein Mann, der nie aus seinem Geburtsorte gekommen ist, mit dem Staate, zu dem er gehört, in Verbindung treten, als durch das engere Band, welches ihn an den Boden heftet, auf dem er erwachsen ist. Alles kommt nur in der Folge darauf an, daß er den Vortheil dieses kleinen Ländchens, für welches ihn die ersten Eindrücke seiner Jugend eingenommen haben, welches er liebt, weil er das Gute und das Schöne desselben sieht und fühlt, und dem er gleichsam für die vornehmsten Freuden seines Lebens dankbar ist, mit dem Vortheile des ganzen Staats, wovon es ein Theil ist, verbunden erkenne. In der That finden wir auch gemeiniglich, daß diejenigen Menschen, welche für ihren Geburtsort eingenommen sind, weil sie ihn wirklich für ein vorzügliches Land halten, und sich darin glücklich fühlen, gute Menschen sind: indem ihr Herz, geöffnet für die Eindrücke der Natur, und erkenntlich gegen die von ihr empfangenen Geschenke, unmöglich ganz kaltsinnig gegen die Menschen, und ohne Liebe gegen Freunde und Wohlthäter, seyn kann. Dagegen ist Gleichgültigkeit einzelner Menschen, oder ganzer Völker-

schaften, gegen die Annehmlichkeiten oder die Schätze ihres Landes, das Zeichen roherer Seelen, und läßt auch weniger Empfänglichkeit für moralische Empfindungen erwarten.

Wenn indeß, zweytens, die hohe Meinung, welche die Einwohner einer Provinz von den Vorzügen ihres Landes haben, so weit getrieben wird, daß sie in einen Nationalstolz, und in eine Verachtung andrer Theile der Monarchie, ausartet; — wenn die Anhänglichkeit derselben, an das Eigenthümliche der vaterländischen Natur und Kunst, eine Art von Schweitzer-Heimweh bey ihnen veranlaßt, und sie abgeneigt macht, dem Staate an andern Orten, wo ihre Arbeiten erfordert werden, zu dienen: so ist diese Art eingeschränkter Vaterlandsliebe schädlich für den Staat, und ein Fehler im Charakter der Menschen. Es kann aber eine solche übertriebne Schätzung eines kleinen Landstrichs, und eine solche Verachtung großer, und von der Natur mannigfaltig ausgestatteter, andrer Provinzen unmöglich anders, als auf Vorurtheil und Unwissenheit, gegründet seyn. Schon sehen wir, daß bey jeder Nation diejenigen, welche von andern Ländern das wenigste wissen, das ihrige am meisten erheben, und daß Reisen, Umgang

und Gelehrsamkeit, — alles, was des Menschen Geist aufklärt, und seine Begriffe erweitert, — ihn von der Parteylichkeit, mit welcher der Unwissende das Leben außerhalb seines Vaterlandes für unerträglich hält, heilt. Wenn aber der Nationalstolz überhaupt, auf Unwissenheit in Absicht des Auswärtigen gegründet ist: so ist es der Provinzialstolz noch weit mehr. Denn es ist unmöglich, daß die Natur und der Fleiß des Menschen, in einem kleinen Bezirke, so viele Güter und Vorzüge angehäuft haben sollte, daß nicht in dem weiten Raume eines großen Staats, innerhalb dessen eine ähnliche Verwaltung die Cultur allenthalben in gleichem Grade befördert, eben dieselben, oder noch größere Vorzüge zu finden seyn sollten. Es ist daher, für die Regierung eines solchen Staats, von Wichtigkeit, dafür zu sorgen, daß die Einwohner jeder Provinz die übrigen Provinzen, nach ihrer wahren Beschaffenheit, ihren Annehmlichkeiten, ihrem natürlichen Reichthume und ihren erworbnen Schätzen, kennen lernen. Dann wird z. B. der Schlesier nicht mehr die Mark Brandenburg als eine Sandwüste ansehn. Er wird die Fruchtbarkeit seines Landes in der Prieguitz, der Uckermark und dem Havellande wiederfinden, — wird die Fort-

schritte seines Ackerbaues, im Magdeburgischen und auf manchen Landgütern in Pommern und der Mark, übertroffen sehen, — und der Volksmenge und der Betriebsamkeit seines Gebirges, die einiger Westphälischen Provinzen des Königs, an die Seite stellen. Diese Unbekanntschaft mit dem Auswärtigen, die uns Deutschen als Nation nicht eigen ist, — daher uns auch in der That ein gewisser weltbürgerlicher Sinn vor andern Völkern auszeichnet, — findet doch oft bey uns, als Einwohnern einer Provinz, in Absicht andrer Provinzen des Staats, in welchem wir leben, Statt: eben aus der Ursache, weil wir uns um das Einheimische und Nahe weniger, als um das Ausländische und Entfernte bekümmern.

Es ist noch die dritte Ursache des Provinzial-Patriotismus übrig: das ist die Anhänglichkeit der Einwohner einer Provinz an einander, und die unter ihnen herrschende Vorliebe, für die in ihrem Lande eignen Sitten, Gewohnheiten, häuslichen und geselligen Einrichtungen; es ist die vorzüglich gute Meinung, die daselbst jeder von dem Charakter dieser seiner Landsleute,

und die nachtheilige, die er von Fremden hat; das Zutrauen, welches ihm zu den ersten seine Aehnlichkeit mit ihnen giebt, und das Mißtrauen und die Schüchternheit, welche ihm, in Absicht der letztern, der bemerkte Abstand seiner Sitten von den ihrigen einflößt.

Die Erfahrung lehrt, daß, in Absicht dieses Charakterzuges, sich auch in kleinen Entfernungen die Menschen von einander, und kleine Bezirke, von den umliegenden größern Ländern, unterscheiden. Die Einwohner mancher Orte verlassen ihre Geburtsstätte und ihre Verwandschaften weit ungerner, und eilen weit schneller, sobald sie können, wieder dahin zurück, als die Einwohner andrer Oerter: bloß, weil ihnen unter fremden Menschen nicht recht wohl ist; — und, wie andre der vaterländischen Luft, so sie des leichten und zutraulichen Umgangs ihrer alten Freunde nicht entbehren können.

Die Betrachtungen, zu welchen diese Art der Vaterlandsliebe, sowohl überhaupt, als insofern sie auf die engern Grenzen einer Provinz eingeschränkt ist, Anlaß giebt, sind folgende.

Zuerst. Es ist an sich eine liebenswürdige Eigenschaft eines Menschen, wenn er diejenigen Personen vorzüglich liebt, mit denen er früh im Leben

bekannt geworden, und denen er, durch viele, von ihnen empfangne, Dienste und Gefälligkeiten, verbunden ist. Ein solcher Mensch hat zeitig lieben lernen, und sein Herz ist der Dankbarkeit und einer standhaften Freundschaft fähig geworden. Ueberdieß muß in den Sitten des Landes, welches seine Einwohner so sehr an die Gesellschafter und Freunde ihrer Jugend fesselt, und immer mit Sehnsucht zu ihren Landsleuten zurückruft, — wofern nicht Rohheit und Barbarey es von dem Umgange der übrigen Welt entfernt, irgend etwas seyn, welches die Zuneigung gewinnen kann, und das gesellschaftliche Leben leicht und angenehm macht. Ich habe schon gesagt, daß eine gewisse Einfachheit der Lebensart, und das vertraulichere Zusammenhalten der Familien, zu den Ursachen jener Vaterlandsliebe, gehören. Wenn, mit einer prunklosen, aber geschmackvollen Reinlichkeit, mit einer Gastfreyheit ohne Zwang und Aufwand, bey den Einwohnern einer Stadt, oder einer Gegend, noch die Gleichheit unter ihnen, oder auch nur der Schein derselben sich verbindet: so ist der Zauber unnennbar, mit welchem das gesellschaftliche Leben daselbst Gemüther, die nicht schon durch Ueppigkeit und Stolz verwöhnt

sind, an sich zieht. Indem die beyden ersten Tugenden die mühsamen und kostbaren Anstalten, zum Genusse der Geselligkeit, unnöthig machen, erleichtert die letzte Eigenschaft allen sich zusagenden Menschen den Zutritt zu einander. Das war vor Zeiten dein beneidenswerthes Loos, jetzt unglückliches Genf, mit welchem du deine Bürger an dich bandest, und selbst unverdorbne Fremden, die dich besuchten, entzücktest! — Auch bey den Brüdergemeinden, scheint mir die Abneigung ihrer Glieder, an fremden Orten zu leben, und das Wohlbehagen, welches sie, bey der Rückkehr zu ihren Pflanzörtern, empfinden, außer der Gleichförmigkeit ihrer frommen Gesinnungen, auch in der Leichtigkeit des Umgangs zu bestehen, welche, durch Einfachheit der Lebensart und Gleichheit der Ansprüche, unter ihnen hervorgebracht wird. Allenthalben, wo ein mehr zutraulicher Ton im Umgange herrscht, oder wo auch nur die Einwohner sich schmeicheln, daß Biederkeit und gutes Zutrauen ihr Nationalcharakter sey: da bleiben die Menschen lieber, bey einem mäßigen Glücke, zu Hause, als sie ein größeres im Auslande suchen.

Auch diese Ursache der Vaterlandsliebe, hat bey den Schlesiern, meinen Landsleuten, Statt

gefunden. Sie haben sich von je her den Charakter der Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit zugeschrieben: und ich hoffe, daß sie ihn verdienen, wenn sie ihn auch mit Unrecht manchen ihrer Nachbarn abgesprochen haben.

Indeß ist es, zweytens, von der andern Seite eben so wahr, daß es oft bloß eine Folge der Schwäche im Charakter ist, an den Gewohnheiten seiner ersten Jahre, und an den Familien- und Orts-Verbindungen, die der Zufall gemacht und die Zeit befestigt hat, dergestalt zu hängen, daß man sich nie unter Fremden recht wohl befindet. Etwas träge, geistlose, wenig unterrichtete und wenig wißbegierige Menschen, die ihre Bequemlichkeit lieben, haben große Lust, an dem Orte zu bleiben, wo sie gebohren und erzogen sind. Hier ist ihnen alles bekannt; und sie können sich, so zu sagen, unter den Menschen uud Dingen ohne Mühe zu rechte finden. Ohne großen Aufwand von Witz, Verstand oder Kenntnissen zu machen, können sie doch in Gesellschaft Unterhaltung finden und gewähren, wenn sie nur an den Familien-Vorfällen Theil nehmen, und von den Geschichten derselben wohl unterrichtet sind. Ihr Reichthum, ihr Rang und ihre Verwandschaften bestimmen dann ganz

ihre Lage: nicht sie selbst. Ist also das Glück ihnen nicht ungünstig gewesen: so genießen sie, in ihrem Vaterlande, alle die Annehmlichkeiten und Auszeichnungen, ohne Anstrengung, die sie sich in der Fremde, nur durch Talente, durch den Eifer andern zu dienen oder zu gefallen, oder endlich durch großen Aufwand hätten verschaffen können. Um deßwillen ist also auch bey ganzen Völkerschaften, die, mit Lebhaftigkeit des Temperaments, Fähigkeiten des Geistes und eine gewisse Gewandheit der Sitten verbinden, das Herumreisen und Auswandern sehr gewöhnlich: dahingegen man von andern Nationen, deren Temperament phlegmatischer, der Geist weniger thätig, die Lebensart einförmiger und durch unabänderliche Gewohnheiten mehr bestimmt ist, selten einen Menschen in der Fremde herumziehn, am wenigsten sich daselbst niederlassen sieht. Gegen Einen Spanier fand man von je her durch ganz Europa zehn Franzosen, als Reisende oder Ausgewanderte. Die Lombarden zerstreuten sich in alle Handelsstädte; die Neapolitaner blieben zu Hause.

Diese Neigung der Menschen, an dem Orte ihrer Geburt zu bleiben, und unter der Gesellschaft, in der sie zuerst in der Welt auftraten,

ihr ganzes Leben zuzubringen, kann zuerst von Seiten des Einflusses, den sie auf das Beste des Staats, und dann von Seiten dessen, welchen sie auf das Glück der Privatpersonen hat, betrachtet werden.

Für einen großen Staat ist es sicher ein Uebel, wenn die Einwohner der einen Provinz zu abgeneigt sind, ihre Wohnung in andern Provinzen aufzuschlagen, und Aemter, die ihnen daselbst aufgetragen werden, anzunehmen, oder Gelegenheiten, ihr Glück zu machen, die sich ihnen daselbst darbiethen, zu benutzen.

Dadurch wird erstlich der Regent zu sehr gehindert, die Menschen da anzustellen, wo sie am nützlichsten seyn können. Um junge Leute von Talent schnell zu versorgen und in Thätigkeit zu setzen, hat er alsdann weniger Auswege. Denn wenn sie sich zuweilen an dem einen Orte anhäufen, an dem andern fehlen, an keinem aber gerne auswandern und die Ihrigen verlassen: so müssen an dem ersten viele geschickte Candidaten lange amtlos bleiben, an dem letztern die Aemter mit mittelmäßigen Subjecten besetzt werden. Für den Staat geht also das Feuer und die Jugend jener verlohren: und durch diese wird oft seinen Angelegenheiten geschadet.

Und zu dieser ersten Betrachtung gesellt sich eine zweyte, die in ein noch größeres und dauerhafteres Interesse des Staates eingreift. Zur Vervollkommnung der Menschen überhaupt, trägt, nähmlich, die Mischung des Ungleichartigen unter ihnen viel bey: und es ist ein Mittel, unter Nationen Freundschaft und Einigkeit zu stiften, wenn sie sich einander genau bekannt werden. Wenn also einem großen Staate an keinem Endzwecke mehr gelegen ist, als an dem, die beste Ausbildung seiner Volksmasse im Ganzen zu befördern, und, zwischen den verschiednen Abtheilungen derselben, die möglich größte Harmonie hervorzubringen: so muß ihm auch, an einem Hauptmittel zu diesem Zwecke, — an dem Umlaufe seiner Bürger, wenn ich so sagen darf, — und also an der Geneigtheit derselben gelegen seyn, sich in andre Provinzen versetzen zu lassen, und sich mit den Einwohnern derselben, durch Aufenthalt unter ihnen, durch Umgang und durch Heyrathen, zu verbinden. Nur durch solche kleine Wanderungen der Bürger innerhalb der Grenzen ihres Staats, nur durch dieses Durchkreuzen der in ihm wohnenden Menschen-Racen, kann der wahre und fast einzige Nutzen, den die Erweiterung der bürgerli-

chen Gesellschaft, und das Zusammenfassen vieler kleiner Gemeinwesen unter eine gemeinschaftliche Regierung gewähren kann, erhalten werden: der Nutzen, meine ich, daß ungleichartige Menschen verähnlichet, und dadurch dem Ideal der Menschheit, das heißt der Vollkommenheit, näher gebracht, — oder daß gegen einander aus Vorurtheil übelgesinnte Menschen sich wechselseitig genauer bekannt, und auf diese Weise zur Verträglichkeit, oder zur wirklichen Achtung und Liebe, umgestimmt werden. Eben weil jede Provinz ihre eigenthümlichen Gaben von der Natur erhalten, und durch den Lauf der Zeit, durch die Vorfälle, welche sie betroffen haben, und durch den Charakter ihrer Einwohner, ihre besondre Wendung in der Cultur genommen hat: eben deßwegen ist es, zur Beförderung der allgemeinen Vollkommenheit und der allgemeinen Glückseligkeit des ganzen Staats, nützlich, daß eine Provinz sich der andern so genau bekannt mache und so vollkommen mittheile, als es nur möglich ist; welches aber nicht bloß geschieht, wenn eine der andern ihre Waaren, sondern hauptsächlich, wenn sie einander ihre Einwohner, — ihr kostbarstes Product — zusenden. Eben weil, in dem Charakter jeder Völkerschaft,

sich nach und nach gewisse eigne Tugenden und Fehler eingefunden haben, ist es für die sittliche Verbesserung großer Nationen nützlich, wenn diese Charakterzüge sich in ihnen mischen, oder an einander abschleifen: und dieses ist nur dann möglich, wenn Menschen, die in der einen Völkerschaft gebohren und gebildet sind, häufig in die andern übergehen, und daselbst gleichsam Muster ihres Nationalcharakters und ihrer vaterländischen Erziehung aufstellen. Je mehr es in einem großen Reiche gewöhnlich wird, daß die Eingebohrnen der einen Gegend sich in andern, als Gewerbs- oder Handels-Leute, niederlassen, oder daselbst ihr Glück suchen; je häufiger die Staatsbeamten, welche der einen Provinz vorstehn, aus den Candidaten genommen werden, welche die übrigen Provinzen liefern; je mehr sich endlich die Familien der verschiednen Provinzen durch Heyrathen mit einander verschwägern: desto schneller erwächst, aus der Verbindung der guten Züge, in dem Charakter der dem großen Staate einverleibten Völkerschaften, und aus dem Widerstande, den die schlechten und fehlerhaften Eigenschaften derselben, bey fortgesetztem Umgange, einander leisten, ein allgemeiner Nationalcharakter, oder der Geist ei-

nes ächten Staatsbürgers, der vollkommner und ausgebildeter ist, als der Charakter irgend einer einzelnen Völkerschaft, auch der am weitesten in der Cultur vorgerückten, war. Dieser wohlthätige Endzweck wird ohne Zweifel, durch die Versetzung der Beamten aus einer Provinz in die andere, noch weit wirksamer, als durch die Wanderungen der Gewerbsleute, befördert: weil der Einfluß, den der Charakter und die eigenthümlichen Beschaffenheiten eines Richters, eines Finanzverwalters, oder überhaupt einer obrigkeitlichen Person, auf die Gesellschaft, unter welcher sie diese verschiednen Geschäfte verrichtet, haben, größer ist, als der Einfluß, den ein Kaufmann, oder Künstler auf seine Kunden, und ausgebreiteter, als der, welchen ein bloßer Privatmann auf seine Freunde, oder Verwandten hat. Wie viel leichter wird es überdieß einem Landesherrn, jedes in seinem Staate erledigte Amt vollkommen gut zu besetzen, wenn es ihm erlaubt ist, die Person, welcher er es anvertrauet, aus der ganzen Anzahl seiner Unterthanen auszuwählen, als wenn er darauf eingeschränkt ist, sie jedesmahl in dem engen Bezirke der Stadt, oder der Provinz aufzusuchen, wo der Wohnsitz des Beamten seyn soll. Dieser Operation

der Regierung nun, welche die Naturgaben und die Tugenden, die sich in der einen Provinz ausgebildet haben, braucht, um einer andern dadurch Gutes zu erweisen, und welche überhaupt Geschicklichkeit und Einsicht, an jedem Orte aufsucht, wo sie zu finden, und an jedem Orte zu Geschäften anstellt, wo sie nöthig sind: dieser Operation der Regierung legt jene Anhänglichkeit der Provinzial-Einwohner, an ihren Geburtsort und an ihre Landsleute, unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Denn eine solche Verpflanzung der Menschen ohne ihre Einwilligung vorzunehmen, ist weder gerecht noch nützlich. Nicht gerecht, weil ein gewisses Gut, die Ruhe und Zufriedenheit des Individuums, einem noch unbestimmten und unsichern, — dem wohlthätigen Einflusse dieser Versetzung auf das allgemeine Staatsbeste, aufgeopfert wird. Nicht nützlich, weil auch der Mensch, vom fähigsten Kopfe und vom redlichsten Herzen, doch nicht mit eben dem Eifer und guten Erfolge da arbeitet, wo er mit Widerwillen ist, als da, wo er sich völlig befriedigt befindet; weil wenigstens Beamte, die ungern dem Rufe der Regierung in fremde Orte gefolgt sind, durch die Sehnsucht nach dem Vaterlande, zu zeitig den Geschäften

und dem Dienste des Staats entzogen werden, indem sie immer geneigt bleiben, bey der ersten sich darbiethenden günstigen Gelegenheit, in den Schooß der Ihrigen zurückzukehren.

Betrachtet man, zweytens, jene Anhänglichkeit, in Rücksicht auf das Glück der Privatpersonen selbst, welche diesen Charakterzug haben: so fällt die Beurtheilung verschieden aus, nachdem die Geisteskräfte und die Lage dieser Personen verschieden sind.

Es ist gewiß, daß für Menschen ohne sonderliche Naturgaben, ohne sie auszeichnende Vorzüge in ihrem Aeußern, oder in der Ausbildung ihres Geistes und in ihren erworbnen Kenntnissen, es am vortheilhaftesten ist, zu Hause zu bleiben, oder wenn sie sich, ihrer Studien wegen, oder überhaupt zur Vorbereitung auf ihren künftigen Beruf, eine Zeit lang in der Fremde aufgehalten haben, wieder ins Vaterland zurückzukehren. Hier finden sie doch gemeiniglich, unter ihren Verwandten und Freunden, irgend einen sichern Beystand zu ihrem Fortkommen, den sie sich anderswo nicht zu verschaffen wüßten. Hier können sie auch noch in einer eingeschränkten Sphäre nützlich werden, und ihres Lebens im Umgange mit alten Be-

kannten

kannten froh genießen. Sind solche Menschen zugleich Glieder von zahlreichen und angesehnen Familien; stehen sie, durch ihre Geburt und Verwandschaft, oder durch zufällige Ereignisse ihrer Jugend, in Verbindung mit Personen von Einfluß und Ansehn: so würden sie, durch eine Auswanderung in eine fremde Provinz, wohin sie nichts, als ihre eigne Mittelmäßigkeit, mitbrächten, augenscheinlich verlieren. Für Menschen dieser Art ist die instinctartige Neigung, welche sie an ihre Heimath fesselt, und selbst das Vorurtheil, welches ihnen jeden andern Aufenthalt, außer ihrem Geburtsorte, als unangenehm vorstellt, und sie jeder andern Menschengattung, außer ihrem Familien-Kreise, abgeneigt macht, nützlich.

Ganz anders hingegen ist es mit jungen Leuten, von natürlichen Fähigkeiten und einem thätigen Geiste, beschaffen, die, durch ihre Anlagen und ihre erworbnen Geschicklichkeiten, auf ein größeres Glück und einen ausgebreitetern Wirkungskreis, als zu welchem sie gebohren waren, Anspruch machen können. Für diese, durch Reichthum und Familien-Verbindungen in ihrer Heimath nicht unterstützten, aber durch ihre persönlichen Annehmlichkeiten, ihren Verstand und

ihre Kenntnisse, allenthalben empfohlne Menschen, biethet das Ausland, oder eine fremde Provinz, gemeiniglich größre Aussichten, als ihr Geburtsort, dar. Von ihnen redet das Sprichwort, welches sagt, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Man ziehe die Erfahrung zu Rathe. An dem Orte, wo man einen Menschen, als Kind, als einen unbedeutenden Knaben, vielleicht als rohen, oder muthwilligen Jüngling gekannt hat, wo man ihn mit einer Familie geringen Standes verwandt, und mit Leuten, die sich in den Sitten und der öffentlichen Achtung nicht über das Gemeine erheben, vertraut umgehn sieht: da wird es ihm weit schwerer, seine persönlichen Vorzüge zu Erhöhung seines Glücks geltend zu machen, als da, wo er, ohne irgend einen Anhang um sich zu haben, ohne irgend eine ihm nachtheilige Erinnerung aus vergangnen Zeiten zu erwecken, ganz allein auftritt, und nur, durch seine persönlichen und durch seine gegenwärtigen Eigenschaften, Eindruck macht. Wenn er unter Fremden auf einmahl, mit allen den Kräften des Geistes ausgerüstet, und mit allen den Annehmlichkeiten geschmückt, erscheint, zu welchen zwar schon die Anlagen in seinen ersten Jahren vorhanden seyn mochten, die sich aber

doch erst nach und nach durch die Zeit entwickelt haben: so zieht er die Aufmerksamkeit der Menschen weit mehr auf sich, und erregt deßwegen auch weit größere Bewunderung, als unter seinen alten Bekannten, die seiner Erziehung und seiner allmähligen Ausbildung zugesehen haben. Für jene ist er eine Art von Erscheinung, die sie in Verwunderung setzt, und ein neu erworbnes Gut, welches ihnen Freude macht. Für diese ist er ein alltägliches Beyspiel der Früchte des Fleißes und einer guten Erziehung; und zugleich ein altes Eigenthum, an dessen Brauchbarkeit, oder Annehmlichkeit sie längst gewöhnt sind.

Besonders ist der Unterschied des Eindrucks, den ein junger, fähiger Mann, von unbekanntem Herkommen und ohne Glücksgüter, in der Fremde, und den er in seinem Vaterlande macht, bey den Großen, bey den Personen von Rang und Einflusse, und also bey denjenigen merklich, welche zu seiner Beförderung am meisten beytragen können. Diese sind gewohnt, an dem Orte, wo sie leben, jeden Menschen nur so viel werth zu halten, als die Familie, wozu er gehört, in der Gesellschaft gilt. Auch einen geschickten Candidaten glauben sie daher mit einer

Subalternenstelle hinlänglich belohnt, wenn diese dem Range, in welchem er bisher gelebt hat, und dem Ansehn, dessen seine sämtliche Verwandten genießen, angemessen ist. Einen ihnen völlig Unbekannten, von gleichen Ansprüchen und Geschicklichkeiten, sind sie weit eher geneigt, zu den höhern Aemtern ihres Departements zuzulassen. Die Unwissenheit, in der sie, in Absicht des Herkommens und der Familien-Verbindungen eines neuen Ankömmlings, sind, stört sie in ihrer Achtung gegen ihn weit weniger, als die genaue Kenntniß, die sie, von der ursprünglichen Niedrigkeit, oder der Mittelmäßigkeit ihres Mitbürgers, haben. Es giebt Hauptstädte in Deutschland, wo die Großen die fremden Gelehrten und Künstler gerne in ihre Gesellschaft ziehn und mit Höflichkeiten überhäufen, indeß sie verdienstvollere Männer derselben Classen, die neben ihnen wohnen, vernachläßigen. Sie sehen nähmlich bey den ersten lediglich auf das Talent, welches sie ehren, oder auf die Gaben des Umgangs, woran sie sich vergnügen wollen: in den letztern auf alle die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse, durch welche sie von ihnen entfernt werden. Die Fremden sind für sie nichts, als Gelehrte und Künstler; die

Einheimischen sind zugleich Bürger einer gewissen Classe, Verwandte einer gewissen Familie, Zöglinge einer gewissen Schule, Anhänger einer gewissen Partey. Sie fürchten, durch den Umgang mit diesen, zugleich in Verbindung mit Leuten zu gerathen, die sie entweder weit unter sich glauben, oder denen sie nicht wohlwollen. Der Umgang mit jenen Fremden schränkt ihre Verbindung bloß auf die Personen der Fremden ein: und scheint also ohne Folgen, im bürgerlichen Leben, zu seyn, indem er zugleich Annehmlichkeiten im gesellschaftlichen für sie hat.

Dazu kommt, daß ein Mensch, von Kopf und thätigem Geiste, sich selbst unter Fremden mehr anstrengt, um sich in seinem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen: daß er sich aber unter seinen alten Bekannten abspannt, und daher im Vaterlande, wo er weder sich um die Gunst der Menschen zu bewerben, noch ihr Urtheil von sich festzustellen Ursache zu haben glaubt, oft wirklich mittelmäßiger, als im Auslande, erscheint. Wenn ein junger Mensch, von der Universität, oder von seinen Reisen, in den Schooß seiner Familie nnd in alle seine alten Verhältnisse zurückkehrt: so kehrt er auch gemeiniglich zu seinen alten Gewohnheiten, und in den

ganzen Gang des Lebens zurück, der unter seiner Classe und in seiner Familie herrscht. Dadurch nimmt er wieder manche Vorurtheile und Fehler an, die er in der Fremde schon abgelegt hatte, und die Züge einer feinern Geistesbildung, die ihm in einem ausgebreitetern Umgange mit der Welt waren eigen geworden, verwischen sich wieder, in dem engern Gesellschaftskreise, in den er, in seiner Heimath, von neuem eingeschlossen wird. Zu gleicher Zeit wird auch das Urtheil, welches die ihn umgebenden Menschen von ihm fällen, von neuem wieder durch die Gewohnheit und das Herkommen bestimmt, und richtet sich mehr, nach seinen bürgerlichen Verhältnissen, als nach seinen persönlichen Eigenschaften. Und so geschieht es, daß er oft, in Rücksicht beyder, in Absicht seines Verdienstes sowohl, als in Absicht seines Glücks, im Vaterlande auf einer niedrigern Stufe zurückbleibt, als er unter Fremden erreicht hätte.

Die praktische Anwendung, die von diesen Betrachtungen zu machen ist, kann nun unmöglich in der Regel bestehn, daß alle fähige Menschen aus ihren Geburtsörtern auswandern und

in der Fremde ihr Glück suchen sollen. Wenn ich die Vortheile auseinandersetze, welche dem Menschen, so wie jeder andern Art der Naturproducte, die Verpflanzung in einen andern, als seinen ursprünglichen Boden bringt: so kann es nicht meine Meinung seyn, daß der Ehrgeitz, — die Begierde seine Talente geltend zu machen, oder einer gewissen, seiner Geburt und Familie anklebenden Niedrigkeit loszuwerden, — den Menschen, in der Wahl seines Wohnorts und der Laufbahn, in der er sein Glück sucht, allein bestimmen soll. Ich sage nicht, daß es gut wäre, wenn vorzügliche Gaben und die Früchte eines anhaltenden und glücklichen Fleißes, den Gegenden, wo sie entstanden sind, und wo sie die erste Hülfe zu ihrer Entwicklung bekommen haben, immer entzogen würden; oder daß es einem hoffnungsvollen Jünglinge immer erlaubt sey, die Wünsche seiner Familie, die ihn zu ihrem Beystande, oder seines Vaterlandes, das ihn zu seinem Dienste zurückruft, — wegen ungewisser Aussichten auf ein in der Ferne zu machendes größeres Glück, — von sich zu weisen. Die Folge jener Theorie ist nur diese: daß solche örtlichen Meinungen und Gewohnheiten, welche machen, daß die Einwohner einer

Provinz, oder Stadt, sich vor jeder Veränderung ihres Wohnortes, auch innerhalb der Gränzen ihres Staats, scheuen, daß sie ungern dem Rufe der Regierung und der Vorsehung in entfernte Provinzen folgen, daß die Eltern und Familien die Entfernung ihrer Kinder und Zöglinge, auch wenn sie augenscheinlich zu deren Glücke gereicht, fürchten und zu verhindern suchen, und daß die Jünglinge von selbst zu den Ihrigen, so schnell als möglich, zurückeilen, auch wenn sie noch eine Ausbildung unter Fremden nöthig hätten, und unter diesen eine größre Unterstützung finden würden; — daß, sage ich, eine solche, mehr instinctartige als vernünftige und sittliche, Anhänglichkeit der Menschen an ihren Geburtsort, oft den Individuen eben so nachtheilig, als dem gemeinen Besten hinderlich sey.

Ich schließe diesen Aufsatz, mit einem noch allgemeinern Resultat, von der darin angestellten Untersuchung. — Nachdem sich, durch Ursachen, die in der Natur der Dinge liegen, und durch Zufälle, die fast in allen Orten der Erde und zu allen Zeiten sich eingefunden haben, die bürgerlichen Gesellschaften, die anfangs in einem engen Raume eingeschlossen waren, und eine

übersehbare Anzahl von Menschen umfaßten, außerordentlich erweitert worden sind; — da jetzt fast alle Staaten des gesitteten Europa, in welche wir die Einwohner desselben vertheilt und vereinigt sehn, große Staaten sind, die mehrere, ehedem getrennte und von einander unabhängige, Länder unter sich begreifen: so fragt sich, welches ist die moralische Gesinnung der Bürger, die zu dieser ihrer politischen Lage am besten paßt; und mit welcher sie am meisten geschickt werden, die wohlthätigen Endzwecke, welche jene Erweiterung des politischen Vereins, für den ganzen Körper des Staats und für sie selbst, haben kann, erreichen zu helfen. Unmöglich kann es dieser Lage angemessen, und zu diesen Endzwecken beförderlich seyn, wenn in jedem der kleinen Ländchen, die ehedem von eignen Völkerschaften bewohnt, und von unabhängigen Mächten regiert wurden, dieselbe ausschließende Liebe der Einwohner für Ort, Verfassung und Menschen innerhalb dieser engen Grenzen, fortdauert, welche zu der Zeit vorhanden war, als sie, von allen ihren Nachbarn getrennt, und unter sich zu Schutz und Trutz vereinigt, in jenen, lauter Nebenbuhler und Feinde, in ihren Landsleuten, ihre einzigen Freunde und

Vertheidiger fanden. Schon der Umstand, daß diese, auf einen so engen Raum eingeschränkte, Vaterlandsliebe eine Folge von einer Ordnung der Dinge war, die jetzt aufgehoben ist; daß sie zu jener Zerstückelung der Staaten, und Absonderung kleiner Völkerschaften paßte, und während derselben etwas Gutes bewirkte: selbst dieser Umstand läßt vermuthen, daß sie, bey der gegenwärtigen veränderten Lage der Nationen und Staaten, unschicklich und schädlich ist; und daß sie dem Guten, welches aus dieser Lage entstehen kann, Hindernisse in den Weg legt. Und so findet es sich auch in der That, wie sich aus den Betrachtungen ergiebt, welche ich bisher angestellt habe.

Wenn man die Ungerechtigkeiten bedenkt, durch welche diese Erweiterungen der Staaten so oft geschehen sind; wenn man sich des Blutvergießens, der Verwüstungen und aller der Uebel langwieriger Kriege erinnert, welche gemeiniglich vorhergingen, ehe unabhängige Staaten sich einer gemeinschaftlichen Regierung unterwarfen, oder eifersüchtige Nationen zu einem gemeinen Wesen zusammentraten; wenn man alles das Mißvergnügen bedenkt, welches solche Veränderungen bey den Einwohnern der Länder

anfangs unausbleiblich erregen, und die Aufopferungen, welche sie ihnen kosten: so kann man nicht eifrig genug wünschen, daß der einzige Ersatz, durch den so große Uebel vergütet werden können, durch nichts gehindert werden möge. Und worin besteht dieser Ersatz? Ohne Zweifel darin, daß, bey der Vergrößerung der Staaten, mit der Zeit, zwischen einer größern Anzahl von Menschen und auf einem größern Raume des Erdbodens, bürgerliche Einigkeit gestiftet, und eine National-Aehnlichkeit hervorgebracht wird; darin, daß es nun größre Menschenhaufen als ehedem giebt, deren Glieder sich unter einander als Freunde, — und wenigere, die sich gegenseitig als Feinde ansehen; und daß nun Einsichten, Sitten, Wissenschaften, Künste, so wie Waaren und Reichthümer, schneller und ungehinderter in einem weitern Kreise umlaufen. Aber wenn dieser, aus der Größe der Staaten unstreitig zu erwartende, Vortheil den Einwohnern derselben zu Theil werden soll: so muß die politische Verbindung einer gemeinschaftlichen Gesetzgebung und Regierung, durch das sittliche Band der Liebe und Zuneigung, unterstützt werden. Nicht bloß die Gränzsteine müssen niedergerissen seyn, welche ehedem die verschiednen Ge-

richtsbarkeit der Länder anzeigten, sondern auch die Abtheilungen und Einschränkungen müssen aufgehoben werden, welche die Menschen ehedem, jenen Abgränzungen zufolge, in ihrer Menschenliebe gemacht hatten. So wie der Mensch Bürger eines größern Staats wird: so müssen auch, wenn er in dieser neuen Lage schicklich handeln, und so glücklich, als sie es erlaubt, seyn will, seine Begriffe sich vervielfältigen; seine Kenntnisse müssen sich auf einen weitern Umfang der Natur und des Menschengeschlechts erstrecken; und sein Herz muß sich zu Empfindungen eines allgemeinen Wohlwollens erweitern. Kann er wohl, als wahres Glied eines politischen Körpers, angesehen werden, so lange er von dessen übrigen Gliedern weder die Beschaffenheiten weiß, noch ihren glücklichen oder unglücklichen Zustand mitfühlt; — so lange weder beobachtende Aufmerksamkeit, noch theilnehmende Sympathie ihn mit denselben zusammenknüpft? Dahin kann es freylich niemahls kommen, und dahin können auch die Wünsche des, am meisten weltbürgerlich gesinnten, Philosophen nicht gehn: daß die Menschen für das Land, wo sie ihre ersten und froheşten Tage zubrachten, und für die Gesellschaft, in welcher sie ihre ältesten und vertrautesten Freunde haben, nicht eine besondre

Zuneigung behalten sollten; die sie auf kein anderes Land übertragen, so wohl es ihnen darin gehn mag, und so sehr sie Ursache finden, dessen Einwohner zu schätzen. Sie müßten, wenn sie ganz kalt gegen diese Erinnerung wären, auch die Dankbarkeit vergessen, die sie ihren Eltern, den Ernährern und Pflegern ihrer Kindheit, den Wohlthätern und Lehrern ihrer Jugend, schuldig sind. Wie könnte ein Herz für Menschenliebe überhaupt empfindlich werden, das in den ersten Jahren, wo es neuen Eindrücken am meisten offen steht, und in der Entwickelung seiner Anlagen am schnellsten fortschreitet, ungeübt, in den Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit, geblieben wäre? Wenn aber der Mensch, von Personen und Dingen, gleich bey seiner Geburt und in seiner frühesten Kindheit, angezogen, und für dieselbe mit Zuneigung und Sympathie erwärmt worden ist: so kann es auch nicht fehlen, daß nicht diese Gegenstände das Recht der ersten Liebe sich zueignen, und einen Vorzug, vor dem, was ihm in spätern Zeiten Liebenswürdiges vorkommt, oder Gutes wiederfährt, behalten sollten. Zu einem Herzen, dessen erste Plätze von Eltern, Verwandten und Landsleuten schon ganz eingenommen sind, können Fremde und Ausländer allerdings schwerer Zutritt finden. Daher

gerade eine natürliche Anlage zur Zärtlichkeit oft einen Menschen von neuen Bekanntschaften entfernt, und ihm fremde Oerter verleidet, weil er sich im Umgange mit den alten völlig befriedigt findet. — Auch ist in der Regel allerdings der Zusammenhang, den in einem großen Staate ein Bürger der mittlern und untern Stände, mit dem Staate im Ganzen, hat, nur mittelbar, und wird erst durch die Verhältnisse gestiftet, in welchen er mit seiner Stadt oder seiner Provinz steht. Er nimmt, als Eigenthümer oder Gewerbsmann, nur insofern Antheil an dem allgemeinen Wohl, als auch die Gegend, wo er seine Güter hat, oder seinen Arbeitsfleiß anwendet, im Flor ist. Er dient, wenn er seine Privatgeschäfte treibt, oder örtliche Aemter verwaltet, dem gemeinen Wesen nur insofern, als er dem kleinen Theile desselben nützlich ist, in dessen Mitte er sich aufhält und in dessen Gränzen sein Wirkungskreis eingeschränkt ist. Indeß bleibt es doch nicht weniger ausgemacht, daß, wenn ein großer Staat das äußerste Ziel seiner Stärke und seines Reichthums, und dessen Bürger den höchsten Grad von Glückseligkeit erreichen sollen, wozu die vermehrte Anzahl der dazu Mitwirkenden zu führen im Stande ist, die Gesinnungen und

die Grundsätze der Bürger der Größe ihres Wirkungskreises angemessen seyn müssen. Dieß geschieht aber nur alsdann, wenn in ihren Gemüthern diejenige allgemeine Verbindung, welche zwischen allen Einwohnern des Staats, — durch die Einheit der Regierung, durch das Gemeinschaftliche einer gewissen Staatsverfassung, durch die gleiche Anhänglichkeit an die Familie, oder die Person des Regenten, durch die Theilnehmung an den Gefahren und der Noth derselben Kriege und an den Vortheilen derselben Friedensschlüsse und Tractaten, hauptsächlich aber durch die Abhängigkeit von einer und derselben Gesetzgebung — gestiftet wird, wenn, sage ich, diese große und den ganzen Staat umfassende Verbindung über jene kleinere und eingeschränktere, die, — vom Orte, von Familienverbindungen, von den ersten Eindrücken der Jugend, von dem sinnlichen Anblicke der Natur, von der langen Bekanntschaft mit den Gegenständen, von der Gewohnheit und zum Theile selbst von dem eigenthümlichen Nahmen der Provinz, deren Landsmann man sich nennt, — abhängt, die Oberhand bekommt.

Die Absonderung der Staaten, und die Schranken der menschlichen Fassungskraft, die

auch zugleich die Gegenstände, auf welche sich seine Neigungen erstrecken können, begränzen, machen es unvermeidlich und selbst nützlich: daß jeder Mensch, an einem gewissen Theile seines Geschlechts, mit größrer Ergebenheit hängt, als an den übrigen; daß er, an dem Flor und dem Anbau eines gewissen Platzes auf dem Erdboden, einen lebhaftern Antheil nimmt, als an allen andern Gegenden desselben; daß er jene Gesellschaft und diesen Raum vielleicht noch etwas über die Gebühr schätzt, und den übrigen, aus Unwissenheit, nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt; und daß er nicht bloß das Beste dieser Menschen und dieser Länder an sich wünscht, sondern daß er auch verlangt, und zuweilen schon voraussetzt, daß sie einen Vorzug, vor allen andern Menschen und Ländern, haben sollen. Aber diese Parteylichkeit, auf welcher die Vaterlandsliebe guten Theils beruht, muß, in den Einschränkungen, die sie dem allein ganz untadelhaften Princip der Handlungen, — der allgemeinen Menschenliebe, — giebt, wenigstens dem Laufe der Dinge und den Revolutionen der Staaten nachfolgen, und sich, mit der Größe dieser letztern, erweitern. Sie muß aufhören, sich nach bloßen Nahmen und willkührlich gewordnen

Ab-

Abgränzungen zu richten, die weder Menschen von verschiednem Nationalcharakter, noch Regierungen von entgegengesetztem Interesse mehr absondern, und, mit ihrer Verengerung der menschlichen Herzen, wenigstens bey den Gränzen stehn bleiben, wo ein wirklicher und merklicher Unterschied, in der Natur und den Einwohnern der Länder und dem Geiste ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen, anfängt. Nachdem sich, aus den unzähligen kleinen Dynastieen, in welche Europa noch im Mittelalter zerstückelt war, Monarchieen, wie die Preußische oder Oesterreichische, gebildet haben: so müssen die Unterthanen derselben aufhören, auf den Nahmen eines Schlesiers oder Pommern, eines Böhmen oder Ungarn, einen Werth zu legen; und sie müssen nur noch den Stolz eines Bürgers der Preußischen oder Oesterreichischen Monarchie kennen. Mag doch noch, wenn es nicht anders seyn kann, der Oesterreiche gegen den Preußen, der Deutsche gegen den Franzosen, dieser gegen den Engländer und Spanier, mit einer gewissen Eifersucht erfüllt seyn, die für jeden wenigstens zuweilen ein Sporn seyn kann, ihn zu einem muthigern Vertheidiger seines Vaterlandes, und zu einem sorgfältigern Geschäftsträger desselben zu machen. Aber die

Eifersucht des Schlesiers gegen den Brandenburger, des Mähren gegen den Böhmen, des Engländers gegen den Schotten, ist nun durchaus unschicklich und schädlich geworden.

Nächst dem, daß die Provinzen der Reiche ihre Vorurtheile und ihre Eifersucht gegen einander ablegen, müssen sie auch zu einer genauern Bekanntschaft mit einander gebracht werden. Eine Folge dieser Bekanntschaft wird es gewiß immer seyn, daß es dem Einwohner keiner Provinz mehr so schwer, als bisher, werden wird, sie zu verlassen, wenn seine Bürgerpflicht, oder der Auftrag seines Fürsten ihn aus seinem Geburtsorte, auf einen andern Posten im Staate, ruft; oder wenn die Hoffnung, sein Glück zu machen, sich für ihn an einem fremden Orte eröffnet. Eltern und Verwandte, wenn sie, besser unterrichtet, aufhören die Sitten der Hauptstadt, oder entfernter Städte und Provinzen des Staats, für so viel verderbter, die Lebensart derselben für so viel armseliger, als die ihres Orts und ihrer Provinz zu halten, werden ihre Söhne und Freunde auch nicht mehr so ungern, als bisher, von sich lassen. Die Vernünftigen unter ihnen werden nicht mehr, wie es noch jetzo zuweilen geschieht, einen jungen Mann, dem sie wohlwollen, lieber in einem geringern, seinen Ta-

lenten nicht angemessenen, Amte vergessen sehen, ehe sie ihn, zu Verfolgung einer längern und ehrenvollern Laufbahn, an Fremde abtreten sollten.

Diese eigentlich patriotische Gesinnung, die Bereitwilligkeit, dem Staate allenthalben gerne zu dienen, wo er unser bedarf, und wo wir unser Auskommen und einen Wirkungskreis für unsre Thätigkeit finden, ist in demjenigen Staate am ehesten zu erwarten, dessen verschiedne Theile, im Anbau und Reichthum, in der Aufklärung und der Versittlichung der Einwohner, wirklich zu einem solchen Grade von Gleichheit gekommen sind, — und die auch in Absicht der zufälligen Eigenheiten des Nationalcharakters, der Sprache und der Religionsmeinungen, so viele Aehnlichkeit mit einander haben: daß der, welcher, aus einem dieser Theile in den andern, wandert, den Unterschied der Natur, oder der Menschen nicht auf eine solche Art gewahr werden kann, die seine Glückseligkeit stört. In diesem glücklichen Falle befindet sich vielleicht, mit wenigen andern, der Preußische Staat, dessen gebohrner Bürger ich bin und in welchem ich jetzt lebe, vorzüglich. Für ihn paßt also auch die Moral, welche ich predige, in einem höhern Grade. — Da, wo die Ungleichheiten der Menschen noch zu groß sind, da sind alle Versuche, die Verfassungen und die Gesetze der Provinzen

mit einander übereinstimmender zu machen, zu vor-eilig: und die Liebe ihrer Einwohner gegen einander kann nicht allgemein, noch weniger gleich seyn. Es sind indeß, in Europa wenigstens, diejenigen Wege geöffnet, auf welchen die Menschen der einen Gegend den Einwohnern der übrigen ihre Einsichten mittheilen können. Mit veränderten Begriffen aber hängt die Veränderung der Denkungsart und der Sitten, mit diesen die Richtung des Fleißes, und mit dieser Ackerbau, Künste und Handel, so wie auf der andern die Annehmlichkeit des gesellschaftlichen Lebens zusammen. Wir sehen daher, daß sich sogar große Nationen täglich einander mehr nähern, und, so wie sie einander wechselsweise bekannter werden, die ehedem ihnen eigne Erbfeindschaft, oder Verachtung gegen einander ablegen, sich gegenseitig hochschätzen und lieben lernen. Diese Ursachen, welche, auf immer wachsende Verähnlichung der Menschen in ganz Europa, wirken, und die ihren ersten Ursprung im Handel und in den Wissenschaften haben, müssen, innerhalb der Gränzen eines und desselben Staats, nothwendig sich ihrem Ziele weit schneller, als in getrennten Ländern, nähern. Vielleicht ist es die natürliche Stufenfolge, in dem Fortgange des Menschengeschlechts zu seiner Vollkommenheit, daß die Vorliebe der Menschen, für kleine Landstriche, die sie ihr Vaterland nennen, in den Patriotismus gegen große Staaten, und dieser Patriotismus, in die weltbürgerliche Gesinnung und allgemeine Menschenliebe, übergeht.

Einige
Beobachtungen
über die
Kunst zu denken.

Ein undurchdringliches Dunkel hängt, wie über dem Ursprunge jedes Dinges, und über jeder Wirksamkeit der Natur, durch welche sie etwas hervorbringt, so auch über der Entstehung des Gedankens, und über der so merkwürdigen Verrichtung des Geistes, in welcher der erste Grund von allem liegt, was die Menschen Großes und Gutes hervorgebracht haben, — der Meditation.

Von der einen Seite ist augenscheinlich unser freyer Wille, unser Vorsatz dabey wirksam. Wir wählen die Materie, über welche wir nachdenken wollen; wir setzen uns ein Ziel, wohin unsre Untersuchung gerichtet seyn soll; wir sind völlig überredet, und bezeugen dieß durch die Art, wie wir uns ausdrücken, daß wir die Ideen-Reihe, aus welcher unsre Meditation besteht, vorher bestimmt, und die einzelnen Gedanken freywillig herbeygerufen haben.

Auf der andern Seite ist die planmäßigste Untersuchung des Philosophen den Eingebungen des begeisterten Dichters, in vielen Puncten, ähnlich: und die Natur, oder der Zufall, — das Genie, oder eine höhere Macht scheinen dazu ihre, von der Willkühr des Menschen nicht abhängige, Beyträge zu

thun. Nicht nur das weiß oft der Philosoph nicht, woher ihm die erste Idee gekommen ist, diesen Gegenstand gerade jetzt seiner Betrachtung vorzuhalten: sondern auch die Ursachen bleiben ihm verborgen, warum, bey der Aufmerksamkeit auf denselben, ihm gerade diese und keine andre Vorstellungen, in dieser Ordnung, mit diesem Ausdrucke, eingekommen sind. Sich selbst und seinen Vorsatz kann er für diese Ursache nicht ansehen. Denn wie hätte er Gedanken, die ihm noch unbekannt waren, aufsuchen und zum Ziele seiner Bestrebungen machen können? — Aber eben so wenig weiß er eine andre Ursache der erfolgten Wirkung anzugeben. Zu zwey verschiedenen Zeiten, vielleicht desselben Tages, denkt er über eine und dieselbe Materie. Seine Aufmerksamkeit ist in gleichem Grade angespannt; sein Vorsatz ist gleich ernstlich. Aber, zu der einen Zeit, bleibt seine Bemühung fruchtlos. Es entsteht gar keine Gedankenreihe, über den dem Geiste vorgehaltnen Gegenstand: oder es zeigen sich ihm bloß zerstückte, unordentlich durch einander geworfne Vorstellungen, — und diese in einer Dunkelheit, die es schwer macht, sie in Worte zu kleiden. Zu der andern Zeit, strömen Gedanken und Ausdrücke ihm zu: und die Ideen, so wie sie entstehn, ordnen sich auch, wie von selbst, und verketten sich

eben so leicht unter einander, als sie sich deutlich ausdrücken lassen. Selbst, in zwey Augenblicken gleicher Begeisterung, sind die Eingebungen, welche der Mensch dadurch empfängt, nicht eben dieselben. Oft zeigt sich ihm, in den beyden Zeitpuncten, das Wesen der Sache selbst unter verschiedener Gestalt: und Wahrheit und Irrthum scheint ihm, das eine Mahl, nicht auf derselben Seite zu seyn, als das andre Mahl. Oder, wenn auch die Grundbegriffe und Grundsätze unverändert bleiben: so sind doch diejenigen Theile und Verhältnisse der Sache, welche jedesmahl vor das Auge seines Verstandes treten, verschieden. Es scheint, als wenn unser Vorsatz unsrer Meditation nur die erste, und eine sehr unbestimmte Richtung gebe; eine fremde und unwiderstehliche Gewalt aber die einzelnen Handlungen unsrer denkenden Kraft leite, und über ihren Erfolg entscheide. Eben derjenige Theil einer Betrachtung, den wir zu der einen Zeit leer und unfruchtbar an Ideen fanden, giebt uns zur andern die reichste Ausbeute lehrreicher und anmuthiger Gedanken, und führt uns tief in die Kenntniß des Gegenstandes ein. Oft glauben wir, bey einer flüchtigen Uebersicht der Materie, eine Menge neuer Aufschlüsse zu entdecken, und ahnden schon ihre Anordnung: und bey einer genauern Untersuchung

derselben, — wenn wir anfangen das Gesundne deutlich mit Worten zu bezeichnen, — verschließen sich alle diese schönen Aussichten, und die vermutheten Schätze unser Geistes zeigen sich weit geringhaltiger, als sie uns bey der ersten Beurtheilung vorgekommen waren.

Diese Vereinigung der Selbstthätigkeit mit leidentlichen Veränderungen, der Wahl mit der Nothwendigkeit, freyer Handlungen mit fremden Einflüssen, macht, beym Denken, wie im ganzen System der menschlichen Natur, die unauflöslichste Schwierigkeit aus. Keine Untersuchung wird je dieselbe wegschaffen. Aber die Selbstbeobachtung kann doch einige nützliche Regeln, für den denkenden Kopf, erfinden, der diese seine Fähigkeit mehr in seine Gewalt bekommen, und sie auf die von ihm gewählten Gegenstände mit besserm Erfolge anwenden will.

Diejenigen Beobachtungen, welche ich in diesem Aufsatze vorzutragen gedenke, lassen sich unter zwey Abtheilungen bringen. Die in der ersten betreffen das Denken überhaupt, — einige Hülfsmittel und Hindernisse desselben. Die in der zweyten betreffen die Verschiedenheit der Methoden, durch welche sich die Denker von einander unterscheiden, oder zwischen welchen sie zu wählen haben.

Erste Abtheilung.

1.

Ich werde zuerst bey mir gewahr, daß das Nachdenken, selbst über die abgezogensten Materien, nie besser von Statten geht, als wenn ich mir den Hauptgegenstand, worauf sie sich bezieht, zuvor in der Einbildungskraft lebhaft sowohl, als ausführlich, darzustellen suche: und je besser mir dieß leztre gelingt, desto gründlicher wird die Untersuchung, und zu desto mehr Aufschlüssen verhilft sie mir. Diese Vorbereitung zur Meditation ist noch nützlicher, wenn man, an die Stelle bloßer Dichtungen der Phantasie, die Erinnerung an Thatsachen und wirkliche Erfahrungen setzet. Ich will z. B. über die Geduld nachdenken. Die Zergliederung der Worterklärungen führt leicht auf bloße Wiederhohlung der von andern erlernten Theorie, oder auf willkührliche Verknüpfungen allgemeiner Begriffe, die nichts anders, als Hypothesen sind, wozu man erst hinten drein die Bestätigung in den Erscheinungen aufsucht. Ich fange also damit an, mir das Schauspiel eines, in großen Schmerzen, in der Entkräftung des Alters, oder bey verdrießlichen und langweiligen Arbeiten,

geduldig ausdauernden Mannes, in meiner Einbildungskraft aufzuführen, und die verschiednen Auftritte, welche dieses Schauspiel enthält, recht sorgfältig auszumahlen. Oder, wenn mir, in meinem Leben, ein Beyspiel vorzüglicher Geduld vorgekommen ist: so suche ich mir die Züge des Mannes, — sein Aeußeres, und sein Betragen überhaupt, dann seine unglückliche Lage, und die Leiden, welche er ertrug, endlich die Reden und Handlungen, durch die er seine Standhaftigkeit bewies, — in mein Gedächtniß zurückzurufen. In diesem Bilde erblicke ich vielleicht nicht gerade die Züge, auf welche ich in der folgenden Meditation gerathe: aber durch das Anschauen desselben wird die denkende Kraft gereitzt und geleitet. Sie wird gleichsam aus dem Schlummer erweckt, in welchen sie, bald aus Schwäche des Temperaments, bald aus Mangel anziehender Gegenstände, bey mir zu gerathen pflegt; und sie wird, zu gleicher Zeit, von der Zerstreuung abgehalten, vor welcher sie die bloße Herrschaft des Willens und der festeste Vorsatz nicht hinlänglich verwahren kann.

Der Dichter muß dem Philosophen vorarbeiten, und kein Mensch kann mit seinem Verstande große Dinge ausrichten, der nicht auch

Einbildungskraft genug hat, um dem Verstande die Materialien, die er verarbeiten soll, in einem gewissen Grade sinnlicher Klarheit darzubiethen.

2.

Eine der größten Schwierigkeiten, die ich bey meinen Meditationen gewahr werde, hängt mit dem zuvor bemerkten Einflusse fremder Ursachen, auf das Gelingen unserer freyen Geistesthätigkeit, zusammen: — denn auch diese Schwierigkeit kann nur der Zufall, oder eine günstige Stimmung meiner körperlichen Werkzeuge hinwegräumen. Es kostet mir nähmlich oft so viel, den Gang der mir von selbst zuströmenden Ideen, mit dem vorsätzlich entworfnen Plane, den ich bey dem Anfange der Untersuchung eingeschlagen hatte, zu vereinigen. Dieser Anstoß ist es, wo ich am öftesten strauchle: und durch ihn werde ich zuweilen völlig unvermögend, meine Arbeit fortzusetzen. Die Reihe der Ideen kettete sich, in dem Laufe der Meditation, dem Anscheine nach, auf das natürlichste und genaueste zusammen. Und ehe ich es gewahr werde, finde ich mich doch dadurch von dem Wege abgebracht, auf dem ich zum Ziele gehn wollte. — Jeder Fortschritt der Untersuchung eröffnete mir

neue Aussichten. Irgend eine derselben zu übergehen, schien mir bedenklich, weil ich sonst Trockenheit und Armuth der Ideen, für die Behandlung meiner Materie, befürchtete. Aber sie zu verfolgen, fand ich als einen eben so gefährlichen Abweg, weil ich dadurch meinen Hauptentwurf aus den Augen verlor. — Ohne Zweifel ist diese glückliche Uebereinstimmung der, durch die Einbildungskraft und das Gedächtniß herbeygeführten, Gedanken, mit dem Plane, welchen der Verstand gleich anfangs vorgezeichnet hat, eine der Naturgaben, welche das wahre Genie auszeichnen. Daß sie aus einer größern Vollkommenheit, sowohl der körperlichen Werkzeuge, als der geistigen Anlagen, entspringe, erhellet daraus, daß, wer überhaupt zum Selbstdenken aufgelegt ist, diese besondre Fähigkeit, einen gemachten Plan, vermittelst einer Reihe gleichsam von selbst entspringender, ihm eigner Gedanken, mit Leichtigkeit zu verfolgen, und selbst seine Einfälle an die Kette seiner Vernunftschlüsse zu knüpfen, gerade in denjenigen Augenblicken bey sich findet, wo er sich der größten Heiterkeit seines Kopfs, der vollkommensten Gesundheit und des freyesten Spiels aller seiner Seelen- und Leibes-Kräfte, bewußt ist.

Bey der geringsten Abnahme dieser Munterkeit, und mit dem ersten eintretenden Gefühle der Ermüdung, verliert sich auch dieses Züsammenstimmen der, als Eingebung sich plötzlich dem Gemüth darstellenden, Ideen, mit dem vorsätzlich gewählten Gange der Untersuchung. Und zu einer Zeit, wo der Zufluß der Gedanken selbst noch nicht unterbrochen ist, hören sie doch schon auf sich so leicht, wie zuvor, in den Zusammenhang, den wir ihnen geben wollen, zu fügen.

Vielleicht ist es die Stärke und Kraft des Wollens, welche dem Menschen, so wie über andre Menschen, so über sich selbst und über seine Gedanken, mehr Gewalt giebt. Dieses starke Wollen mag bey Leuten, von großen Geisteskräften und einer vollkommnen Gesundheit, mehr, als bey mittelmäßigen und kränkelnden Menschen, Statt finden. Und dadurch mögen die erstern in den Stand gesetzt werden, auch denjenigen Verrichtungen des Geistes und denjenigen Bewegungen der Denk-Organe, die an sich vom Willen nicht abhängen, doch insgeheim die Richtung zu geben, und ihrem ganzen Gedankensystem den Ton, welcher mit der vorgesetzten Absicht harmonirt, mitzutheilen. Dieß wird dadurch wahrscheinlicher, weil wir, durch jede Lei-

denschaft, welche die Lebhaftigkeit unsers Strebens nach einer gewissen Absicht stärkt, — weil wir durch jeden, an den Gegenstand unsrer Untersuchung geknüpften, größern Vortheil, — durch Zorn, oder durch den Eifer, unsern Zuhörern lehrreich und angenehm zu werden, — das Vermögen, bey dem schnellsten Ideengange doch von dem geraden Wege zum Ziele nicht abzuweichen, vermehrt finden. Alles, was uns, körperlich und geistig, in eine höhere Thätigkeit setzt, giebt unsern Gedanken auch mehr Zusammenhang, und bindet sie fester. Sie sind lose und schweifen umher, wenn wir selbst abgespannt und träge sind. Der ungebildetste Mensch, der, wenn er ruhig über eine Sache spricht, alle Augenblicke den Faden seiner Gedanken verliert und die Streitfrage verändert, wird, wenn er aufgebracht ist, bey dem schnellsten Strome seiner Rede, doch seine Gedanken unter sich und mit der Ursache seiner Leidenschaft, im Zusammenhange erhalten.

3.

Ein anderes Hinderniß, im Fortgange meines Nachdenkens, werde ich oft gewahr: und ich erkenne aus der Schwierigkeit, welche mir die Wegschaffung desselben verursacht, die Ueberlegenheit derer, welche es mit Leichtigkeit überwinden.

Dieß

Dieß besteht in dem Unvermögen, gerade das, was ich denke, nicht mehr und nicht weniger, zu sagen; — mit einem Worte, für meine Ideen die rechten Ausdrücke zu finden.

Es ist gewiß, daß, indem wir unsre Ideen deutlich mit Worten auszudrücken suchen, ihr Gehalt oft ungemein verändert wird. Wir wissen oft nicht genau, in der Sprache, alle die Schattirungen der Farben zu finden, die wir, zur Darstellung der unserm Geiste noch in Bildern vorschwebenden Gegenstände, nöthig hätten. Wir begnügen uns also damit, etwas unserm wahren Sinne nahe kommendes zu sagen. Dadurch werden aber oft gerade diejenigen Theile unsrer Ideen verändert, auf welchen ihr Zusammenhang mit einander beruhte. Die, völlig bestimmt gedachten, Sätze wollen sich nicht mehr so leicht, zu einer ununterbrochnen Reihe, vereinigen, als sich die, noch in einem zweifelhaften Lichte gesehnen, an einander zu reihen schienen.

Ich rede vielleicht hier nur von den mittelmäßigen Köpfen, zu denen auch ich gehöre. Ich empfinde es, daß diese völlige Herrschaft über unsre eigne Ideen, welche macht, daß wir sie, gleich bey ihrer Entstehung, auffassen, sie, ohne

daß der kleinste Theil davon uns entwischt, festhalten, und, ohne von ihrer Form das mindeste zu entstellen, oder zu verbergen, in Worte kleidenkönnen, — ich empfinde es, sage ich, daß diese Stärke und Lebhaftigkeit der ersten Idee, welche die eigenthümlichen Worte und Ausdrücke, durch eine Art magnetischer Kraft, herbeyzieht, oder dieser volle Besitz von dem Reichthume unsrer Sprache, welcher uns diese Worte und Ausdrücke durch Auswahl finden läßt, ein Vorzug derselben höhern Geisteskräfte ist, welche auch die Ergründung der Gegenstände selbst befördern. Ich weiß aus eigner Erfahrung, daß in den Augenblicken, wo meine Einsichten die hellsten sind, die Schwierigkeiten, welche mir die Sprache in den Weg legt, um sie auszudrücken, am meisten verschwinden. Ich kenne aber andere Zeiten, und leider kommen sie am öftesten, wo, bey der ersten Auffindung der Ideen, viele nur als Empfindungen, als Ahndungen, als unvollendete Gestalten mir vorschweben. Diese sind es, welche, wenn ich ans Aufschreiben komme, mir oft meinen ganzen Plan zerrütten, weil die Bestimmungen, die ich durch die Wörter hinzufüge, oder die, welche ich auslasse, die Harmonie und damit die Wahrheit

vernichten, welche ich in meinen, noch nicht völlig deutlich gemachten, Gedanken erblickte.

So viel ich aber hiervon auch, auf die Rechnung meiner individuellen Schwäche, schreiben mag: so ist doch so viel im Allgemeinen gewiß, daß keine Sprache einer Nation alle Schattirungen, deren die Begriffe fähig sind, vollkommen bezeichnet; daß jede nur, für gewisse Ideen, die am öftesten von Menschen dieser Nation gedacht worden sind, bereit liegende Formen enthält; und daß es also dem Selbstdenker wiederfahren kann und oft wiederfahren muß, die Gegenstände unter einem Gesichtspuncte zu erblicken, den er, mit der vollkommensten Richtigkeit, in Redensarten seiner Sprache darzustellen, nicht vermag. Daß dem so sey, zeigen schon die Verschiedenheiten der Sprachen, wovon die eine etwas ganz klar und bestimmt sagen kann, was die andre, nur durch Umschreibungen und auf eine unvollkommnere Weise, ausdrückt. Alle, für Deutsche unübersetzliche, Ausdrücke des Lateinischen oder Französischen, sind bestimmte Formen für gewisse Gedanken, welche die Griechen und Römer deutlicher und bestimmter, als die Deutschen, dachten. So wie es nun wohl geschehen kann, daß ein deutscher Denker, in

seiner Meditation, auf eine solche Französische, Lateinische, oder Griechische Idee geräth: so können ihm vielleicht auch andre, noch in keiner Sprache völlig bestimmt ausgedrückte, und zugleich, wenn ich so sagen darf, völlig undeutsche Ideen einkommen. Es gehören überdieß, zu Bezeichnung von zusammenhängenden Gedanken, nicht bloß Wörter, sondern auch Redensarten, Wendungen und ein gewisser Periodenbau. Und da, in jeder Sprache, alle diese Sachen ihre eignen Gesetze haben: so kann oft, zwischen meiner Art zu denken und dem Zusammenhange, in welchem sich mir die Verhältnisse der Dinge zeigten, und zwischen den Gesetzen meiner Sprache und den, durch den Gebrauch, in ihr eingeführten Verknüpfungen der Redetheile, eine Mishelligkeit seyn, die nicht anders gehoben werden kann, als indem ich entweder der Sprache Gewalt anthue, oder meine Ideen verfälsche; entweder, — wie es Anfängern, die eine fremde Sprache reden, so oft geht, — unverständlich werde, oder nur die Hälfte von dem, was ich im Sinne hatte, und dieß ganz anders sage, als es meiner ursprünglichen Absicht gemäß war. Jeder aber, welcher fremde Sprachen unvollkommen spricht, weiß, wie leicht er, durch einen sol-

chen verstümmelten und verfälschten Ausdruck seiner Gedanken, sich selbst und seine Zuhörer von dem ursprünglichen Gegenstande abbringt, und dem Gespräche eine ganz andre Wendung giebt, als es nach seiner Absicht haben sollte.

Weit seltner aber liegt die Ursache, warum wir, von unsern ursprünglichen Gedanken, bey der deutlichen Bezeichnung derselben abweichen, darin, daß die dazu nöthigen Wörter und Redeformen in der Sprache wirklich mangeln, als darin, daß wir die Sprache nicht so in ihrem Umfange kennen, nicht nach ihrem ganzen Reichthume so gegenwärtig haben, daß wir, was in ihr verborgen liegt, aufzufinden wissen. Es liegt daran, daß der Actus des Denkens bey uns nicht kräftig genug, die hervorgebrachte Idee nicht lebendig und anschaulich genug gewesen ist, um das Gedächtniß und die Einbildungskraft, zur Erweckung aller verwandten Vorstellungen, und also auch, zur Erweckung der ihrer Bezeichnung gewidmeten Wörter und Redensarten, aufzufordern. Selbst alsdann, wenn diese eigenthümliche Bezeichnung unsrer Ideen endlich gefunden wird, aber erst, nachdem ein mühsames Nachforschen und Herumsuchen vorhergegangen ist, wird hierdurch die Meditation gestört, und der

Zusammenhang der Ideen weniger leicht und fließend.

Die Fähigkeit zu sprechen, oder die Kunst seine Sprache zu brauchen, kurz, eine gewisse natürliche Gabe der Beredsamkeit ist einem Philosophen eben so nothwendig, als die Gabe der Meditation selbst. Nicht bloß die Mittheilung seiner Gedanken an andre wird verhindert, wenn er sie zu unvollkommen, oder mit einer zu mühsamen Anstrengung, in Wörter faßt: sondern der glückliche Fortgang seiner eignen Meditation wird dadurch gehemmt, der Zusammenhang unter seinen Ideen wird gestört; und es bleibt ihm, selbst in den Sachen, da eine Dunkelheit, oder eine Lücke, wo er nicht deutlich, oder vollständig genug seine Gedanken zu sagen weiß.

Wir finden daher auch, daß die großen Selbstdenker, wenn sie gleich auf Sprache und Styl keine besondre Sorgfalt wenden, und selbst dieselbe zu vernachläßigen scheinen, doch zu gewissen Zeiten sich, zu dem angenehmsten, beredtesten und selbst dichterischen Ausdrucke, zu erheben wissen. Leibnitz und Kant, so von allem Sinnlichen abgezogen, so tief, so trocken ihre Speculationen zu seyn scheinen, sind doch zuweilen weit reicher an Bildern, weit anziehender durch

ihre Darstellung der Sachen, als ihre Nachahmer und Commentatoren. Und es ist auch kein Wunder, daß der eigentliche Erfinder der höchsten Speculationen, zur andern Zeit, ein angenehmer Redner seyn kann: weil, bey dem Selbstdenker, Einbildungskraft und Witz immer mit dem Verstande zugleich geschäftig seyn muß; daher jene beyde Fähigkeiten auch zuweilen für sich, in ihrer eignen Form, in rednerischen oder dichterischen Erzeugnissen, zum Vorscheine kommen. Diejenigen hingegen, welche jene hohe Philosophie nur von ihrem Meister gelernt haben, und nur seine Ideen anders zusammensetzen, können jeder andern Geistesfähigkeit, nur nicht einer angestrengten Aufmerksamkeit und einer großen Abstractionsgabe, entbehren. Daher auch ihr Vortrag, gesetzt auch, daß er sprachrichtiger, besser geordnet, und als Lehrvortrag vollkommner seyn sollte, doch viel trockner, einförmiger und ermüdender ist, als der des Erfinders.

Vielleicht giebt es aber auch mehrere Arten des Genies; solche, die eine eigne Sprache für sich haben müßten, wenn sie ihre Ideen ganz vollständig, nach allen ihren Eigenthümlichkeiten, deutlich bezeichnen sollten; andre, welche die ihrigen, nur durch Farben oder musikalische

Töne, ausdrücken können; noch andre endlich, bey welchen sie von selbst die Formen dieser, oder jener Sprache annehmen. Man sieht allerdings Leute, von erfinderischem Kopf und reich an Gedanken, die gar nicht reden, sondern nur machen, oder handeln können. Für diese sind das geschäftige Leben und die Künste, nicht die Lehrstühle der Wissenschaften, nicht die Spiele der Musen. Man findet hinwiederum auch wahre Philosophen und Dichter, die unter der Schwierigkeit, ihre Gedanken, durch die allgemein üblichen Redensarten ihrer Sprache, andern mitzutheilen, erliegen, und daher, nur von den wenigen Lesern, ganz verstanden und gehörig geschätzt werden, die ihnen am Geiste ähnlich genug sind, um sie bey halben Worten zu errathen. Die Schriftsteller des ersten Ranges aber, welche einen allgemeinen Eindruck, auf ihre Nation und auf ihr Zeitalter, machen, sind unstreitig diejenigen, die, wie Voltaire und Rousseau, entweder in dem Geiste ihrer Sprache denken, oder diesen Geist nach dem ihrigen zu modeln wissen; die entweder ihre Gedanken, ob es gleich neue und ihnen eigenthümliche Gedanken sind, doch in die gewöhnlichsten Sprachformen einzukleiden wissen, ohne ihnen Abbruch

zu thun; — oder die, wenn sie, zur Bezeichnung ihrer Ideen, neue Zusammensetzungen der Wörter wagen, doch diesen, durch die vollkommene Beobachtung der Sprachähnlichkeit, das fremde Ansehn zu benehmen im Stande sind, welches ihre Verständlichkeit hindern könnte.

Je schneller diese Arbeit des Geistes, die darauf gerichtet ist, den Gedanken durch Worte eine sinnliche, der Mittheilung fähige Form zu geben, von Statten geht: desto weniger wird dadurch das eigentliche Geschäft des Nachdenkens selbst gestört. Je leichter sich die Einfälle eines Schriftstellers von selbst, in sprachrichtige und wohlklingende Redensarten, fügen: desto weniger verliert das Feuer der Ausarbeitung, und desto ungetheilter bleibt die Kraft des Genies, auf die Sachen selbst und auf den Inhalt der Rede, gerichtet. Die vortreflichsten Stellen eines Buchs sind immer diejenigen, bey welchen die Aufmerksamkeit des Schriftstellers einzig und allein, auf die Thatsachen, welche er zu schildern, oder auf die Lehrsätze, welche er vorzutragen hatte, gerichtet gewesen ist, — Wort und Ausdruck aber sich ihm von selbst, und ohne eigne darauf gewandte Arbeit, dargebothen haben.

4.

Ein vierter Umstand, von welchem der mehr, oder weniger glückliche Erfolg des Nachdenkens in großem Maße abhängt, ist, ob man es lange ununterbrochen fortsetzen könne. Je mehr ein Mensch ausdauernde Kraft zu Geistesarbeiten, oder je mehr Herrschaft über seine Aufmerksamkeit er hat; und je längere Zeit er, demnach, eine und dieselbe Reihe der Gedanken verfolgen kann: mit desto größerem Glücke und mit desto reicherer Ausbeute, wird seine Arbeit belohnt werden.

Aller Anfang ist schwer. Das ist von den Geistes-Arbeiten vorzüglich wahr. — Wenn wir zuerst den Blick, auf einen bestimmten Gegenstand, richten: so haben hundert andre Dinge noch Besitz von unsrer Aufmerksamkeit. Selbst nachdem wir uns endlich, mit Mühe und Anstrengung, von den Gegenständen, die sich unsers Gemüths bemeistert hatten, oder die sich ihm in jedem Augenblicke aufdringen, losgemacht haben; selbst nachdem nun die Festigkeit des Vorsatzes, oder der Reiz des neuen Vorwurfs die Richtung der Gedanken, in das Geleise des neuen Weges, gebracht hat, auf welchem sie fortschreiten sollen: so ist doch der Schimmer frem-

der und zerstreuender Vorstellungen noch immer im Gemüthe, und hindert, daß die neuen Ideen in voller Klarheit eines ungetheilten Lichtes erscheinen. Das Interesse, welches wir an dem neuen Gegenstande der Bearbeitung nehmen, mag noch so groß seyn: so wird doch unsre Neigung zu ihm erst dann recht befestigt, wenn derselbe sich sowohl, mit unsern schon gesammelten Kenntnissen und unsern ehemahligen Ideenreihen, als mit unsern Empfindungen und Bestrebungen, vereiniget hat. Diese Verbindungen aber können sich nur, mit der Länge der Zeit, die wir auf seine Betrachtung wenden, entspinnen. Auch die Einbildungskraft und das Gedächtniß, die uns, durch ein unwillkührliches Zusammengesellen verwandter Vorstellungen, allen den in unserer Seele schon bereit liegenden Stoff unsrer Meditation, alle, zur Aufklärung unsers Gegenstandes, dienlichen und schon bekannten Gegenstände und Wahrheiten in Erinnerung bringen sollne, sind anfangs träge und geben sich mit diesem Geschäfte gleichsam nur unwillig ab. Ist nun der Mensch an Geist und Körper stark genug, — wenn er einmahl den Pfad der Untersuchung oder der Dichtung gefunden hat, — ununterbrochen auf demselben, ohne viele Erhohlungen, und also ohne Einmischung fremder Ge-

genstände fortzugehn: so erwärmt sich mit jedem Schritte sein Kopf mehr; der Zerstreuungen werden immer weniger; die Aufmerksamkeit bleibt ungetheilter auf den Vorwurf gerichtet; die Neben-Ideen strömen in größerer Menge herbey, und erlauben eine leichtere Auswahl des Schicklichen. Endlich wird die gesammte Stimmung des Gemüths und des Nerven-Systems, mit der Arbeit, die man vorhat, gleichsam harmonisch. Der ganze Mensch wird, so zu sagen, Philosoph, oder Dichter, webt und schwebt nur in den Ideen, die er zu ergründen, oder in den Bildern, die er abzuschildern gedenkt. Die Sprache selbst wird ihm durch den längern Gebrauch geläufiger, und mit Verminderung der Hindernisse wird die Kraft vermehrt. Dasjenige, was in diesem Zustande des Gemüths hervorgebracht wird, muß nothwendig eine höhere Vollkommenheit erhalten.

Helvetius macht die Bemerkung, daß der allereingeschränkteste Kopf doch fähig ist, eine unmittelbare Folgerung aus einem Satze zu begreifen, auch wohl selbst eine solche Folgerung zu ziehn. Nun besteht aber der schwerste und weitläuftigste Beweis, der in den Werken Newtons *)

*) Daß man Newtons Werke mit Recht anführen dürfe, wenn von schwer zu fassenden Beweisen die Rede ist,

zu finden ist, aus lauter solchen unmittelbaren Folgerungen, — nur aus einer sehr langen Reihe derselben. Es gehört keine größere Geisteskraft dazu, tausend Schlüsse, als einen einzigen, zu machen. Nur eine weit größere Beharrlichkeit,

---

erhellet aus folgender Anekdote, die mir ein sehr verständiger, reisender Engländer erzählte. Claireau wurde von ihm gefragt, wie viel es wohl Menschen in Frankreich gebe, die Newtons principia mathematica verstünden. „Sie beurtheilen meine Nation ziemlich richtig," sagte Claireau, „wenn Sie mir zutrauen, „daß ich diese Frage beantworten könne. Es ist wahr, „ich glaube, daß ein Franzose, der so viel Mathematik „versteht, als nöthig ist, um Newtons Werke zu lesen, „sich gewiß, auf die eine oder die andre Art, wird so „bekannt gemacht haben, daß auch ich seinen Nahmen wissen muß. Ich sage Ihnen also, daß ich „solcher Männer nicht mehr als fünf oder sechs kenne." Der Engländer, selbst ein Mathematikverständiger, gestand zu, daß er sich nicht getraue, die Zahl seiner Landsleute, die fähig wären Newtons Werke zu verstehn, eben so bestimmt anzugeben, weil er gewiß sey, daß mancher, in seinem Winkel, das mathematische Studium, bis zu dieser äußersten Grenze, verfolge, ohne irgend einen Menschen, am wenigsten das Publicum etwas davon wissen zu lassen. Er glaube indeß, auch in Großbrittanien, höchstens neun oder zehn Leser Newtons annehmen zu können. Auf eine so geringe Anzahl wahrer, das Verdienst wirklich erkennender, Verehrer gründet sich also der höchste Ruhm, den je ein Philosoph und Schriftsteller erlanget hat!

in der Anwendung dieser Kraft, ist zu dem ersten, als zu dem andern, nöthig. Der Unterschied also, zwischen einem gemeinen Kopfe und dem Genie eines Newton, besteht vornehmlich darin, daß dieser einer weit länger anhaltenden Aufmerksamkeit fähig ist, als jener; daß Newton nicht ermüdet, Schluß an Schluß in einer, auf ein bestimmtes Ziel gerade fortlaufenden, Richtung zu reihen, der Mensch von geringen Fähigkeiten hingegen den Faden, den er zu spinnen kaum angefangen hatte, in kurzem abreißt, oder fallen läßt.

Wenn das, was Alcibiades, in dem Gastmahle des Plato, vom Sokrates erzählt, wahr wäre: so würde, unter allen Menschen, der Vater der griechischen Philosophie diese Gabe des Ausdauerns in der Meditation, im höchsten Grade, besessen haben. Die Erzählung sieht einer Erdichtung sehr ähnlich: aber sie zeigt doch, was Alcibiades, oder vielmehr Plato, der ihn redend einführt, von einem großen Denker forderte, und unter welchem Bilde er sich ihn vorstellte. Sokrates soll nähmlich, nach dieser Erzählung, auf einem Feldzuge, den er mit dem Alcibiades gemeinschaftlich machte, von dem Athenienſischen Heere gesehen worden seyn, wie er einst einen ganzen Tag und eine Nacht lang, bis an den anbre-

chenden zweyten Morgen, auf einer Stelle unbeweglich stand, mit einem Blicke, welcher anzeigte, daß er sehr angestrengt über einen Gegenstand nachdächte. „Und so pflegt,“ sagt Alcibiades, „Sokrates es immer zu machen, wenn sein „Geist auf Untersuchungen geräth, bey denen sich „ihm Schwierigkeiten in den Weg legen. Er „läßt nicht davon ab, und vergißt so lange „Speise, Trank, Schlaf und alles, bis er mit „der Untersuchung zum Ziele gekommen ist, oder „doch in ihr einiges Licht erblickt hat.“

Die Uebertreibung in dieser Geschichte ist augenscheinlich. Denn wenn wir, von den Menschen überhaupt, nach den Menschen unsers Zeitalters urtheilen dürfen: so können wir es für gewiß annehmen, daß die Körperkraft keines Einzigen eine solche Spannung, ohne alle Abwechselung, einen so langen Zeitraum hindurch, erträgt. Und wer etwas ähnliches versuchen wollte, würde eher in Gefahr seyn, sich das Gehirn zu verrücken, als Hoffnung haben, große Einsichten zu erlangen. Aber das will diese Geschichte sagen, — und das lehren auch die Beyspiele aller großen Erfinder und Erweitrer der Wissenschaften, — daß die, welche in der Untersuchung der Werke der Natur, oder in der

Hervorbringung von Werken der Kunst, durch die Meditation, große Fortschritte machen sollen, sich selbst, der Dinge um sich her, und ihrer eignen körperlichen Bedürfnisse eine Zeitlang müssen vergessen, und bloß im Kreise ihrer Ideen leben können. *) Newton, da er seine principia philosophiae schrieb, brachte mehrere Tage ununterbrochen an seiner Arbeit zu, während welcher er sich bloß vom Wasser und Zwieback nährte.

Es

*) Um dieser Ursache willen ist dem großen Denker auch Gesundheit und ein fester Körperbau nöthig. Ein kränkelndes Befinden und Schwäche der Nerven giebt zwar oft dem Menschen eine gewisse Zartheit der Empfindungen, welche macht, daß er leichter, als andre, von Dingen gerührt wird, und ihm also sowohl mannichfaltigern Stoff, als häufigere Anreizungen zum Nachdenken verschafft. Aber daraus entstehen bloße Versuche und unvollkommne Bruchstücke, wenn nicht der Nachdruck einer anhaltenden Arbeit hinzukömmt. Zu dieser aber ist der Mensch, der immer durch unangenehme Empfindungen unterbrochen wird, oder bey dem sich das Gefühl der Ermüdung zu zeitig einstellt, am wenigsten fähig. Während einer schon angefangnen Geistes-Arbeit ist es besser, wenn der Mensch, ohne alle neuen Eindrücke von irgend einer Art, bleibt. Die Empfindung kann sehr wohl die Meditation einleiten. Aber sie muß bey Seite treten, wenn der Verstand anfängt geschäftig zu seyn.

Es ist unstreitig, daß sich der Horizont unserer Ideen immer schneller und schneller erweitert, und daß sich neue immer häufiger an die alten knüpfen, je länger das Auge des Geistes auf demselben Gegenstande verweilt. Wer seine Meditationen oft zu unterbrechen, und erst nach Zwischenräumen, die mit andern Beschäftigungen ausgefüllt sind, zu ihnen zurückzukehren genöthigt ist, bringt gemeiniglich Ritzen und Fugen in sein Werk. Das Wiederaufnehmen des Fadens ist oft eben so schwer, als der erste Anfang der Arbeit; und man wird immer eine gewisse Schwäche in den Gedanken, oder eine Schwierigkeit im Ausdrucke, an denjenigen Stellen eines Buchs, gewahr, wo der Autor, nach langer Beyseitsetzung seiner Materie, sich wieder in sie hineinzudenken sucht, und doch noch nicht für sie erwärmt ist. Bald ist es die Richtigkeit des Zusammenhangs, welche, durch solche in der Meditation gemachte Lücken, gestört, bald ist es der Zufluß der Ideen, welcher dadurch gehemmt wird. *)

*) Hieraus erklärt sich auch, warum Leichtigkeit in den Uebergängen immer, für ein vorzügliches Verdienst, und zugleich für eine unterscheidende Eigenschaft guter Schriftsteller, ist gehalten worden. So wie

Es ist daher die Eigenschaft dichterischer und philosophischer Köpfe, daß sie den Stoff ihrer

---

nähmlich der Anfang einer Meditation schwerer ist, als ihr Fortgang: so ist auch das Uebergehen, von einem Hauptstücke der Materie zum andern, schwerer, als die Verfolgung einer ununterbrochnen, und nun schon eingeleiteten Gedankenreihe, über denselben Zweig des Gegenstandes. Derjenige nun, welcher unter seinen Ideen auch da einen strengen und einen leicht faßlichen Zusammenhang zu erhalten weiß, wo in der Materie selbst Lücken und Abtheilungen sind, beweiset dadurch, daß er diese Ideen verbindende Kraft, welche so wesentlich zur Meditation gehört, in einem höhern Grade, als andre, besitzt. Er beweiset, daß entweder sein Blick auf die Materie, von Anfange an, weit umfassender gewesen ist, weil er die Hindernisse, welche ihm auf dem Wege der Untersuchung aufstoßen sollten, schon vorausgesehen, und alles darauf angelegt hat, von ihnen nicht aufgehalten zu werden; — oder daß er, durch die höhere Lebhaftigkeit seines Geistes und den schnellern Strom seiner Gedanken, seine Leser mehr mit sich fortreißt, und ihnen den Knoten unmerklich macht, durch welchen er den neu sich anspinnenden Faden, an das Ende des alten, anknüpft. Wozu noch kommt, daß, bey den nicht sehr ausdauernden Denkern, diese Abtheilungen der Materie gemeiniglich Erhohlungspuncte sind, wo sie ihre Arbeit eine Zeitlang bey Seite legen. Weit gefehlt aber, daß sie durch diese Unterbrechung zum Wiederanfangen derselben gestärkt werden sollten, fühlen sie dann nur den Uebergang desto schwerer, je fremder ihnen die Materie überhaupt geworden ist, und je mehr sich die Gemüths-

Werke, oder den Gegenstand ihrer Untersuchungen mit sich herumtragen, und Tage und Wochen lang verfolgen können, ohne, durch die gemeinern Geschäfte des Lebens und der Gesellschaft, davon abgebracht zu werden. Die Wielande und Voltairen arbeiten an ihren Versen, die Newtone und Leibnitze lösen mathematische und philosophische Aufgaben auf, indem sie mit allem andern beschäftiget scheinen. Wenn Homer, wie uns Wolf zu beweisen sucht, nicht schreiben konnte: so muß er diese Fähigkeit, einen Gegenstand in seinem Gemüthe festzuhalten, im höchsten Grade besessen haben.

Sehr viel von dieser Beharrlichkeit, im Verfolgen einer einmahl angefangnen Gedankenreihe, ist Naturgabe, Größe der angebohrnen Kraft. Aber etwas können gewiß auch

stimmung, in welcher sie das geendigte Hauptstück dachten und schrieben, seit der Zeit geändert hat. Es ist daher weit mehr zu rathen, mitten in einer genau zusammenhängenden Gedankenreihe, einen Stillestand zu seiner Erhohlung zu machen, als seine Meditation zu unterbrechen, wo die Materie selbst unterbrochen ist. Dort findet man die Spur seiner vorhergehenden Gedanken leicht wieder: hier kann sie gar bald gänzlich verwischt werden.

Vorsatz, Uebung und Fleiß dazu beytragen. Und es gehört daher, unter die Vorbereitungen des Selbstdenkens, daß ein junger Mann sich gewöhne, seine Aufmerksamkeit nur auf Eine Sache, und auf diese so lange zu richten, bis er mit ihr zu einem gewissen Ziele gekommen ist; — daß er sich selbst einigen Zwang anthun lerne, um bey einer und derselben Arbeit eine geraume Zeit auszuhalten. Auch die mittelmäßigsten Köpfe können auf diese Weise etwas ausrichten: und die guten können dadurch allein große Dinge zu Stande bringen.

Ich habe hierbey die Beobachtung gemacht, daß, auch in diesem Falle, die beyden äußersten Endpuncte einander berühren. Die Menschen, von einer gewissen Lebhaftigkeit, aber ohne sonderliche Stärke der Denkkraft, sind jenes Aushaltens am wenigsten fähig. Die ganz kalten und langsamen Köpfe hingegen, — und die äußerst feurigen und großen, diese sind es beyde, die von Ermüdung, bey einer lang anhaltenden, gleichförmigen Beschäftigung des Geistes, am wenigsten wissen. Den erstern wird es nicht zur Last, wenn auch die Ideen ihnen noch so langsam zufließen; und den andern wird, durch den guten Erfolg ihrer Anstrengung, die Fort-

dauer derselben erleichtert. *) Der muntre, aber mittelmäßige Kopf, der eine kurze Reihe von Ideen schnell übersieht, und dem sich, gleich

*) Die Aeußerung der Denkkraft scheint, bey einigen Gelehrten, der Bewegung des Stoßes, bey andern, der Bewegung des Druckes ähnlich zu seyn. Jene strengen sich augenblicklich stark an, und erhaschen in diesem Augenblicke ihre besten und brauchbarsten Ideen. Diese bringen nichts hervor, wenn sie nicht lange und unabläßig über einer Arbeit sitzen. — Bey den erstern läßt die Spannung der Seelenkräfte in kurzem nach, und ihre Aufmerksamkeit zerstreut sich unter fremde Gegenstände, bis sie sich, nach einiger Zeit, gleichsam zu einem zweyten Angriffe der Materie sammelt. Die letzten sind einer ununterbrochnen Aufmerksamkeit auf ihren Vorwurf, auch wenn sie fruchtlos bleibet, fähig. Die Werke der erstern werden, durch ein öfteres Wiederhohlen eines kurzen aber glücklichen Nachdenkens, die Werke der andern, durch ein geduldiges Ausharren bey einer wenig gelingenden Meditation, hervorgebracht. Jenen sieht man die Flüchtigkeit und die öftere Unterbrechung, — diesen die Mühsamkeit und das Sklavische der Arbeiten ihres Verfassers an. Aber über beyde erhaben ist der eigentliche geniereiche Denker, der die Fähigkeiten beyder in sich vereiniget, der zugleich lebhaft und anhaltend zu meditiren im Stande ist, und sich durch schnelle Ausflüge erhebt, aber sich auf der Höhe, wohin er sich schwang, zu erhalten, und gleichsam, über seiner Materie, mit unverwandt auf sie gerichtetem Blicke, zu schweben weiß.

bey dem ersten Blicke, den er auf die Sache wirft, ein paar glückliche Einfälle darbiethen, dessen Kraft aber bald nachläßt, wird, eben durch das Gelingen seines ersten Versuchs im Nachdenken, desto unwilliger, über das Fehlschlagen und die Stockung, welche darauf folgt. Dieses Gefühl von Vollkommenheit und Kraft, in einem vorhergehenden Augenblicke, macht die Empfindung der nachfolgenden Schwäche und Unfähigkeit desto bittrer. Um diesem unangenehmen Gefühle zu entgehn, zieht er seine Aufmerksamkeit von dem Gegenstande freywillig zurück; Zerstreuungen drängen sich von allen Seiten ein: und so ist der Faden der ganzen Meditation auf lange Zeit abgerissen.

Die Natur kann man nicht umschaffen: aber man kann sie etwas verbessern und anbauen. In derjenigen Rücksicht, wovon hier die Rede ist, geschieht es, wenn man dem Unmuthe, den, nach einem leichten und reichen Zuflusse von Gedanken, ein darauf folgender Stillestand des Denkens erregt, durch freywillige Geduld und Standhaftigkeit zu wehren sucht; wenn man in dieser ungünstigern Periode, da man sich, über den Gegenstand seiner Arbeit nachzudenken, nicht fähig findet, sich doch nicht erlaubt, auf

irgend einen andern, eine lange Aufmerksamkeit zu richten; kurz, wenn man lieber die Quaal der Gedankenlosigkeit und Stumpfheit eine Zeitlang erträgt, als sich die Zerstreuung durch fremde Gedanken erlaubt.

5.

Diese Standhaftigkeit bey der Arbeit, die auf einer geduldigen Ertragung seiner gefühlten Mängel beruht, ist auch noch in einer andern Rücksicht, — ist wegen der Abwechselungen nöthig, welche, bey dem Gebrauche seiner Talente, — zwar ein Mensch mehr, als der andre, — aber jeder in gewissem Grade, erfährt.

Wie oft bin ich darüber bald betrübt, bald unwillig geworden, daß in den ähnlichsten Geistesarbeiten, die ich, zu verschiedenen Zeiten, mit gleichen Vorbereitungen, gleichen Hülfsmitteln, und gleichem Fleiße, unternehme, ich mir doch selbst so ungleich bin! Auch mein Verstand, — sagte ich oft zu mir selbst, — auch meine Denkkraft, das, was mir am eigenthümlichsten zuzugehören scheint, ist doch meinem Willen nicht unterworfen, sondern folgt seinen eignen Gesetzen, oder richtet sich nach den Einflüssen des Körpers und der äußern Dinge. Eben zu der Zeit, an dem Orte, bey der Arbeit, wo mir

am meisten daran gelegen ist, gute, brauchbare, gründliche, oder gefällige Ideen hervorzubringen, wo ich mich am meisten anstrenge, deren zu finden, fühle ich mich oft am unwissendsten, am gedankenleersten, und kann weder die Kenntnisse, welche ich überhaupt von der Sache besitze, in Erinnerung, noch die Ideen, welche mir schon gegenwärtig sind, zur Deutlichkeit bringen. Zu einer andern Zeit, unter andern Umständen, wo ich wenig, oder gar nicht um einen guten Erfolg meines Nachdenkens bekümmert bin, finde ich mich über eben dieselbe Materie reich an Kenntnissen; und neue und natürliche Ideen biethen sich mir, in einem lichtvollen Ausdrucke, von selbst dar.

Wie oft ist es mir hinwiederum nicht begegnet, daß, wenn ich mich zur Bearbeitnng einer, wie ich glaubte, mir wohl bekannten, und gewiß oft durchdachten Materie niedersetzte, oder dieselbe mündlich erklären wollte, mein widerspenstiger Kopf mir durchaus nichts, was zu dieser Sache gehörte, hergeben wollte, indeß er voll von Ideen und Einfällen war, die auf einen ganz andern Gegenstand Bezug hatten. Er war nicht stumpf, wie er mir doch schien, sobald ich die Aufmerksamkeit auf meine Arbeit

wandte: aber er war eigensinnig, durchaus nicht, auf diejenige Weise und zu demjenigen Zwecke, thätig seyn zu wollen, welche ich ihm vorschrieb.

Daß größre Männer, als ich bin, diese Anarchie in ihrem Geiste, diese ohnmächtige Herrschaft ihres Willens über ihren Verstand, oder diese Abhängigkeit ihres Verstandes von fremder Gewalt, mit mir gemein haben: schließe ich daraus, daß ich ihnen, wenigstens in gewissen Fehlern, ähnlich bin, die ich aus jenen Eigenschaften herleite. Wie kommt es, z. B. daß Männer, wie Lessing und Engel, sich so gern in vielerley Arbeiten zerstreuen? Woher kommt es, daß sie so viele angefangne Arbeiten unvollendet lassen? — Ich erkläre mir dieß so. — Es geschah ihnen oft, daß, mitten in ihrer Anstrengung über die Ceder nachzudenken, ihnen vortreffliche Sachen über den Ysop einfielen. Sie stritten eine Zeitlang mit diesen, ihrer Materie fremden, Ideen, als mit Zerstreuungen. Endlich, wenn sie der Verdruß, nichts in ihrer Hauptsache vor sich zu bringen, übermannte, warfen sie sich vorsätzlich auf die Untersuchung, in der sie, so von selbst, ein unerwartetes Licht erblickt hatten. So vervielfältigten sich die neuen Entwürfe, indeß die Arbeit an den alten,

bey denen der Fortgang der Gedanken mehrmahls gestockt, und das verdrüßliche Gefühl des Unvermögens sich oft eingestellt hatte, nach und nach mit Widerwillen angesehen, und endlich völlig aufgegeben ward.

Vielleicht liegt hierin eine der Ursachen, warum die mechanischen Arbeiter, und diejenigen Geschäftsmänner, deren Geistes-Arbeit einer mechanischen ähnlich ist, es den Dichtern, Philosophen und schönen Geistern, an Zufriedenheit des Gemüths und guter Laune, oft zuvor thun. Jene haben eine Beschäftigung, die ihnen immer gelingt, die sie vornehmen und endigen können, wenn sie wollen: diese sind, in dem Erfolge ihres Fleißes, einer großen Ungleichheit ausgesetzt, und fühlen sich, bald unvermögend, eine Arbeit, der ihre Talente an sich gewachsen sind, dann, wenn sie zu ihr Lust haben, anzufangen, bald unfähig, eine andre, die sie zu endigen, oder bey Seite zu setzen wünschten, abzubrechen. Thätigkeit ist die Glückseligkeit von beyden. Der körperlich Arbeitende, der subalterne Geschäftsmann hat oft weit beschwerlichere und ermüdendere Beschäftigungen, als der Gelehrte: aber sie stehen, nachdem er sein Handwerk einmahl gelernt, oder die mechanische Uebung sei-

nes Geschäfts sich zu eigen gemacht hat, völlig in seiner Gewalt: und er kann jeden Tag, jede Stunde seines Lebens mit etwas ausfüllen, was er, als die Beobachtung einer Pflicht, oder als einen dem Publicum geleisteten Dienst, ansehen kann, und das ihn daher nicht nur, während der Arbeit, vor langer Weile schützt, sondern ihn auch, nach ihrer Vollendung, mit sich selbst zufrieden macht. Der Gelehrte, oder Künstler hingegen, der in der Ausübung höherer Talente, und in der Hervorbringung und Darstellung von Ideen, den Beruf seines Lebens findet, genießt freylich, bey seiner Arbeit, wenn sie von statten geht, ein höheres Vergnügen, als irgend eine andre Beschäftigung gewähren kann. Aber er findet sich so oft, durch in ihm liegende, ihm selbst unbekannte Ursachen, zu dieser Arbeit unfähig gemacht; und der Erfolg derselben ist, bey gleicher, von seiner Seite, angewandter Mühe, so verschieden: daß er öfter, als jeder andre, entweder ohne alle Beschäftigung ist, und also lange Weile, — oder mit sich und mit seinem Werke unzufrieden ist, und also Verdruß hat. Kein Wunder, daß die Virtuosen jeder Art, wenn nicht eine große Festigkeit des Charakters ihrem Genie zur Seite steht, so leicht übellau-

nig, oder ausschweifend werden, sich mißmüthig in sich selbst verschließen, oder sich den Zerstreuungen und der Sinnlichkeit, ohne Ziel und Maß, überlassen, — am öftesten aber solche Abwechselungen in ihrer Gemüthsheiterkeit leiden, als sich bey den übrigen Menschenclassen nicht finden. Sie, die immer das Bedürfniß haben, sehr lebhaft beschäftigt zu seyn, und doch nur zu gewissen Zeiten das Vermögen in sich finden, sich auf die, ihnen völlig angemessene, Art zu beschäftigen: — wie drückend müssen sie nicht die Leere in den Zwischenzeiten fühlen; oder wie viel Versuchung müssen sie nicht haben, so lange noch jugendliches Blut in ihren Adern wallt, zum Weine, zum Spiele, oder zu den Weibern ihre Zuflucht zu nehmen. *)

---

*) Die Ursache, warum so manche vorzüglich fähige, junge Studirende auf Universitäten ausschweifen und müßig gehn, indeß die mittelmäßigen und stumpfen Köpfe streng ordentlich und anhaltend fleißig sind, liegt gewiß zum Theile darin: daß den erstern, eben deßwegen, weil das Nachdenken ihnen zuweilen vortrefflich gelingt, und das Studiren ihnen großes Vergnügen macht, die Zeiten, wo beydes ihnen weniger von statten geht, und sie ihre Ideen nicht bis zur völligen Deutlichkeit erheben können, unerträglich fallen: daher sie alsdann das Studiren auf eine Zeitlang bey Seite setzen, dadurch aber, theils den

Auf einem andern Wege kommen wir demnach, auf die zuvor gefundne Vorschrift der Sittenlehre, für die Schriftsteller und schönen Geister. Es ist ihnen, zum glücklichen Arbeiten sowohl, als zum zufriednen Leben, nichts nothwendiger, als ihrem Willen die Herrschaft über den Gebrauch ihrer Talente, — so weit als solche, mit der Abhängigkeit des menschlichen Denkens von körperlichen Werkzeugen, bestehen kann, — zu verschaffen. Um diese Herrschaft zu erhalten, muß ihr Wille stark, und die Anhänglichkeit an einen einmahl gefaßten Vorsatz standhaft seyn. Diese Standhaftigkeit scheitert nie eher, als in dem Zeitraume einer empfundnen Abnahme von Kraft und gutem Erfolge; und sie setzt

---

Grund zur bösen Gewohnheit unterlaßner Pflichten legen, theils Lücken in ihren Kenntnissen verursachen, welche einen neuen ähnlichen Anfall, von Muthlosigkeit und Widerwillen gegen die Wissenschaften, desto eher zurück führen. Die eingeschränkten Köpfe hingegen sind unaufhörlich arbeitsam, weil sie, mit dem Vergnügen eines schnellern Begreifens und einer lebendigern Vorstellung des Erlernten, wenig bekannt, auch den Verdruß nicht kennen, der, aus der damit abwechselnden Langsamkeit und Düsternheit des Geistes, entsteht. Das Mittelmäßige ist immer mehr sich selbst gleich; das Hervorragende wird es gemeiniglich nur durch wechselseitige Anspannungen und Erschlaffungen.

also hinwiederum voraus, daß man, in solchen Perioden, mit sich selbst Geduld haben und seine Unfähigkeit ertragen lerne, ohne doch von dem Gegenstande, bey dessen Bearbeitung sie sich einstellt, abzuspringen. Sehr oft ermannt sich, so zu sagen, der Genius des Menschen, nach einer kurzen Abwesenheit, und belohnt den Ausharrenden mit desto mehrern und vollkommnern Ideen: gleichsam als wenn er ihn nur deßwegen eine Zeitlang verlassen hätte, um desto verstecktere und tiefer liegende Seiten des Gegenstandes aufzusuchen.

Es ist ein Mittel, sich eines Nahmens, oder einer Jahrzahl, die man vergessen hat, zu erinnern, wenn man sich die Personen und Sachen, zu welchen jene gehören, oder — wofern auch diese uns nicht in recht lebhaftem Andenken sind, — gleichzeitige und verwandte Gegenstände und Vorfälle so deutlich und ausführlich, als möglich, ins Gemüth zurückruft. Es geschicht oft, daß, indem wir auf diese Weise das Bild des Mannes in unsrer Imagination anschauen, oder die Begebenheit vor den Augen unsers Geistes vorgehn lassen, auch der Nahme des erstern, die Orts- und Zeit-Bestimmung der letztern, sich plötzlich aus dem Grunde der Seele hervor-

hebt, und zu unserm Bewußtseyn kommt. Auf gleiche Weise ist es ein Mittel, einer stockenden Meditation zu Hülfe zu kommen, und den Zufluß zweckmäßiger Ideen zu befördern, wenn man den, damit in Verbindung stehenden, Materien eine besondre Untersuchung widmet. Die Neuheit erfrischt den Geist: und die Abwechselung der Arbeit ersetzt die Stelle der Erhohlung. Die nahe Verwandschaft der Materien aber macht, daß das, was man durch die neue Arbeit gefunden hat, für die ältere nicht verlohren ist. Vielmehr werden wir oft, durch eine genauere Bekanntschaft mit den Nebenlinien unsrer Ideen, in dem Hauptstamme derselben, neue Glieder oder Zweige gewahr, die wir, wenn wir den letztern allein, noch so lange, durchforscht hätten, nie würden entdeckt haben. Man setze, die Untersuchung betreffe die Eifersucht: und man fühle mehr, als gewöhnliche Schwierigkeit, seine Erfahrungen und Schlüsse über diese Leidenschaft aufs Reine zu bringen. Man verlasse also auf eine Zeitlang den Eifersüchtigen: und man verfolge mit seinen Gedanken die Handlungsweise des Verliebten überhaupt. Man untersuche den Charakter des Argwöhnischen im Allgemeinen. Man betrachte

die Eifersucht in der Freundschaft; man gebe auf die Eifersucht Acht, die aus Ehrgeitz und Eitelkeit entsteht, und die in Neid übergeht. Man vergleiche die Eifersucht mit der Nacheiferung. Den Qualen eines eifersüchtigen Liebhabers setze man die Ruhe einer wahren, aber zutraulichen Liebe, — oder die Kälte eines, bloß durch die Gewohnheit und den Eigennutz zusammengehaltnen, Ehebandes gegen über. Von allen diesen Materien gehen Fäden aus, welche sich mit der von der verliebten Eifersucht verknüpfen. Unfehlbar werden dadurch, bald die darüber in uns schon schlummernden Ideen angeregt und zum Leben gebracht, bald wirklich neue erzeugt werden.

6.

Ein besonderes Hinderniß dieses Anhaltens im Nachdenken finde ich, nach meiner Erfahrung, darin, daß der Wille des Menschen selbst nicht standhaft genug, — daß seine Beurtheilung, über den Werth der Gegenstände, und über die Nützlichkeit einer gewissen Untersuchung, oder eines Studiums, nicht immer gleichförmig ist.

Nur dann bleibt die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Vorwurf so fest angeheftet, daß die Kraft des Geistes in der Betrachtung desselben ihre ganze Stärke zeigen kann, wenn man einen starken

und

und festen Vorsatz hat, ihn kennen zu lernen, oder ihn Andern bekannt zu machen. Und dieser feste Vorsatz kommt, von der hohen Schätzung desselben, von der Lebhaftigkeit des Wohlgefallens, welches er erregt, von dem Nutzen, oder Vergnügen, welches wir uns, es sey von der Beschäftigung mit ihm, es sey von der vollendeten Arbeit, versprechen. So lange nun, unter allen Materien, die wir, zum Gegenstande unsers Studirens, — unsers Lesens und Nachdenkens, wählen könnten, uns Eine jetzt vorzüglich wichtig, oder vorzüglich nöthig scheint: so lange wird es uns nicht schwer, mit unsrer ganzen Aufmerksamkeit bey ihr zu verweilen, und fremde Gedanken zu verbannen. Der in der Sache vorausgesetzte Werth giebt uns Muth, bey der Arbeit, und Selbstzufriedenheit, bey deren beharrlicher Fortsetzung. Und in diesem Zustande entdecken wir immer neue Seiten von ihr; und lernen sie selbst durch den Reichthum der Ideen, welchen sie uns gewährt, immer mehr schätzen.

Aber dieses Urtheil, über die Wichtigkeit, oder Schicklichkeit einer geistigen Arbeit, wankt bey mir, und, wie ich glaube, auch bey andern, sehr oft. Mitten in meinen Lesungen und Meditationen stört mich nicht selten der Gedanke, daß ich übel gewählt ha-

be, daß ich zu eben der Zeit etwas anders hätte thun sollen, *) oder daß ich wenigstens, mit mehr Erfolge und mit mehr Vergnügen, einen andern Schriftsteller gelesen, und eine andere Materie bearbeitet haben würde. So bald dieser Zweifel, gegen die richtig getroffene Wahl meiner Beschäftigung, eintritt: sobald verläßt mich meine Kraft, und es wird mir unmöglich, mit dem alten Ernst

*) Dieß macht den Vorzug einer, für bestimmte Tage und Stunden, vorgeschriebnen Berufsarbeit, wie sie ein öffentliches Amt giebt, vor den freyen Geistesarbeiten aus, die der Gelehrte ohne Amt, in der Schriftstellerey und dem Anbau der Wissenschaften überhaupt, findet. Welche Vortheile auch der letzte, von der einen Seite, dadurch gewinnt, daß er sich gerade denjenigen Stoff zu seiner Bearbeitung aussucht, der seinen Kräften am angemessensten ist, zu dem er eben jetzt die meiste Vorbereitungen gemacht hat, und die meisten Hülfsmittel bereit findet, oder der, mit seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung und seinen Neigungen, am besten übereinstimmt: so wird seinen Arbeiten, durch die Unsicherheit oder Wankelmüthigkeit seines Entschlusses, auf der andern Seite, eben so viel geschadet. Je mehr Zeit er einzutheilen, ein je grösseres Gebieth der Dinge er zur Auswahl vor sich hat: desto schwerer wird es ihm, sich selbst, in Absicht der freywilligen Bestimmungen, die er seinen Arbeiten geben muß, genug zu thun; und noch schwerer, fest und unwandelbar, bey den Vorsätzen, die er einmahl gefaßt hat, zu bleiben.

und Eifer, und mit ungetheilter Aufmerksamkeit fort zu arbeiten. Ich fange schon an auf diejenigen Gegenstände hinzublicken, welche ich jetzt für vorzüglicher halte: und so drängen sich fremde Ideen in die Reihe derer ein, welche, wenn die Meditation glücklich seyn soll, ungestört hätten fortgehen sollen.

Das, was das veränderte Urtheil thut, kann auch bloß die veränderte Empfindung hervorbringen. Die Materie, welche meiner Einbildungskraft gestern so angenehme Bilder darboth, daß sie dadurch auch meinen Verstand zu ihrer Bearbeitung bewog, läßt mich heute von solchen Eindrücken leer, oder erzeugt widrige; die, welche gestern sympathetische Gefühle in mir erweckte, und, mich an wichtige Auftritte meines Lebens erinnernd, die Spuren von Liebe oder Haß, von Freude oder Betrübniß in mir erweckte, scheint heute ohne alle Verbindung auf meinen Zustand, und findet keinen Zugang zu meinem Herzen. Ich muß daher heute, mit Zwang und durch Betrachtung der Pflicht, mich zu einer Arbeit treiben, die ich gestern, aus Neigung und Wohlgefallen, angefangen hatte.

Hier ist abermahls Schwäche der menschlichen Natur, die unabänderlich ist, mit persönli-

cher Schwäche, an deren Heilung man arbeiten kann, verbunden. In jener liegt einer der Gründe von der Unvollkommenheit unsrer Geistesarbeiten, — weil nähmlich unserer Meditation dadurch Schranken gesetzt werden. Die unabänderliche Gleichheit des Urtheils, in der Schätzung der Dinge, ist kein Antheil der Menschheit. Mit diesem Urtheile aber hängt der Grad unserer Aufmerksamkeit und Thätigkeit zusammen. Und schon um dieser Ursache willen ist niemand fähig, in allen Theilen einer unternommenen, besonders einer weitläuftigen Geistes-Arbeit, eine so gleiche Anstrengung ununterbrochen anzuwenden, als zu der möglich größten Vollkommenheit des ganzen Werks nothwendig ist.

Unstreitig unterscheiden sich auch hierin große Geister von kleinen, Männer von Genie, die das Reich der Wissenschaften mit großen und wichtigen Entdeckungen zu bereichern bestimmt sind, von mittelmäßigen Gelehrten. Jene wählen mit mehr Einsicht; sie urtheilen richtiger, und bleiben daher auch in ihrem Urtheile fester. Sie sind in ihrer Liebe und in ihrem Geschmacke beständiger, weil mehr Wahrheit und Innigkeit der Empfindung zum Grunde liegt: und

daher sind sie auch einer standhaftern Aufmerksamkeit fähig. — Auch findet der starke Denker, mit jedem Schritte, den er thut, neue Quellen der Lust in seinem Gegenstande, weil er ihn, mit jedem, besser kennen lernt, und mit jedem anmuthigere und lehrreichere Gedanken aus ihm hervorzieht. *) Und so wird er immer mehr von ihm gefesselt, und immer weniger gereizt, sich anderswo angenehmere Neben-Beschäftigungen zu suchen. Der große Mann begehrt nur die Eine Sache, welche ihm seine Natur,

*) Vielleicht entsteht es daher, daß manchen Männern von Genie, wie Lessingen z. B., nur allzu wenig daran liegt, welchen Gegenstand sie bearbeiten. Sie dürfen nur irgend einen, oft bloß zum Scherze, aus Laune, aus Eigensinne, aus Widersprechungsgeiste, ihrer Aufmerksamkeit werth schätzen: so werden sie sogleich, — nicht von der Sache selbst, sondern von dem Reichthume ihrer eignen Gedanken, der sich bey Gelegenheit desselben hervor thut, — angezogen. — Aber hieraus folgt nicht, daß nicht, auch für diese Genies, die Wahl solcher Vorwürfe, die allgemeine für wichtig anerkannt sind, die bessern und glücklichern wären. Denn da sie eben dieselbe Kraft auch zu diesen mitbringen: so werden sie hingegen von deren innerem Gehalte, weit mehr in der Meditation unterstützt; und das was sie in die Materie hineinlegen, macht mit dem, was sie darin vorfinden, eine weit größere Summe von vortrefflichen Gedanken aus.

oder seine Vernunft, zum Vorwurfe seines jetzigen Bestrebens angewiesen hat: und deßwegen denkt er nur an die eine. Und gewiß wird ein Nachdenken nie vergeblich seyn, das hinlänglich fixirt ist.

Es mischt sich aber auch in diesen Wankelmuth gemeiner Denker ein moralischer Fehler mit ein, an dessen Abstellung man arbeiten kann. Es gehört nehmlich zur Ausübung jeder Tugend, daß wir der Veränderlichkeit unsrer Neigungen durch Vernunft zu wehren, — und die Abwechselungen, die in dem Gebiethe der Empfindungen und Einbildungen fast unvermeidlich sind, durch die standhafte Rücksicht auf das vom Verstande gefällte Urtheil, zur Stetigkeit zu bringen suchen. Diesen Endzweck in Absicht unsrer Geistes-Beschäftigungen zu erreichen, ist zuerst nothwendig, daß wir uns in der Wahl derselben nicht durch Einfälle und Launen regieren lassen. Denn, was plötzlich und ohne ruhige Ueberlegung angefangen worden ist, wird auch eben so leicht, bey der ersten aufstoßenden Schwierigkeit, bey dem ersten eintretenden Gefühle des Ueberdrusses, bey Seite gelegt: weil man sich bewußt ist, durch schwache und unzureichende Beweggründe, in dem Entschlusse zu

dieser Arbeit regiert worden zu seyn. Welche Ursachen könnten wir haben, unsre gestrigen Einfälle und Launen unsern heutigen vorzuziehn: es wäre dann, daß es uns dauerte, die, auf die Befriedigung der erstern gewandte Arbeit, umsonst gethan zu haben? Hingegen, was die Vernunft beschlossen hat, — dieß bloß einer sinnlichen Unlust oder eines neuen plötzlichen Einfalls wegen aufzugeben, schämt man sich innerlich bey sich selbst. Also trägt die Reife und Ruhe der Ueberlegung, mit welcher wir die Gegenstände unsrer Meditation wählen, zum Gelingen derselben bey: weil sie in unsern Vorsatz mehr Standhaftigkeit bringt, und das, was wir vorhaben, uns, unter der Idee von Pflicht und Verbindlichkeit, erblicken läßt.

Doch die langsamste, bedächtlichste Auswahl ist dazu nicht hinlänglich, wenn nicht die Herrschaft der Vernunft über Sinnlichkeit und Einbildungskraft befestiget ist. Ein gewisser Selbstzwang, durch welchen wir uns nöthigen, zu thun, wozu wir jetzt nicht mehr Lust haben, weil wir uns zuvor dazu, nach reifer Berathschlagung, entschlossen hatten, — dieser Zwang ist, so wie zur Ausführung aller weitläuftigen und schweren Unternehmungen, so auch zur Voll-

endung philosophischer oder dichterischer Geistesarbeiten unentbehrlich. Augenblicke vorübergehender Langweiligkeit und Unlust kommen auch, in den kraftvollsten und glücklichsten Aeußerungen der Denkkraft eines Newtons und Voltaire, vor. Diese müssen mit heroischem Muthe ertragen, und die, während derselben sich einschleichende, Abneigung vor der Arbeit muß überwunden werden, wenn nicht das ganze Werk darüber scheitern soll.

Dieß wird besonders deßwegen nöthig, weil jeder Vorwurf der Betrachtung, jeder Zweig der Wissenschaften seine anmuthigen und seine unfruchtbaren Seiten hat. Die Reise zur Wahrheit ist, wie jede andre Reise. Der Weg geht über Sandfelder so gut, wie über grüne Auen; und man muß durch beyde hindurch, wenn man zum Ziele gelangen will.

Diese Annehmlichkeit eines Thema, oder eines und des andern seiner Theile hängt von der nähern Beziehung ab, die es auf das menschliche Leben, auf die Erreichung unsrer Wünsche, auf die Beantwortung großer und wichtiger Fragen, oder auf die Erklärung solcher Erscheinungen hat, welche schon immer unsre und andrer Menschen Aufmerksamkeit auf sich gezogen

haben. Ueberdieß hat alles, was sich leicht durch sinnliche Beyspiele bestätigen, oder sich leicht auf die wirklichen Dinge, und auf die mit uns lebenden Menschen und deren Handlungen und Werke, anwenden läßt, eine natürliche Popularität, welche den untersuchenden Weltweisen selbst an sich zieht. Alle abgezogne Ideen-Reihen hingegen, alle die, welche gleichsam, in einer großen Entfernung von der sinnlichen und moralischen Welt, lange fortlaufen, und in keinem ihrer Puncte mit dem Angenehmen, oder dem Guten, den beyden Quellen alles Anziehenden, unmittelbar zusammenhängen, ermüden und scheinen trocken. Es ist eine nothwendige Eigenschaft derjenigen Männer, welche ganze Wissenschaften mit Glücke bearbeiten sollen, daß die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft, die mit dem Verstande beym Selbstdenken immer vereint wirken muß, weder durch jene trocknern Theile geschwächt werde, noch in ihrem Feuer sie, zu einer flüchtigern Bearbeitung derselben, hinreiße. *) — Weil sich diese beyden

*) Unser Jahrhundert hat einen der ausharrendsten Denker gesehen, welche je das Gebieth der Wissenschaften bear-

Eigenschaften, eine muntere Thätigkeit der Denkkraft und eine geduldige Arbeitsamkeit so schwer und selten mit einander vereinigen: darum haben wir von so vielen Genies nur Bruchstücke; und darum sind diejenigen Bücher, worin große Zweige der Gelehrsamkeit im Ganzen bearbeitet werden, so oft Erzeugnisse mittelmäßiger, oder mehr phantasiereicher, als gründlicher Köpfe. Der Mann von Genie befriedigt sich nicht, bey einer halben Kenntniß und einer unvollkommenen Darstellung der Sachen. Und, weil bey ihm der Imagination eine gleich starke Beurtheilungskraft zur Seite steht: so kann er auch nicht Schwierigkeiten, die er nicht wegzuräumen vermag, zu überspringen, oder Knoten, die er nicht lösen kann, durch unbewiesene und gewagte Hypothesen, zu zerhauen sich entschließen. Er wählt sich also entweder gleich anfangs ein kleines Stück des Feldes der Wissen-

---

beitet haben. Man mag von den Resultaten, die aus der Kantischen Philosophie, zur Erweiterung oder zur Beschränkung der menschlichen Kenntnisse gezogen worden sind, eine Meinung haben, welche man will: so kann man ihrem Urheber nicht die Hochachtung versagen, die eine höhere und unermüdet angewandte Denkkraft, — und den Dank, den eine solche Uebung einer, das ganze Gefilde der Philosophie umfassenden, Meditation verdient.

schaft, welches er ganz zu übersehen glaubt, und in welchem er seiner Ernte gewiß ist; oder, wenn auch seine ersten Pläne einen weitern Raum umfassen: so wird er unter der Arbeit von der Fortsetzung abgeschreckt, oder ermüdet über derselben. Je vortrefflicher das schon Vollendete ist: desto weniger geneigt ist er, etwas minder vollkommnes darauf folgen zu lassen; und er läßt lieber sein Werk unvollendet, als daß er es verunzieren sollte. Der Schriftsteller, dessen Ideal nicht so erhaben ist, und dessen erste Fortschritte bey seiner Arbeit nicht so glänzend sind, kann eher sich selbst gleich, — und eben deswegen eher seinem Plane getreu bleiben. Auch eine ungezähmte Einbildungskraft, — so wie sie den Enthusiasmus für den Gegenstand befördert, erhöht den Muth, welcher den Menschen über Schwierigkeiten hinwegsetzt: wodurch zugleich Fleiß und Anstrengung erleichtert wird. Ein Court de Gebelin führt einen Plan durch, welcher einen mehr nüchternen Kopf, wenn er auch eben so arbeitsam, und noch gelehrter, als Gebelin, gewesen wäre, gewiß zurückgescheucht hätte. Barthelemy und Pauw stellen uns das Gemählde von ganz Griechenland, nach allen Theilen seiner politischen und sittlichen Verfassung,

auf: Heyne begnügt sich, uns die Gesetze einiger kleinen griechischen Pflanzstädte zu entwickeln, oder einzelne Bruchstücke, aus der Geschichte und Politik der Griechen überhaupt, aufzuklären. Lessing wählt sich ein einziges Kunstwerk zu seiner Untersuchung, indeß andre, an Philosophie und Gelehrsamkeit, ihm weit nachstehende Schriftsteller die Kunst-Geschichte aller Zeiten und Völker bearbeiten.

Doch der deutsche Ruhm erfordert, daß sich unter uns einmahl, mit dem Genie des Philosophen oder Dichters, nicht nur die aushaltende Geduld, oder die der Schwierigkeit trotzende Standhaftigkeit, — welche gewiß den Deutschen nie gefehlt hat, — sondern auch etwas von der Sorglosigkeit und dem Muthe unserer Nachbarn paare, mit welchen sie, in Neben-Sachen und in einzelnen Theilen, auch das minder Vollkommene und das nicht völlig Ergründete dulden. Wer in seinen Untersuchungen jeden Gegenstand so weit verfolgen will, bis ihm weder Dunkelheit noch Ungewißheit zurückbleibt, wird sich schwerlich durch eine weitläuftige Materie hindurch arbeiten.

7.

Doch ein gewisser Muth, und die damit zusammenhängende Freyheit und Sorglosigkeit des Geistes ist nicht nur zur Vollendung weitläuftiger Arbeiten, sondern auch zum Gelingen der Meditation überhaupt, und besonders beym Anfange derselben, nothwendig.

Der, welcher bey der ersten Hervorbringung seiner Ideen schon daran denkt, ihnen die vollkommenste Richtigkeit und das anpassendste Gewand zu geben, ihnen alle die Einschränkungen beyzufügen, welche der prüfende Wahrheitsfreund verlangt, oder alles Ueberflüßige und Ueppige, welches den geschmackvollen Kenner beleidigt, hinwegzuschneiden: der wird dadurch in der Wirksamkeit seiner Denkkraft gehemmt, und kommt eben deswegen nicht zu dem Vortrefflichen, was gleichsam, auf dem Grunde seiner Seele, verborgen liegt, weil er Anfangs nicht mit dem Schlechtern, was auf der Oberfläche schwamm, vorlieb nahm. Der Denker muß nach vortrefflichen Gedanken, so wie der Bergmann nach edlen Metallen graben. Das gediegenste Gold liegt am tiefsten. Wer würde aber bis dahin gelangen, wenn man die anfäng-

liche geringe Ausbeute des unternommenen Baues verschmähte?

Dieß mag die Ursache seyn, warum Männer, wie Shakespear oder Dante, die, mit vorzüglichen Geistesgaben ausgerüstet, in einem Zeitalter auftreten, wo der Geschmack ihrer Nation noch nicht gebildet ist, und die Regeln der Kritik noch unbekannt sind, größer an Geist erscheinen, als ihre Nachfolger in verfeinerten Zeitaltern; — und warum sie in der That oft diese, an Kraft und Erhabenheit der Gedanken, übertreffen. Jene erstern sind ganz ohne Fesseln. Sie schweifen aus: aber sie erheben sich auch so hoch, als es ihrer natürlichen Schwungkraft möglich ist. Sie erlauben sich platte Einfälle, Bombast, Wortspiele, wenn ihr Genius, in den Augenblicken einer minder günstigen Stimmung, ihnen solche eingiebt. Aber dafür treffen sie auch Natur und Wahrheit zuweilen, mit einer, ihnen allein eignen, Genauigkeit und Stärke. Diese letztern sind in die Bande der Regeln eingezwängt, und werden an dem Seile ihrer Muster und Vorgänger geleitet. Dadurch werden sie zwar vor den Verirrungen bewahrt, denen jene ältern, roheren Ge-

nies ausgesetzt waren: aber sie werden auch in ihrem Fluge zurückgehalten.

Ob es gleich nun niemanden erlaubt ist, in seinen vollendeten Werken die Gesetze der gesunden Vernunft und des Geschmacks zu vernachläßigen, um die Kraft seines Genies ungeschwächt zu erhalten; oder nach dem Schönen und Erhabenen, auf Kosten der Wahrheit und Schicklichkeit, zu streben: so muß doch die erste Grundarbeit der Meditation, ohne Zwang, ohne Rücksicht auf Kritik, ja selbst gewissermaßen auf eine regellose Art, geschehen. Zuweilen wenigstens muß sich der Philosoph, so wie der Dichter, seinem Genius, seinen Launen, dem Zufalle, den Eingebungen der Umstände und seiner Lage, in Absicht der von ihm aufzunehmenden Ideen, unumschränkt überlassen. Das Wilde, Ausschweifende, Unrichtige, worauf er, bey einer solchen Gedankenjagd geräth, wird, wenn die Natur ihm wirklich das Talent zu der Gattung, in welcher er arbeitet, verliehen hat, doch den Saamen und die Uranfänge von bessern Meditationen enthalten. In den glücklichern Augenblicken aber, wo die körperlichen Werkzeuge des Denkens mit den geistigen Kräften am einstimmigsten wirken, wird eben dieses regellose Um=

herschweifen ihn auf den Weg zum Großen und Vortrefflichen führen. In der That ist die Begeisterung, welche den Mann von Genie über sich selbst erhebt, und ihn Gedanken finden läßt, deren er in seinem gewöhnlichen Zustande nicht fähig ist, eine Art des Außer-sich-seyns, in welchem er auch, auf manche so paradoxe Meinungen und so ausschweifende Bilder, gerathen kann; als ihm, bey kälterm Blute, nie eingekommen wären. Auch, bey dieser Unternehmung, ist das Große gefahrvoll. Das Erhabene grenzt an das Ungeheure, das Feine an das Spitzfindige, jede Vollkommenheit an ihr Entgegengesetztes: und die höhere Schönheit des Ideals gehet, durch unmerkliche Abweichungen, in die unnatürlichsten Gestalten über. Es ist gewiß, daß die, welche sich vor der Verirrung zu sehr fürchten, den rechten Punkt des Ziels am wenigsten treffen.

Doch wenn der Denker sich Anfangs, ohne Zwang und Regeln, den Eindrücken der Gegenstände, den von der Erinnerungs- und Einbildungs-Kraft ihnen beygesellten Ideen, und der freyen Thätigkeit seines Verstandes überlassen hat; so ist nun eine zweyte Arbeit nöthig, um die Erzeugnisse der ersten Meditation zu sichten

und

und zu ordnen. Zuerst muß der Stoff herbeygeschafft, oder es müssen im eigentlichen Verstande Ideen und Bilder hervorgebracht werden. Diese Schöpferkraft des Geistes kann nie zu frey und ungebunden wirken. Auf diese Arbeit muß die Prüfung, die methodische Untersuchung des gesammelten Vorraths, die Vergleichung der verschiedenen Materialien unter sich, die Vergleichung aller, mit den schon längst erworbenen Schätzen der menschlichen Erkenntniß, folgen. Eine dritte Arbeit ist die Zusammenfügung und Ründung des für brauchbar anerkannten Stoffs. Einer vierten ist die Bekleidung desselben mit den schicklichsten Wörtern und Ausdrücken vorbehalten.

Viele unsrer schönen Geister und Philosophen, die vor dem Publicum als Denker auftreten, machen sich die Arbeit viel zu bequem. Sie wollen Gedanken, Anordnung und Styl mit einer einzigen Meditation umfassen, und schreiben ihre Ideen schon mit aller der Zierlichkeit, mit der sie öffentlich erscheinen sollen, nieder, wenn sie dieselben zum erstenmale auffassen. Aber dieß ist nicht die Art, wie die großen Schriftsteller aller Zeiten gearbeitet haben. Einzelne, abgerissene Bruchstücke und Win-

ke von Ideen, nur mit wenigen unvollkommnen Worten aufs Papier geworfen, haben selbst den Lokken, den Addisons, den Lessingen, und Göthen zur Grundlage nachfolgender Untersuchungen gedient. Bey diesen zeigten sich viele der anfangs erwarteten Aussichten täuschend. Manche Eingänge in die Materie verschloßen sich hier wieder, die sie, bey jenen ersten Blicken, geöffnet vor sich zu sehen glaubten. Aber dafür wurden andere einzelne, unscheinbare Saamenkörner von Ideen, aus der ersten Meditation, fruchtbar, und entfalteten sich, bey einer sorgfältigern Pflege, zu gewürzreichen und nahrhaften Gewächsen. Auch hiermit endigte sich die Arbeit dieser Männer nicht. Die Eingebungen der ersten Begeisterung, die Resultate der ersten Untersuchungen trugen sie Wochen und Monathe mit sich herum; sie wurden, durch inneres, immerwährendes Bearbeiten derselben, mit ihnen vertraut; sie machten sich noch mehr Meister davon, indem sie sich, schriftlich und mündlich, mit ihren gelehrten Freunden darüber unterredeten. Was, bey dieser ihrer eigenen stillen Betrachtung, bey diesem Durchfechten ihrer Ideen gegen die Einwendungen ihrer Freunde, sich nach und nach von denselben mehr geläutert hatte, schrieben sie

nun, — auch nur noch flüchtig, und mit den ersten besten Worten, die sich ihnen darbothen, nur ihnen selbst verständlich, — nieder. Sie wollten nichts von der Kraft und Reinheit der Ideen, so wie sie sich zuerst in voller Klarheit ihrer Seele dargestellt hatten, verlieren. Aber sie wußten sehr wohl, daß dieß noch nicht diejenige Gestalt sey, in welcher diese Ideen vor dem Publicum erscheinen können. Sie fiengen nun erst an, im eigentlichen Verstande zu arbeiten, und nach bestimmten Zwecken und Regeln, eine fortgesetzte Aufmerksamkeit, auf die im Ganzen schon bestimmte und geordnete Reihe von Ideen, zu verwenden.

Diejenigen Personen, welche in eben der Zeit, in der sie erst darauf ausgehen, Gedanken aufzuspüren, zugleich sie völlig deutlich, ordentlich, und mit einem gewählten Ausdrucke, oder wohl gar mit rednerischem Schmucke niederschreiben wollen,*) gerathen gemeiniglich nur auf

---

*) Wenn Antonin dem Himmel dankt, daß er Redner- und Dichter-Talente nicht in vorzüglichem Maße bekommen habe; weil diese ihn, von den ernsthaften Studien, und besonders von der Aufmerksamkeit auf sein Leben und eine Sitten, würden abgezogen haben: so verkannte er

Wiedererinnerungen ehemahls gehabter, eigener, oder auf Wiederhohlungen erlernter, fremder J-

---

vielleicht den Werth einer schönen und vollkommnen Bezeichnung seiner Gedanken; oder hielt auch die Ausübung jener Talente, mit einer gründlichen Untersuchung der Wahrheit, und mit einer sorgfältigen Erfüllung großer Berufspflichten, für allzuunverträglich. Aber jeder denkende Mann, jeder Schriftsteller möchte wünschen, daß in den Zeiten, wo er den wesentlichen Inhalt und den Kern seiner Gedanken und seiner Schrift hervorbringt, oder sammelt, er die Talente des Redners ganz bey Seite setzen und den Ruhm desselben vergessen könne.

Je einfacher, ungeschmückter und selbst trockener ich, bey dem Anfange einer Untersuchung, meine Gedanken hinschreibe, desto besser geht meine Arbeit von statten, und desto eher komme ich zu derjenigen lebhaften Uebersicht der Sache, welche zugleich beredt macht.

Kein Wunder, daß sich dieß bey philosophischen Meditationen so verhält: da selbst, in den Werken der eigentlich schönen Rede-Künste, der Poesie und Beredsamkeit, das Talent, welches ein Mensch hat, seine Gedanken in schöne Bilder und harmonische Wörterreihen einzukleiden, sich um so viel leichter äußert, jemehr er für die Gedanken, welche er ausdrücken soll, eingenommen und von denselben angefüllt ist. Jenes Talent muß allerdings eine besondere Uebung haben: aber dann, wenn es angewandt werden soll, muß es immer nur Nebensache seyn. Bene provisam rem verba non invita sequuntur. Der schönste Geist schreibt nie besser, als wenn er gar nicht daran denkt, schön schreiben zu wollen.

deen. Bey einer schwächern Denkkraft, entstehen daraus wohl gar bloße Zusammensetzungen von Formeln und Phrasen, bey welchen sich der Schreibende erst hintendrein etwas zu denken anfängt, nachdem er sie gefunden und niedergeschrieben hat. Die Gedanken ziehen in diesem Falle nicht die Worte, sondern die Worte ziehen die Gedanken herbey. In Sprachen, worin viele gute Bücher geschrieben sind, und bey Nationen, wo viel gelesen wird, kann jemand, ohne wirklich gedacht zu haben, etwas ganz geistreich klingendes, selbst zuweilen etwas brauchbares schreiben. Er darf, zu diesem Ende, nur die schon vollendeten und abgerundeten Gedankenformen, die, aus den besten Schriftstellern gesammelt, in seinem Gedächtnisse niedergelegt sind, mit einigem Gefühle der Schicklichkeit, an einander reihen.

Hieraus ergiebt sich, auf welche Weise man die widersprechend scheinenden Sentenzen, daß die ersten Gedanken oft die besten sind, und daß man seinen ersten Einfällen nicht trauen dürfe, zu vereinigen habe. Es ist wahr, daß, bey einem lebhaften Geiste, in der Stunde der Begeisterung, der erste Blick des Menschen auf die Sache ihm die schönsten Aussichten er-

öffnet; und daß der Reiz der Neuheit, die Stärke des ersten Vorsatzes, die Denkkraft zu vermehren scheint. Es ist wahr, daß dem Manne von Genie dann die Ideen am besten zuströmen, wenn er sie am wenigsten sucht und zugleich über ihre Wahl am sorglosesten ist; und daß jeder bestimmte Endzweck, jeder Vorsatz die Sache gut zu machen, das Streben nach Vollkommenheit, die Prüfung und Beurtheilung seiner Gedanken nach den Regeln der Kunst diesen Fluß hemmt, die Mannigfaltigkeit der Einfälle verhindert, und daher oft selbst den besten Ideen den Zugang erschwert. So wie wir gemeiniglich in einer Gesellschaft, wo wir es darauf anlegen, als beredte oder als witzige Leute zu erscheinen, weniger unterhaltend und angenehm sind, als da, wo es uns wenig darum zu thun ist, zu gefallen, und wo wir ganz unbefangen sagen, was uns die Umstände und unser guter Genius eingeben: so ist auch bey den Selbstgesprächen, worin die Meditation besteht, der witzige Kopf doppelt witzig, der verständige im höhern Grade einsichtsvoll, und der dichterische zwiefach bilderreich, wenn er nicht seine eigene Vollkommenheit beschaut, keine in seinem Werke sucht, sondern nur gleichsam spielend sich mit

den Schöpfungen seines Geistes unterhält. Aber eben so gewiß ist es, daß, wenn dieses freye Gedankenspiel einen größern Reichthum von Sachen herbeyführt, es auch Sachen von sehr ungleichem Werthe neben einander stellt. In den Erzeugnissen dieser ersten Meditation ist das Wahre und Schöne, so wie das Gold und Silber in den Erzstufen, in kleinen Quantitäten, unter einer großen Menge unedler Metalle, und mit taubem Gestein und Erdarten vermischt. Das Mineral muß durchaus, nachdem es zu Tage ist gefördert worden, geschieden werden und durch mehr als eine Läuterung gehn, ehe es wirklich das kostbare Metall wird, welches für die menschliche Gesellschaft einen so großen Werth hat, und daher die Mühe und den Aufwand des Bergbaues belohnt.

In den ersten Gedanken liegen gemeiniglich die besten verborgen: aber man muß sie darin zu finden, und von den vielen mittelmäßigen und schlechten, die sich zugleich eingefunden haben, abzusondern wissen.

Es giebt zwar glücklichere Augenblicke, aber diese sind selten, wo die schaffende Kraft des Genies in ihrer Wirksamkeit ungehindert, und doch mit Regelmäßigkeit und Ordnung verbun=

den seyn kann. Auch ragen, ohne Zweifel, eben hierdurch die Geister erster Größe über die Mittelclasse der Denker hervor, daß sie die Kraft und die Regel zugleich in sich enthalten, und in dem Besitze der vollen Freyheit des Denkens bleiben, indeß sie zugleich einem, von der Vernunft angegebenen, Leitfaden folgen. Aber bey den gewöhnlichen Menschen, und bey den gewöhnlichen Denkübungen, sind diese beyden Geschäfte, das Geschäfte des Erfindens und das des Anordnens, getheilt. Bey jenem muß der Mensch warm, begeistert, leidenschaftlich seyn; und ist deswegen in Gefahr, auch mit unter schwärmerisch überspannt, einseitig und unnatürlich in seinen Ideen zu werden: bey diesem muß er ruhig, kalt und bloß vernünftig seyn. Die Natur bringt jeden Stoff mit fremdartigen Theilen vermischt hervor; nur die Kunst kann ihn reinigen, und ihn zu dieser durchgängigen Gleichartigkeit bringen, in welcher er zuerst den Nahmen eines brauchbaren Erzeugnisses verdient.

In der Mathematik scheint die Trennung dieser beyden Momente des Denkens nicht statt zu finden. Und die mit den ersten Principien beschäftigte Philosophie, die, welche Gewißheit a priori sucht, kommt darin der Mathematik

nahe. In der reinen Mathematik wird der Geist gleichsam am Lenkseile der Demonstration geführt, und kann nur einen einzigen, und einen geraden Gang gehen. Ueberdieß brauchen hier die einzelnen Gegenstände und Thatsachen, deren Anschauung dem Verstande vorleuchten muß, gar nicht erst ins Gemüth herbeygerufen zu werden: — welches, bey jeder philosophischen Meditation, das erste, und oft das schwerste Geschäft ist, welches dem Untersuchenden obliegt. Die Zeichnung der Figur legt ganz vollständig alles Einzelne und Concrete, was zur Erörterung der allgemeinen Idee gehört, vor Augen. Indeß ist doch, auch in der reinen Mathematik, der Gang, welchen der Erfinder nimmt, um zu einer neuen Wahrheit zu gelangen, gar nicht derselbe, auf welchem der Lehrer den Beweis der Wahrheit führt, nachdem sie gefunden ist. Ganz gewiß sind viele mathematischen Sätze eher geahndet, als bewiesen worden. Man hat eher, nach mechanischen Messungen und ungefähren Ueberschlägen, gewisse Verhältnisse der Figuren und Zahlen vorausgesehen, ehe man, durch die genaue Zergliederung dieser letztern, und durch das Aufeinanderlegen ihrer Theile, die vorausgesehne Gleichheit oder

Ungleichheit zur vollen Evidenz brachte. Der pythagorische Lehrsatz war vielleicht zuvor Einfall, ehe er Lehrsatz wurde. Das eigne Gesetz unsers Verstandes, welches Einheit und Uebereinstimmung sucht, giebt den Vermuthungen von einem so regelmäßigen Verhältnisse, als jener Lehrsatz aussagt, wenn sich einige Gründe dazu vorfinden, mehr Gewicht, und weist wenigstens, durch die daraus gebildete Aufgabe, der nachfolgenden Untersuchung eine bestimmtere Richtung an.

Dieser Gang der Meditation, von Einfällen und Muthmaßungen zu Erfindungen und zur Wahrheit, ist, in der Mathematik, selbst wieder durch die Algebra bestimmten Regeln und Formen unterworfen, und zu einer Wissenschaft erhoben worden. Und eben deßwegen sind, durch ihre Hülfe, so außerordentliche Fortschritte, in der Kenntniß der Größen gemacht worden. Fragen aufwerfen, eine Antwort als Hypothese annehmen, Folgerungen daraus ziehn; und aus dem Unrichtigen, welches sich in ihren Resultaten findet, schließen, wie sie geändert werden müsse, um der Wahrheit näher zu kommen: das ist in der That das Allgemeine der Algebraischen Methode; und es ist auch die gewöhnlichste Me-

thode der philosophischen Meditation. Aber in der Mathematik hat diese Operation das Ansehn einer Kunst bekommen, die erlernt werden kann: in der Philosophie ist sie das Werk der Natur geblieben, und hat dem Genie überlassen werden müssen.

7.

Wenn selbst diejenigen verschiedenen Geistes-Verrichtungen, die, wie das Erfinden und das Anordnen und Ausdrücken der Ideen, als Bestandtheile, zu einer und derselben Meditation gehören, von einander getrennt werden müssen: so wird es noch weit schicklicher seyn, gewisse Vorbereitungen zur Meditation von ihr selbst abzusondern.

Eine der vortrefflichsten darunter ist ohne Zweifel, sich mit dem, was die besten Köpfe mehrerer Nationen und Zeitalter, über den für unsre Untersuchung gewählten Gegenstand, gedacht haben, bekannt zu machen. Und gewiß, ohne einigen solchen empfangnen oder eingehohlten Unterricht, wird, auch bey dem zum eignen Denken fähigsten Menschen, und selbst bey Gegenständen, wo ihm seine eigne Erfahrung die nöthigen Thatsachen vollständig darbiethet, —

wie dieß bey Gegenständen der Logik und Moral durchaus der Fall ist, — doch sein Gesichtskreis immer eingeschränkt seyn; viele Seiten der Sachen werden ihm verborgen bleiben; und viele Beziehungen derselben auf Gründe, auf Folgen, und besonders auf die Verschiedenheit der menschlichen Denkungsarten und Charaktere, — woraus im Praktischen, die größten Hindernisse und die größten Beförderungsmittel der gesuchten Endzwecke entstehn, — werden nie zu seinem Bewußtseyn kommen. Sogar die lehrreiche Betrachtung derjenigen Dinge, die wir vor Augen sehn, und der Vorfälle, die wir erlebt haben, wird uns, durch die Bekanntschaft mit den Meinungen und Gedanken großer Männer über ähnliche Dinge und Vorfälle, welche hauptsächlich durch das Lesen erhalten wird, sehr erleichtert. Indem wir ihre Behauptungen zu widerlegen, oder zu bestätigen, indem wir uns in ihre Gefühle zu versetzen, oder unsre zu rechtfertigen suchen, entwickeln wir weit deutlicher die Eindrücke, die von unsern eignen Erfahrungen im Gemüthe zurückgeblieben sind.

Nichts desto weniger ist in dem Zeitpuncte selbst, wo wir unsre Untersuchungen anstellen,

die Einmischung fremder Ideen, auch derer, die von den größten Geistern herkommen, der Wahrheit und Eigenthümlichkeit unsrer eignen Ideen eher schädlich, als nützlich. — Ich wünschte, jedesmahl, wenn ich eine Materie als Gelehrter bearbeite, alles gute, was über dieselbe geschrieben worden ist, gelesen zu haben. Aber zur Zeit der Meditation selbst finde ich es nie rathsam, irgend einen Schriftsteller über den Gegenstand derselben zu Rathe zu ziehn. — Ein mittelmäßiger nutzt wenig; ein großer führt uns irre. Die Stärke seiner Ideen, oder die Schönheit seines Ausdrucks giebt Anlaß, daß wir, auf dieselbe Art und in derselben Manier zu schreiben versuchen, in welcher wir ihn so vollkommen finden. Dieß darf nicht immer die Sache unsers Vorsatzes seyn: es ist die Folge einer unwillkührlichen Nachahmung, und des Eindrucks, den große Geister auf andre machen. Indeß wird unsre eigne Denkkraft dadurch in der That mehr unterdrückt, als gehoben. Nicht mehr der Gegenstand selbst steht vor den Augen unsers Geistes, sondern das Bild, oder die Idee desselben, welche uns von dem Schriftsteller gleichsam aufgedrungen worden war. — Bald werden wir durch Vergleichungen, die

wir zwischen ihm und uns anstellen, mißmüthig und niedergeschlagen; bald suchen wir Aehnlichkeiten und anscheinenden Nachahmungen auszuweichen, verrücken aber dadurch die richtige Folge unsrer Ideen, oder verfälschen unsre natürlichsten Empfindungen.

Alle solche Behutsamkeitsregeln sind allerdings für den schwächern Geist nothwendiger, als für den stärkern. Je mehr, und je eigenthümlichere Ideen jemand, bey dem Anblicke der Dinge selbst und bey der Zergliederung seiner eignen Gefühle, erhält: desto weniger darf er fürchten, den Gang, oder die Form derselben, durch den zu gleicher Zeit mit fremden Ideen gepflognen Umgang, zu stören. In mittelmäßigen Köpfen aber tönt die Rede eines großen und vortrefflichen Schriftstellers lange Zeit nach, so wie eine rauschende Musik in schwachen Gehörnerven. Ihre Denkungsart, ihr Styl nimmt, eine Zeit lang, die Farbe ihres Musters an. Aber weit entfernt, daß Werke, die sie in dieser Stimmung ausarbeiten, mehr Vollkommenheit erhalten sollten, wird ihnen nur dadurch das Gepräge der Nachahmung gegeben, der Reitz der Neuheit und des Natürlichen hingegen, den alle eigenthümlichen Ideen,

auch selbst der Menschen von mittleren Fähigkeiten, haben, entzogen.

8.

Unter die Vorbereitungen der Meditation gehört nicht bloß die Aufsuchung fremder Belehrungen; sondern auch die gelegentliche Durchsicht unsers eignen Gedanken-Vorraths. Aber auch diese Selbsterforschung muß, wie das Studium und die Lectüre, nicht erst in den Zeiten geschehn, wo wir die Resultate davon zu einer bestimmten Untersuchung brauchen, sondern muß ein eignes freyes Geschäft unsers Lebens ausmachen.

Es fehlt den meisten Menschen, in Absicht der Gegenstände, welche das eigentliche Gebieth der Philosophie ausmachen, — der menschlichen Natur und der Sitten, — nicht an Stoffe, zur Bildung zusammenhängender Gedankenreihen, d. h. zur **Meditation**. Dieß wird schon durch diese Thatsache bewiesen, daß, wenn ein geistreicher Schriftsteller irgend eine Materie dieser Art, in einem faßlichen Vortrage und Styl, behandelt, Leser, die sich unfähig gefühlt hätten, etwas ähnliches hervorzubringen, doch im Stande sind, ihn vollkommen zu verstehn

daß sie ihm beypflichten, das heißt, seine Behauptungen, mit ihren eignen Erfahrungen und mit ihrem bisherigen Gedankensystem für übereinstimmend erklären; und daß sie gerade bey den Stellen, welche ihnen am besten gefallen, zu empfinden glauben, daß sie selbst schon ehedem ähnliche Bemerkungen gemacht, und ähnliche Gedanken gehabt haben, aber nie sich derselben recht deutlich bewußt geworden sind. Es waren also die einzelnen Elemente und Bruchstücke von Ideen, woraus die von ihnen bewunderte Schrift zusammengesetzt ist, schon zuvor in ihrem Geiste. Ihr Unvermögen, etwas ähnliches zu sagen, oder zu schreiben, lag nur daran, daß sie die verborgnen Schätze desselben nicht selbst aufzusuchen wußten; daß sie nicht verstanden, sich aller der Thatsachen, die sie, in Bezug auf diesen Gegenstand, in ihrem Leben gesehen, oder aller der Gedanken, die sie über ihn, aus Unterredungen und Büchern, gesammelt hatten, zur rechten Zeit zu erinnern. Es lag daran, daß sie nicht vermögend waren, Blicke, die sie, von Zeit zu Zeit, in ihr eignes Herz, oder in das Herz andrer, gethan, und gewisse dem Gefühl ähnliche Urtheile, die sie über Handlungen und Begebenheiten gefällt

hatten,

hatten, bis zu der Klarheit, daß sie sie mit Worten ausdrücken konnten, zu erheben, sie auf Einen Haufen gleichsam zusammenzubringen, zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke zu verknüpfen, oder an gewisse allgemeine Principien anzureihen.

Zu allen unsern Meditationen also muß das Gedächtniß einen sehr großen Beystand leisten. Die auf der Stelle hervorgebrachten Ideen können immer nur einen kleinen Theil desjenigen ausmachen, was zu der Untersuchung eines weitläuftigen Gegenstandes gehört. Die meisten müssen uns schon, zu andrer Zeit, einzeln irgendwo eingekommen, oder uns von andern mitgetheilt worden seyn, und werden jetzo nur zu einer größern Deutlichkeit gebracht, oder in einer neuen Ordnung an einander gefügt.

So viel ist wenigstens unstreitig, daß, je bereitwilliger unser Gedächtniß ist, — sobald es durch unsern Vorsatz, gewisse Gegenstände zu untersuchen, aufgefordert wird, — die, in Beziehung auf sie, in ihm niedergelegten Thatsachen, Begriffe, Urtheile und Schlußreihen herzugeben; je mehrerley, schon in ihm vorhandne, ältere Gedanken unsrer selbst und andrer es uns, mit ihren Gründen und Folgen, in Erinnerung

bringt, wir desto leichter den Weg zu eignen, neuen Gedanken finden, und desto glücklicher in der ganzen Untersuchung fortkommen. Umsonst ist Scharfsinn und Imagination, wenn es an diesen gesammelten Vorkenntnissen, oder wenn es an dem nöthigen Gedächtnisse fehlt, um sie zur Zeit, wenn wir ihrer bedürfen, gegenwärtig zu haben.

Shakespear wird oft als der Mann angeführt, welcher alles aus seinem Genie und seiner Denkkraft geschöpft habe. Shakespear besaß freylich keine Schulgelehrsamkeit; d. h. er verstand die gelehrten Sprachen nicht. Aber wie viele Geschichten, Fabeln, Thatsachen, Sprüche der Weisen und der Völker sind nicht in seinem Kopfe aufgehäuft, die er nur aus Büchern, wenn auch nicht aus classischen Autoren, schöpfen konnte! Und welcher Vorrath von moralischen und politischen Kenntnissen ist nicht in allen seinen Werken sichtbar, die kein Genie erfinden, sondern nur eine lange Beobachtung der Welt, verbunden mit mannigfaltig aufgefaßten Gedanken andrer, verschaffen kann.

In einem noch höhern Grade ist dem Denker dasjenige Gedächtniß nöthig, welches ihm seine eignen Einfälle aufbewahrt. Denn jedes

etwas beträchtliche Werk des menschlichen Geistes ist eine in einem langen Zeitraume, nach und nach, gesammelte Weisheit. Niemand, der nicht die einzelnen Gewinste, die er macht, sammelt, wird ein reicher Mann. Wer demnach die vorzüglichen Ideen, die ihm sein Genius, in Augenblicken heitrer Laune, oft wie im Vorbeygehn, eingiebt, fest zu halten und auf künftigen Gebrauch niederzulegen weiß; wer auch nur mit der Geschichte seiner eignen Philosophie und seines eignen Lebens so bekannt ist *), daß

*) Es giebt, nach meiner Erfahrung, nur wenige Menschen, welche sich der Begebenheiten ihres eignen Lebens genau und pünctlich, besonders in Absicht der Folgen der einzelnen Veränderungen, zu erinnern wüßten. Und diese wenigen habe ich immer als philosophische Köpfe gefunden. Sie haben allerdings manchen Stoff des Nachdenkens mehr, als andre: und der allen gemeinschaftliche ist bey ihnen reichhaltiger. Da sie selbst die kleinern und alltäglichen Vorfälle des Lebens immer, im Zusammenhange und in ihrer richtigen Zeitfolge, vor Augen haben: so bringen sie auch mehr Zusammenhang in ihre Ideen, und können Ursachen und Wirkungen richtiger von einander unterscheiden. Es philosophirt sich weit besser über Thatsachen, deren Reihe man, von Anfange bis zu Ende, vollständig und in der wahren Ordnung der Natur gefaßt hat. Vielleicht macht aber auch die Anlage solcher Köpfe, ihre Gedanken, als Gründe und Folgen, mit einander zu verknüpfen, daß sie auch auf die

er sich aller, nach und nach von ihm gehegten, abgelegten, veränderten Meinungen, so wie der, nach und nach erlebten, angenehmen und unangenehmen Vorfälle und der dabey abwechselnden Empfindungen, zu erinnern im Stande ist: der hat schon dadurch, in Absicht der Meditation, die er über irgend einen Gegenstand anstellen will, einen großen Vorsprung, vor Personen, welche, bey gleicher Denk- und Erfindungs-Kraft, ein weniger getreues Gedächtniß besitzen. Bey jenem häufen sich nach und nach, wenn auch nicht die Kenntnisse und die eingesehenen Wahrheiten, doch die Veranlassungen zum Nachdenken und die Vordersätze zu neuen Schlüssen. Er ist mit vielen Fragen und Aufgaben bekannt, die bey der jetzt vorliegenden Materie zu machen wären; und er weiß leicht Beyspiele und Thatsachen anzuführen, welche dieselben zu erläutern dienen. Diese hingegen sind, auf die jetzige Lage der Dinge und auf den gegenwärtigen Zustand ihres Geistes, eingeschränkt, und des Vortheils beraubt, die ver-

---

Kette von Ursachen und Wirkungen, in den Dingen außer sich, und in allem, was ihnen widerfährt, aufmerksamer, als andre, sind.

schiedenen Denkungsarten, welche sie selbst in verschiedenen Zeitpuncten ihres Lebens gehabt haben, mit einander zu vergleichen. Wenn ihnen also auch Beobachtungen, Schilderungen der Dinge, und unmittelbar daraus gezogene Folgerungen gelingen: so wird ihnen doch eine länger fortgesetzte, zusammenhängende Gedankenreihe sehr schwer.

Wenn es Menschen gegeben hat, die, ohne Lectüre und ohne Bücherweisheit, große Einsichten geäußert haben, und tiefe Denker geworden sind: so ist es immer dadurch geschehen, daß sie, anstatt fremden Unterrichts, die Lehren, welche ihnen der Lauf ihres eignen Lebens gegeben hat, besser gefaßt, und getreuer behalten haben, als andre. Und vielleicht kann in der That die Aufmerksamkeit des Menschen, auf die eignen Begebenheiten seines Lebens, und auf die Abwechselungen seines eignen Denkens, seiner Sitten und seines Wohl- oder Uebel-Befindens, dadurch größer werden, wenn er nicht, durch gelehrte Kenntnisse, auf die Betrachtungen entfernter Zeiten, fremder Zustände, und der Ideen anderer Menschen, so stark hingezogen wird.

In jedem Falle ist das Gedächtniß eine, zum Selbstdenken unentbehrliche, Fähigkeit; und ohne eine gewisse, durch Natur und Uebung erlangte, Stärke desselben, ist der philosophische Geist einer Flamme gleich, der es an Nahrung fehlt, und welche auflodern und glänzen, aber nicht fortbrennen und leuchten kann.

Insbesondre ist es eine zur Meditation nöthige Vorbereitung, alles, was man, über den Gegenstand derselben in seinem Leben erfahren, in dem Laufe seiner Studien gelernt, oder in seinen frühern Untersuchungen herausgebracht hat, geflissentlich ins Gemüth zurückzurufen. Es ist besser, wenn dieß zuerst in stillen Selbstgesprächen, als wenn es mit der Feder in der Hand geschieht. Ueberhaupt ist es unglaublich, wie nützlich solche, über die Geschichte unsers vergangnen Lebens, und über unsre eignen Gedanken, Empfindungen und Handlungen angestellte Untersuchungen, die bisher fast nur die Sittenlehrer zur Erlangung der moralischen Selbstkenntniß angepriesen haben, auch dem Philosophen überhaupt, zur Erweiterung seiner Einsichten und zu Schärfung seines Verstandes, seyn! Wie begierig suchen wir oft Ideen in neuen Büchern, in Gesellschaft, auf Reisen,

die wir schon vollkommner und reifer, in unserm eigenen gesammleten Vorrathe, finden würden; wenn wir uns öfter Zeit ließen, in uns selbst hinabzusteigen, und das zu wiederhohlen, was wir gesehen, gehört, gelesen, und selbst gedacht haben.

9.

Ich schließe diesen ersten Theil meines Aufsatzes mit einer Bemerkung, die mir durch die Erinnerung, an manche glückliche Stunden meines Lebens, wichtiger wird, als sie vielleicht meinen Lesern scheinen mag.

Der Anblick der schönen Natur nähmlich und die Bewegung tragen, nach meiner Erfahrung, nicht wenig dazu bey, das Denken zu befördern.

Was mir, zwischen den vier Wänden meiner Stube, durchaus nicht gelingen wollte, darüber wurde ich Meister, wenn ich in freyem Felde, auf der Wiese, im Walde nachdachte. Und Gedanken, die sich bey mir, auf meinen Wanderungen durch Fluren einer anmuthigen, aber einförmigen Ebne, nur unvollkommen entwickelt hatten, schienen mir auf einmahl in ein helles Licht zu treten, und selbst sich bis zur Schönheit und Würde zu erheben, wenn ich sie, an

dem Abhange eines Berges sitzend, erneuerte, wo ein reiches und anmuthiges vor mir ausgebreitetes Thal, das Rauschen eines Bergbachs, tief unter mir weidende Heerden, und arbeitende, oder wandelnde, Menschen, meine Sinnen mannichfaltig beschäftigten.

Es ist dieses der Natur des menschlichen Geistes vollkommen gemäß. Wofern die Eindrücke der Sinne nur nicht so stark und lebhaft sind, daß sie die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande des Nachdenkens abziehn: so befördern sie durch die Bewegung, in welche sie die Organe setzen, den guten und schnellern Fortgang des Denkens. Wenn jene Eindrücke etwas von Anmuth, Schönheit, oder Erhabenheit in sich enthalten: so ziehn sie, durch die Kraft der Verwandschaft, auch über unsinnliche Gegenstände, anmuthige, schöne oder erhabne Gedanken herbey.

Man erzählt von Gelehrten und Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts, daß sie zu Pferde an ihren Werken gearbeitet haben*). Ich gestehe es, daß

---

*) Robert Stephanus theilte, auf einer Reise zu Pferde, die Verse zu seiner Ausgabe des N. T. ab; und Bernardo Tasso dichtete zu Pferde seinen Amadis.

ich Mühe habe, mir dieß als möglich zu denken. Aber davon habe ich einen Begriff, und selbst einige Erfahrung, daß man zu Pferde die Ideen zu einem Buche sammeln und vorbereiten könne. Diese lebhafte und sanft erschütternde Bewegung, die ein munteres und doch nicht unruhiges Pferd seinem Reiter giebt, und die schnellere Abwechselung der Gegenstände, bey welchen es ihn vorbeyträgt, ist, — besonders wenn diese Gegenstände anmuthig und mannigfaltig sind, — sehr geschickt, das Gemüth in einen Zustand der Beschaulichkeit und des Selbstgenusses zu wiegen, welcher der Hervorbringung neuer Ideen günstig ist.

Dieß ist einer der Vorzüge, durch welche sich Gebirgsgegenden denkenden und empfindenden Menschen so sehr empfehlen: daß, durch den Umfang, die Schönheit, und selbst das Wilde und Fürchterliche der Aussichten, welche sie darbiethen, sie das Gemüth zu Betrachtungen einladen, und dem Verstande, zu einer gleichen Erweiterung oder Erhöhung seiner Begriffe, behülflich sind, als sie unserm Gesichtskreise verschaffen. Es ist, als wenn wir die Dinge und Begebenheiten der Welt unserm Gemüthe mehr gegenwärtig machen könnten, wenn wir wirklich

einen beträchtlichen Theil derselben auf einmahl vor Augen sehen. Wir sind überdieß im Gebirge gleichsam an der Quelle und bey dem Ursprunge vieler Naturerscheinungen: und die Untersuchung, über die Natur und Entstehung der Dinge, worauf am Ende alle Philosophie hinausläuft, ist also der Lage eines denkenden Gebirgsbewohners recht angemessen.

Zweyte Abtheilung.

Die Verschiedenheiten der Methoden des Denkens, von welchen ich in diesem Theile meines Aufsatzes zu reden die Absicht habe, sind selbst von zweyerley Art. Es giebt deren, unter welchen man, bey einer und derselben Materie, nach Gefallen wählen kann. Es giebt andre, welche an die Natur des Gegenstandes geheftet sind, und daher zugleich die verschiedenen Gebiethe der menschlichen Kenntnisse von einander absondern. Jene sind sehr mannigfaltig, und vervielfältigen sich mit jedem

Volke, welches in die Reihe der cultivirten tritt, und beynahe mit jedem vorzüglichen Denker. Denn jede Sprache enthält die Form einer eignen Ideen-Verknüpfung, die durch das National-Genie gebildet wird, und auf dasselbe zurückwirkt. Und diese Formen leiden, durch die eigenthümlichen Anlagen der vorzüglichen Köpfe, von neuem mancherley Abänderungen, die in ihren Werken als Muster zur Auswahl, für die Menschen von gewöhnlichen Denkfähigkeiten, zurückbleiben. Von den Unterschieden der zweyten Art, ist vorzüglich die, zwischen der philosophischen und der mathematischen Denkart, merkwürdig. Ich schränke mich in dieser, ihrer Absicht nach, praktischen Abhandlung, bloß auf die Betrachtung der ersten Gattung ein.

Unter den Verschiedenheiten des Denkens, die nicht von der Natur des Gegenstandes, sondern von der Geistes-Anlage des Menschen, abhängen, scheinen sich mir folgende sechs, als weiter von einander abstehend, oder als die Grenzlinien vieler mittlern kleinern Schattirungen, auszuzeichnen. Ich nenne die erste die Methode des Unterrichts, oder die systematische, die zweyte die Methode der Erfindung, oder die Sokratische, die dritte die

historische, die vierte die widerlegende, die fünfte die commentirende, die sechste, die beobachtende.

I.

Die erste ist die, nach strengen Regeln geordnete, und vollständige Auseinandersetzung einer zusammenhängenden, und einzigen Ideen-Reihe, die von ganz einfachen Begriffen, und den ersten Principien, ausgeht, und, indem sie zu den erstern immer neue und neue Bestimmungen hinzufügt, und unter die andern immer neue und neue Untersätze subsumirt, zu dem Besondern und dem Unbekannten herabsteigt. In dieser Methode gehn die Definitionen vor allem voraus: auf sie folgen gewisse Grundsätze, die entweder als selbst evident, oder als, aus andern Wissenschaften und aus der gemeinen Erfahrung bekannt, angenommen werden. Aus diesen Grundsätzen, oder aus dem Zwecke der Untersuchung, werden die Gründe zu der Eintheilung der zuvor definirten Gegenstände hergeleitet; und diese Eintheilung bestimmt zugleich die Ordnung der Subsumtionen, und folglich der damit anzufangenden Schlußreihen. Die Beweise folgen auf die Sätze; und die Erläuterungen durch Beyspiele folgen auf die Beweise.

Die Theorie wird vorangeschickt, und die Thatsachen, worauf sie sich stützt, folgen. Die abgezogensten Begriffe und Sätze machen den Anfang, und man schließt mit den concretesten.

Diese Methode ist allerdings, um, in einer schon erfundnen und geordneten Wissenschaft, Unwissende zu unterrichten, die beste. Sie wird in der Mathematik, in aller ihrer Strenge befolgt. Sie wird in den Compendien für philosophische Vorlesungen so weit beybehalten, als es die Natur der Gegenstände erlaubt. Sie wird zuweilen — obgleich seltner, auch von Schriftstellern gebraucht, welche neue Untersuchungen anstellen. — So viel ist klar, daß eine, nach dieser Methode angestellte, Meditation nur gleichsam eine zweyte Reise, durch ein schon bekanntes Land, seyn kann. Denn sie setzt schon die Bekanntschaft mit den meisten der Begriffe und Sätze voraus, die sie an einem, sich von ihrem Ursprunge entwickelnden, Faden an einander reiht. — Nicht zu gedenken, daß, in Materien philosophischer Betrachtung, die Definition oft erst das Resultat der Theorie ist, und dieselbe im Keime enthält; oder daß sie doch schon auf sie Rücksicht nimmt, und zum Behufe der erst folgenden Lehrsätze gemacht wird; — nicht zu gedenken,

daß die Eintheilungen, mit welchen diese Meditation anfängt, nichts anders als Fächer einer Anordnung sind, welche nur schicklich gemacht werden kann, wenn man die anzuordnenden Sachen vorläufig übersehen hat: so würde auch, in den Beweisen selbst, diese Methode, die mit den bekannten Principien und mit den allgemeinsten Sätzen anfängt, und mit neuen Erfindungen und mit der Erkenntniß des Besondern und Einzelnen schließen will, wenn dieses Ziel zuvor nicht abgesteckt wäre, ein bloßes Herumirren auf Gerathewohl seyn müssen, bey welchem nur ein glückliches Ohngefähr, zu einem nützlichen und die Einsichten des Menschen erweiternden Endpuncte, führen könnte. Denn wenn jemand, weder durch Erfahrung, noch durch Wahrscheinlichkeiten und Muthmaßungen, einige Vorkenntnisse von den mehr particulären Sätzen hat, auf die er eine gewisse, a priori sich entwickelnde, Ideenreihe hinleiten soll: — wie kann er voraus wissen, ob die Subsumtionen, die er unter die allgemeinen Sätze macht, ihm zu brauchbaren Schlußfolgen verhelfen werden?

Diese Methode des Nachdenkens ist daher sehr wohl anwendbar, wenn das Nachdenken bloß die Absicht hat, Ideen, welche uns schon,

durch den empfangnen Unterricht beygebracht, oder durch vorhergegangne Meditationen eigen geworden sind, in ein gemeinschaftliches System zu verweben, und sie, zu einer deutlichen und ordentlichen Mittheilung an andere, vorzubereiten. Aber wenn sie, bey eignen und neuen Untersuchungen, angewandt werden soll: so setzt sie, zuerst, bey dem Gegenstande eine solche Beschaffenheit voraus, welche diesen Ideengang, vom Allgemeinen zum Besondern, in seiner Untersuchung erlaubt. Sie erfordert, zweytens, bey der Person einen viel umfassenden, und mit seinem Blicke der Entwickelung seiner Ideen zuvorlaufenden Geist. Sie verlangt, daß er gleichsam die ganze Gegend des Landes der Wissenschaften, welche er durchreisen will, aus einem höhern Standpuncte überschaue, damit er wisse, wo er die Heerstraßen anzulegen habe, in welcher Richtung er sich durch die Wildniß dunkler Begriffe am leichtesten Bahn schaffen, und wo er hoffen könne, fruchtbare und ergiebige Plätze zu finden, bey welchen er mit seinen Schlüssen ausruhn und endigen werde. Das systematische Verknüpfen, selbst einer schon völlig bekannten und geläufigen Anzahl von Begriffen und Sätzen, ist kein leichtes Un-

ternehmen, wenn die Anzahl derselben beträchtlich ist. Aber die erst aufgespürten Ideen, gleich bey ihrer Entstehung, systematisch ordnen, und nach einer eben so strengen Methode bey Meditationen, durch welche man unbekannte Seiten des Gegenstandes zu erforschen sucht, als bey dem wissenschaftlichen Unterrichte über schon bekannte, verfahren: das ist in vielen Fällen durchaus unmöglich, aber in allen nur den vorzüglichsten Denkern eigen. Derjenige, welcher die eine Haupteigenschaft des philosophischen Geistes, die Gabe der Beobachtung besitzt, aber nur auf eine Sache auf einmahl seine Aufmerksamkeit zu richten, — nicht aber indem er die eine anschauet, zugleich das Vorhergehende, das Nachfolgende, und das damit Verwandte, wenigstens mit halbem Bewußtseyn, sich vorzustellen weiß, wird in Geistes-Arbeiten, wo er diese Methode anwenden will, nicht glücklich seyn. Der Lauf seiner Gedanken wird alle Augenblicke von dem geraden Wege des Systems abkommen: und einige unrecht gewählte, oder zu sehr vervielfältigte Subsumtionen werden ihn gar bald irre, oder doch weiter führen, als er, nach dem Plane des Ganzen, in der Ausführlichkeit der einzelnen Theile gehn sollte.

Man

Man kann die Operation des Geistes, bey dem systematischen Denken, mit der Zusammensetzung einer künstlichen Maschine vergleichen. Ehe diese zusammengesetzt werden kann, müssen ihre einzelnen Triebwerke und Räder schon ausgearbeitet seyn. Wenn deren viele sind: so müssen sie auch gezählt und beziffert seyn, damit jedes zu rechter Zeit und am rechten Orte angebracht werde. Sind diese Anstalten nicht zum voraus gemacht: so muß man oft die ganze Maschine, um eines zurückgebliebnen, oder falsch angebrachten Stückes willen, aus einander nehmen.

Der systematische Denker ist wie ein Reisender, der zu einem bestimmten Ziele eilt, und der den Weg in der kürzesten Zeit zu machen sucht. Er muß nicht bloß auf die Dinge, die vor seinen Füssen, oder nahe um ihn herumliegen, — er muß immer weit vor sich hinaus sehn; er muß sich weder durch angenehme Ruheplätze aufhalten, noch durch interessante Aussichten auf Nebenwege verleiten lassen. Der nicht systematische Denker ist einem Spatziergänger ähnlich, der Muße hat, jeden Gegenstand, nach dem Maße, als er ihn an sich zieht, oder ihm Belehrung verspricht, zu betrachten; der, mit ganzer Seele und mit voller Aufmerk-

samkeit, da ist, wo er ist, ohne einen andern Zweck, als den, sich zu unterhalten, oder seinen Wohnort gelegentlich kennen zu lernen. Bey gleichen Fähigkeiten und bey gleicher Wißbegierde, wird der Reisende weit mehr Mühe haben, die Dinge richtig zu sehen, oder genau zu erforschen, als der in seiner Heimath Lustwandelnde. Und nie wird derjenige ein ganzes Land wirklich kennen lernen, der in demselben immer auf Reisen ist, und sich mehr um die geographische Lage der Städte und Flecken, als um das, was sie enthalten, — mehr um die Richtung der Heerstraßen, als um die Beschaffenheit und die Erzeugnisse der Fluren, durch welche sie gehn, bekümmert.

Diese, auf viele Gegenstände zu vertheilende, Aufmerksamkeit, dieses beständige Zurückblicken auf das, was man schon gesagt, — dieses Hinaussehen auf das, was man noch zu sagen hat, selbst die Art von Zwang, welche die strenge Ordnung dem Geiste auflegt, ist weder der Lebhaftigkeit des Witzes, noch dem Feuer der Einbildungskraft günstig. Selten bedienen sich daher schöne Geister, oder Philosophen, die zugleich dichterische oder rednerische Talente haben, dieser Methode. Diejenige Arbeit, wobey sie

sich am besten anwenden läßt, die Wiederhohlung und Zusammenstellung schon bekannter, aber noch nicht gut verbundner Ideen, ist für Männer dieser Art nicht anziehend. Und wenn sie selbst den Gegenstand von neuem, nach einem systematischen Plane, untersuchen: so bringt die Lebhaftigkeit, mit welcher sie jeden Theil desselben ergreifen, sehr bald Unordnung in diesen Plan. Das Werk bleibt daher größtentheils ein Bruchstück: weil sie entweder nicht den Muth haben, vortreffliche Gedanken wegzuschneiden, die ihnen in dem Laufe der Meditation zufließen, die sich aber, in der strengen Ordnung des Systems, mit den folgenden Gliedern der Reihe nicht gut verknüpfen lassen; oder weil sie überhaupt über der Schwierigkeit ermüden, mit angelegten Fesseln, doch den ihnen sonst gewöhnlichen, freyen Gang des Geistes beyzubehalten.

Auch Rousseau'n ist es in dem Werke, welches er in dieser Manier arbeitete, dem Contrat social, weniger, als in seinen übrigen gelungen, die Vollkommenheit zu erreichen. Indem er seinem Geiste Zwang anthat, um ihn bey der Reihe abstracter Ideen, welche er durchzugehn hatte, ununterbrochen festzuhalten, und ihm kei-

nen Ausflug auf Gemählde und Empfindungen, wozu er so viel Hang hatte, zu erlauben; schwächte er denselben, und machte, daß er hinter demjenigen Ziele zurück blieb, welches er, vermöge seiner natürlichen Geisteskraft, erreichen konnte. *)

---

*) Auch die Urheber der größten systematischen Werke sind doch nicht immer bey den Meditationen, woraus ihre Werke entstanden, systematisch zu Werke gegangen. Der Keim, woraus sich ihre Gedankenreihen entwickelten, lag oft nicht in den höchsten Principien, woraus sie sie zuletzt herleiteten, sondern in sehr speciellen Sätzen: entweder in gewissen, unter den Philosophen bisher streitigen Puncten, oder in einzelnen Theorien scharfsinniger und berühmter Männer, von welchen sie eine Zeitlang waren eingenommen worden, und in denen sie hintendrein Fehler fanden. So scheint es mir, daß die Erklärung, welche Hume von dem Ursprunge des Begriffs der Caussalität, aus der bloßen Gewohnheit, gewisse Dinge immer auf einander folgen zu sehn, giebt, — und die Vergleichung dieser Erklärung, mit den eben so unzulänglichen Beweisen, welche die Wolfianer von dem Satze des zureichenden Grundes führen, einer der ersten Fäden war, an welche Kant seine Untersuchungen anreihte. Ein anderer war die Prüfung der Leibnitzischen Behauptung, daß Raum und Zeit, Vorstellungen von der Ordnung der Dinge in ihrem Nebeneinanderseyn und in ihrer Folge sind. Einen dritten gab die unter den Philosophen herrschende Meinung, daß die strenge Gewißheit der rein mathematischen Sätze ihnen nur deßwegen zukomme.

2.

Die zweyte Methode des Meditirens ist die Sokratische, welche man, was das Wesentliche in ihr betrifft, als die natürlichste und gewöhnlichste Methode der Ideen-Erfinder ansehen kann. Sie fängt damit an, womit der

---

weil diese Sätze analytisch sind. — Ich stelle mir vor, daß diese einzelnen, aus verschiednen Anfangspuncten auslaufenden, und nach verschiedenen Methoden des Denkens verfolgten Ideen-Reihen, endlich, weil ihrer viele waren, und sie sämtlich demselben Felde der Wissenschaften angehörten, einander so nahe rückten, daß sie, — durch ein geschicktes Anpassen ihrer Enden, und durch das Einschieben einiger Zwischensätze, — ohne Zwang, obgleich nicht ohne Kunst, zu Einem Ganzen vereiniget werden konnten. Ohne Zweifel war eine neue, von den ersten Gründen anfangende, Meditation nöthig, um die zuvor, durch mancherley Methoden des Denkens gefundne und nach und nach gesammelte Materialien des großen Gebäudes, nach einem zusammenhängenden Plane, zu verarbeiten. Es wäre lehrreich, wenn Erfinder neuer Systeme uns entdeckten, welche Region der Begriffe sich bey ihnen zuerst aufgehellt, und wie das Licht sich, von einem Theile ihres Gedankensystems auf die andern, verbreitet habe. Und es ist selbst nicht unnütz, wenn die, welche von ihnen lernen, diese Geschichte ihrer Erfindungen aus wahrscheinlichen Anzeigen zu schließen suchen.

Unwissende, der sich selbst unterrichten will, immer anfangen muß, mit einzelnen Thatsachen, die sie entweder als Beyspiele braucht, um Begriffe daraus abzuziehn, oder als Erscheinungen, zu deren Erklärung sie Hypothesen versucht. Zuweilen legt sie allgemein angenommene Meinungen, die Sagen der Vorwelt, oder die Aussprüche der Weisen ihren Untersuchungen zum Grunde. Indem sie den wahren Sinn derselben zu erforschen, oder ihre Wahrheit zu prüfen bemüht ist, kommt sie nach und nach zur Untersuchung der Gegenstände selbst. Sie versucht da, wo sie in den Behauptungen der Aelteren einen Irrthum wahrnimmt, ihnen durch eine Einschränkung, oder einen Zusatz mehr Richtigkeit zu geben; prüft diese Aenderung von neuem, — klärt weiter auf, was sie, in dieser veränderten Ansicht der Dinge noch dunkel findet; und so steigt sie, von einer Berichtigung ihrer Voraussetzungen zur andern, von einem aufgeworfnen und gehobnen Zweifel zum andern auf, bis sie endlich über die ganze Materie Licht verbreitet, und bey Behauptungen anlangt, die durchaus verständlich sind, alle Schwierigkeiten lösen und alle Gründe der Wahrscheinlichkeit in sich vereinigen.

Diese Methode ist für den Schriftsteller, wenn er sich deren auch zur Darstellung seiner Gedanken bedient, die leichteste: denn es ist die, nach welcher er wirklich seine Einsichten erlangte. Sie hat zugleich etwas sehr Anmuthiges für den Leser. Denn außerdem, daß sich ihm der Sokratische Schriftsteller gleichstellt, und sich mit ihm gemeinschaftlich zu unterrichten scheint, anstatt ihm, wie der Systematiker, bloß seine Weisheit mitzutheilen, genießt der Leser hier des Vergnügens, der Meditation des Philosophen gleichsam beyzuwohnen, und nicht nur die entwickelten Ideen desselben zu erfahren, sondern auch zu sehen, wie sie sich, nach und nach, entwickeln. Dazu kommt, daß wir an dem, was uns wohl bekannt und geläufig ist, einen gewissen Antheil nehmen, und uns alles leichter und deutlicher wird, was sich an dasselbe anknüpft, oder daraus hervorgeht. Wer einer Sentenz, die wir oft im Munde führten, ohne viel dabey zu denken, einen bedeutungsvollen Sinn zu geben, oder aus einer gemeinen Erfahrung, die wir oft gemacht haben, ohne merklich dadurch belehrt zu werden, wichtige Aufschlüsse zur Erklärung der Dinge, oder nützliche Vorschriften für unsre Aufführung zu ziehn

weiß, macht uns durch diesen Unterricht mehr Vergnügen und prägt ihn unserm Gedächtnisse tiefer ein, als wenn er uns dieselben Sachen, als neue Wahrheiten, aus unbekannten Gründen vortrüge.

Diese Methode, sagte ich, sey dem Selbstdenker, zur Mittheilung seiner Ideen, die bequemste, weil er bey ihr den Weg nur wiederhohlt, auf welchem er zu seinen Einsichten gelangt war. Aber eben daraus erhellet, daß sie nur für den Selbstdenker bequem ist, und alle diejenigen Geistesgaben voraussetzt, die sich bey einem Erfinder neuer Ideen vereinigen müssen. Lessing und Engel sind unter uns große Meister in dieser Kunst der Darstellung. Und es gehören eben die in beyden so hochgeschätzten Talente, — es gehört der Geist eines Plato oder eines Franklin dazu, wenn man in ihrer Manier denken und schreiben will. Die Werke dieser Männer sind Poesie, die sich in Philosophie auflöset. Dichterische Einbildungskraft wird also dabey zugleich, mit tief eindringendem Scharfsinne, vorausgesetzt. — Es ist nicht gleichgültig, wie die erste Thatsache, von welcher man ausgeht, gewählt, und wie sie erzählt wird. Die Gabe, das Einzelne anschaulich und lebhaft

darzustellen, die Kunst, gut zu beschreiben und gut zu erzählen, — ein wichtiger, und vielleicht der schwerste Theil der Beredsamkeit, — ist unentbehrlich, wenn man von dem Besondern anfangen will, um allgemeine Wahrheiten daraus zu folgern. Gelehrsamkeit und Kenntniß der Welt, — alles, was die Anzahl der, in dem Gedächtnisse eines Mannes gesammelten, Thatsachen vermehrt, alles, was seinen eignen Erfahrungskreis von Dingen und Menschen erweitert, oder ihm, über Begebenheiten und Meinungen der Vorzeit, eine ausführlichere Kenntniß giebt, setzt ihn auch besser in den Stand, philosophische Untersuchungen auf Thatsachen und Erfahrung zu bauen. Denn gar viel leichter spinnt sich eine solche analytische Entwickelung der Ideen in einem, mit mannigfaltigen Kenntnissen bereicherten, Kopfe an, als in dem, dessen trockne Philosophie nicht durch Gelehrsamkeit und Umgang mit Menschen unterstützt wird. Der bloß speculative Kopf nimmt immer gerne den Weg a priori: nur der, durch Kunst, Geschichte und Welterfahrung, mit sinnlichen und praktischen Gegenständen Bekannte wählt den Weg a posteriori und verfolgt ihn mit Glücke.

Doch, was noch mehr, als Einbildungskraft und Gelehrsamkeit, zu dieser Sokratischen Meditation erfordert wird, ist eine Art von Witz, oder Scharfsinn, oder die Vereinigung von beyden: wodurch alle Seiten einer Sache aufgesucht, und die kleinern Aehnlichkeiten, oder Verschiedenheiten, die zwischen ihr und andern Dingen vorhanden sind, und die geheimern Verbindungen, wodurch sie mit andern zusammenhängt, ausfündig gemacht werden.

Man erklärt gemeiniglich den Witz durch die Fähigkeit, die Aehnlichkeiten, — und den Scharfsinn durch die Fähigkeit, die Verschiedenheiten der Dinge zu finden. Ich gestehe es, daß mich beyde Erklärungen nie völlig befriedigt haben. Die Ursache ist, weil ich finde, daß in Metaphern und Allegorieen, — deren Wesen in aufgefundnen Aehnlichkeiten besteht, weit mehr die Einbildungskraft glänzt, als der Witz; daß auch der Verstand, bey einem völlig methodischen Nachdenken, wo niemand etwas witziges gewahr wird, Vergleichungen anstellt, — ja daß fast alles unser Denken in Vergleichungen besteht, oder aus denselben hervorgeht; — weil ich finde, daß, in witzigen Einfällen, und in allen Producten des Geistes, welche dem Witze

nach ungetheilter Meinung zugeschrieben werden, eben so oft Unterscheidungen, als Verbindungen vorkommen, und eben so oft verborgne Unähnlichkeiten, als Aehnlichkeiten ins Licht gesetzt werden; weil ich endlich finde, daß der Scharfsinn sich eben so wohl in der Zusammensetzung, als in der Trennung der Dinge zeigt, und daß er überhaupt dem Räsonnement eigen und eine Bestimmung desselben ist, — zu welchem doch mehrerley Verrichtungen des Geistes, als bloß die Aufsuchung der Verschiedenheiten gerechnet werden.

Es scheint mir, aus Gründen, zu deren völliger Auseinandersetzung hier der Ort nicht ist, daß eben deßwegen Witz und Scharfsinn so schwer zu erklärende Wörter sind, weil sie die Fähigkeiten zu unerkärlichen Verrichtungen der Seele ausdrücken sollen; ich will sagen, weil sie die Fähigkeiten ausdrücken, durch welche Ideen plötzlich entstehen, und ohne daß sie aus den vorhergehenden Ideen, oder aus dem vorsätzlichen Bemühn des Geistes begriffen werden können. Es ist in beyden immer der Verstand und nicht die Einbildungskraft, welche wirkt: denn das, was beyde hervorbringen, sind Gedanken und nicht Bilder. Aber er scheint zu

wirken, wie die Einbildungskraft, — durch eine bloße Association der Vorstellungen. Sey es, daß Witz und Scharfsinn nichts anders ist, als ein sehr schnell denkender Verstand, welcher ganze Reihen von Schlüssen durchläuft, ohne daß der Geist sich der Mittelbegriffe klar bewußt wird, und daher Resultate herausbringt, welche, obgleich wirklich Folgerungen von durchlaufenen Ideen-Reihen, Eingebungen zu seyn scheinen; — sey es, daß das ihnen Gemeinschaftliche, in einer vorzüglichen Harmonie zwischen Verstand und Einbildungskraft, oder in einer größern Herrschaft des erstern über die letztere, besteht: immer ist ausgemacht, daß diese Fähigkeiten in dem, was sie hervorbringen, dem nachforschenden Verstande gleichen, und in der Art, wie sie es hervorbringen, der dichtenden Einbildungskraft. Sie selbst, (wenn es möglich ist, Wörter, die in dem Munde des großen Haufens sind, und so feine Unterschiede ausdrücken, auf eine alle befriedigende Weise, zu erklären,) scheinen so von einander verschieden zu seyn: daß der Witz der Einbildungskraft, der Scharfsinn dem nachdenkenden Verstande näher verwandt ist. In beyden ist die denkende Kraft gleichsam spielend: sie findet, ohne zu su-

chen; sie erndtet, ohne gesäet zu haben; sie bringt hervor, ohne Arbeit. Aber beym Witze wird dieses Spiel, selbst mit dem Sinnlichen, mit Bildern, mit concreten Gegenständen getrieben, — beym Scharfsinne, mit dem Unsinnlichen, mit Begriffen oder Ideen, mit allgemeinen Wahrheiten: daher die Producte des Witzes gemeiniglich nur zur Belustigung, zur Erregung des Lachens, — die Producte des Scharfsinns hingegen, zur Belehrung, zur Erfindung neuer Wahrheiten abzielen. — Doch wenn in einer ernsthaften Meditation, wenn in der Untersuchung der Wahrheit, die Hülfe des Sinnlichen nöthig ist; wenn Bilder Ideen erläutern, und Thatsachen und einzelne Erfahrungen zu Lehrsätzen führen sollen: dann ist auch der Witz dem Philosophen und wissenschaftlichen Untersucher nützlich.

Hier ist es nun, wo sich die bisherige Abschweifung an meine obigen Betrachtungen anschließt.

Deßwegen hat die Sokratische und die Fränklinische Methode zu untersuchen, des Witzes nöthig: weil sie gleichsam spielend anfängt, und belehrend endigt; weil sie von Dingen des gemeinen Lebens, von Gegenständen der Sinne

und der Einbildungskraft ausgeht, und bey Lehren der Weisheit, oder bey Lehrsätzen der Wissenschaft, — Gegenständen des Verstandes und der Vernunft — endigt.

Alle einzelne Dinge sind unendlich zusammengesetzt, und haben also viele Seiten, von welchen sie sich betrachten lassen. Abgezogne Begriffe nähern sich den einfachen. Wo jene zum Grunde der Meditation gelegt werden, da muß nicht nur die Einbildungskraft mit dem Verstande, von Anfange an, geschäftig seyn: sondern es ist auch diejenige besondre Wirksamkeit des Verstandes nöthig, welche plötzlich und gewisser Maßen unerklärlich wirkt. Es ist mehr ein glücklicher Einfall, als eine ausführliche Untersuchung, durch welche man den Punct ausfündig machen kann, wo sich an das Besondre der zum Allgemeinen führende Leitfaden am bequemsten anknüpfen läßt. Was der Philosoph bey dieser Art zu meditiren thut, ist ungefähr das Umgekehrte von der Operation des Dichters, wenn er allgemeine Begriffe in Metaphern und Allegorieen einkleidet.

3.

Alle folgenden Methoden der Meditation sind gewisser Maßen nur Unterarten der Sokrati-

schen. Unter denselben zeichnet sich die welche ich als die dritte gezählt und die historische genannt habe, vorzüglich aus.

Es ist eine doppelte Art der Geschichte, durch welche man die Meditation über einen Gegenstand einleiten kann: die Geschichte der Sache, oder die Geschichte der Kenntnisse von der Sache.

Rousseau will über die Erziehung schreiben. Er nimmt einen Knaben an, der bey seiner Geburt ihm übergeben wird, und dessen stufenweise Entwickelung er beschreibt: und seine Theorie der Erziehungskunst ist eine Reihe von Reflexionen, eingeschaltet in die Geschichte einer bestimmten Erziehung. — Plato will, in seinen Büchern von der Republik, die Natur des Rechts und der Tugend erklären: und er läßt, unter seinen Augen, eine bürgerliche Gesellschaft entstehn, um zugleich mit ihr Tugend und Laster, Recht und Unrecht, Gesetz und Strafe aufkeimen zu sehen, und das Wesen der Sache, aus ihrem Ursprunge und allmähligen Fortgange, kennen zu lernen. Was Rousseau und Plato in Absicht ganzer Werke gethan haben, das kann in jedem philosophischen Werke bey einzelnen Untersuchungen geschehn. — Dieß war der

Gang, den die alten Philosophen überhaupt nahmen, um die ersten Grundsätze der Sittenlehre zu finden. Sie verfolgten den Menschen mit ihren Beobachtungen, von dem Stande der Thierheit an, in welchem er gebohren wird, bis zu der völligen Reife der Vernunft, mit welcher er als Mann seine Rolle in der Welt spielt; und bemerkten sorgfältig, in dieser Stufenleiter auf einander folgender Entwickelungen, den Punct, wo er anfängt eine Ahndung von Pflicht und Recht zu bekommen, und den, wo er anfängt die Tugend für das wünschenswürdigste Gut zu halten, und das Gesetz der Sitten als seinen höchsten Oberherrn anzuerkennen. Sie suchten die Rechte der Vernunft, auf die Anordnung der menschlichen Handlungen, dadurch sowohl zu erklären, als zu beweisen, indem sie den Uebergang des Menschen, von der Sinnlichkeit zur Vernunft, historisch darlegten.

Es ist klar, daß diese Methode eigentlich abzielt, zu demjenigen, was man in der Vernunftlehre eine genetische Erklärung nennt, zu gelangen, — einer Erklärungsart, welche uns eine Sache dadurch kennen lehrt, daß wir erfahren, wie sie entstanden, aus welchen Theilen sie zusammengesetzt, oder durch welche

Reihe

Reihe von Veränderungen sie in den Zustand ihrer Reife und Vollendung gekommen ist.

Ohne Zweifel ist diese Erkenntniß von dem Ursprunge eines Dinges, wenn sie vollständig ist, die vollkommenste, welche ein Mensch von dem Wesen desselben haben kann; denn sie ist diejenige, welche bey Gegenständen, die seiner Gewalt unterworfen sind, ihn in den Stand setzt, sie hervorzubringen. Wer die Reihe der Operationen genau und vollständig wüßte, durch welche die Natur das Gold aus seinen Bestandtheilen erzeugt, und sie im Kleinen nachzumachen im Stande wäre, würde ohne Zweifel Gold machen können. Auf diese und keine andre Weise geschieht es, daß wir alle Künste und Handwerke lernen: indem wir nehmlich, bey unserm Meister, dem Processe, wodurch das Kunstwerk entsteht, oft beywohnen, und uns davon nach und nach die Regeln abziehen, wie wir zu Werke gehen müssen, um ein ähnliches zu verfertigen. Indeß reicht in der Philosophie, besonders in der Moral und Politik, unsre Kenntniß der Geschichte der Sache und ihres Ursprungs nie so weit. Die Stufen der Entwickelung, die wir anzugeben wissen, hängen gemeiniglich nur von ferne zusammen: und zwi-

schen ihnen fehlen immer noch viele Operationen der Natur, deren uns mangelnde Kenntniß in der Kette der Ursachen und Wirkungen beträchtliche Lücken läßt. — Besonders sehen wir die organisirten und lebenden Wesen, zwar von Zeit zu Zeit verändert, und können diese Veränderungen aufzählen: und mit der Aufzählung dieser Veränderungen füllen wir eben die Naturgeschichte derselben aus. Aber der Uebergang, von einem dieser verschiednen Zustände zum andern, bleibt uns ewig verborgen. Wir sehen die Körper des Menschen, des Thieres, der Pflanze nicht wachsen; wir sehen nur, daß sie gewachsen sind. So ist es in Absicht der Einsichten, der Neigungen, der moralischen Empfindungen. Wir finden heute Begriffe im Kinde, die es vor vier Wochen noch nicht hatte. Und doch wissen wir nicht, wenn und wie es eigentlich zu diesen Begriffen gekommen ist. Um dieser Ursache willen bleibt also diese Philosophie, welche die Natur geistiger Gegenstände, durch die Geschichte ihrer Entstehung und ihres Wachsthums, kennen zu lernen sucht, ob sie gleich, wie ich glaube, eine der besten Methoden gewählt hat, und zu vielen einleuchtenden und nützlichen Aufschlüssen verhilft, doch von der

Erreichung ihres Ziels, einer wahrhaft genetischen Erklärung, noch sehr weit entfernt.

Diese Geschichtserzählungen von einer Sache, wodurch man die Untersuchungen über ihre Natur einzuleiten sucht, können selbst noch von verschiedner Art seyn. Es ist entweder die Geschichte eines Individuums, oder es ist Geschichte der Gattung: und die erstre ist hinwiederum entweder eine wahre oder eine erdichtete Geschichte.

Wenn ich z. B. über den Geitz, nach dieser Methode, Untersuchungen anzustellen die Absicht habe: so kann ich entweder das einzelne Gemählde eines bestimmten Geitzigen machen, und zeigen, wie aus seinen natürlichen Anlagen und den Umständen und Begebenheiten seines Lebens, seine übermäßige Neigung zum Gelde nach und nach hervorgieng. Oder ich kann die bekannte Geschichte eines berühmten Geitzhalses vor mich nehmen, und aus wirklichen Thatsachen die Natur der Leidenschaft, ihre Triebfedern, und die Vorstellungen und Meinungen, welche bey ihr zum Grunde liegen, abzuziehn suchen. Oder ich kann endlich, anstatt den Geitz, bey einem einzelnen Menschen, entstehen, wachsen, und auf mannigfaltige Weise sich

äußern zu sehn, der Geschichte des Geitzes im menschlichen Geschlechte nachforschen. Ich kann untersuchen, wie nach und nach, aus den allernatürlichsten Neigungen des Menschen, — aus der Liebe des Lebens und der Furcht vor dem Schmerze und dem Untergange, — die Liebe zum Eigenthum entstand; und wie diese in der bürgerlichen Gesellschaft, — besonders durch die hinzukommende Begierde über andre hervorzuragen, — zu einer unnatürlichen Leidenschaft ausarten konnte.

Die erste dieser Methoden, die Philosophie über einen moralischen Gegenstand, in eine Dichtung einzukleiden, setzt, wenn sie mit Glück angewandt werden soll, die seltensten Fähigkeiten voraus. Aber ein nach derselben ausgeführtes Werk ist auch eines der vollkommensten Erzeugnisse des philosophischen Geistes, und am meisten fähig, bey dem größern Publicum Eingang zu finden. Sie ist die, welche Rousseau in seinem Emil gewählt hat, und welche dieses Werk so reitzend macht. Sie erfordert dichterisches Genie, — das Talent eine Fabel zu erfinden, Begebenheiten mit Wahrscheinlichkeit an einander zu reihen, einen Knoten zu knüpfen und aufzulösen, Charaktere nicht nur zu schil-

dern, sondern auch handeln zu lassen. Und da diese Fabel nicht abzielt, die Leser bloß durch Theilnahme an den Schicksalen der Personen zu vergnügen; sondern da sie das Werkzeug seyn soll, philosophische Untersuchungen in Gang zu bringen: so muß, mit jenem dichterischen Genie, auch eine tief ins Innere der Sache eindringende Beobachtungsgabe verbunden seyn, damit unter der Hülle der Fabel Wahrheit verborgen liege; — es muß auch die Gabe des Abstrahirens damit verbunden seyn, welche die allgemeinen Wahrheiten, die das Resultat der Geschichte seyn sollen, aufzufassen und deutlich auszudrücken wisse.

Zwar gehört zu jeder philosophischen Abhandlung über einen sittlichen Gegenstand, wenn neue und dem Autor eigenthümliche Gedanken darin vorkommen sollen, eine aus Beobachtungen geschöpfte Kenntniß der Welt und der Menschen. Aber diese Beobachtungen müssen weit genauer und ausführlicher seyn, wenn sie hinreichen sollen, den Plan einer individuellen Geschichte darauf zu bauen, als wenn sie bestimmt sind, in ihrem philosophischen Gewande, als abgezogne Sätze, der Welt vorgelegt zu werden. Der dramatische Dichter, oder der

Romanschreiber, welcher den Geitzigen, oder den Unentschlossenen schildert, muß eine Menge kleiner Schattirungen und Aeußerungen wahrgenommen haben, auf welche der Philosoph, welcher bloß die Theorie dieser Gemüthszustände vorträgt, nicht Acht zu geben braucht. Wenn dieser letztre aber seine Theorie selbst, auf jene praktische Schilderung, zu gründen verspricht: so muß er auch beyde Forderungen, die, welche an den Dichter, und die, welche an den Weltweisen gemacht werden, erfüllen; er muß das Besondre und Kleine in den Dingen bemerkt haben, und muß doch das Allgemeine und Große herauszuziehn und abzusondern wissen.

In großen Werken demnach diese Methode zu befolgen, ist, wie ich schon gesagt habe, nur die Sache seltner und außerordentlicher Köpfe: aber bey einzelnen, kleinen Bruchstücken der Meditation, kann auch der gewöhnliche gute Kopf und jeder denkende Mann dieselbe zu Hülfe nehmen. Man ist auf diesem Wege wenigstens sicher, sich von der wirklichen Welt nicht zu weit zu entfernen und in Hirngespinste zu verlieren. Ueberdieß kann das, was, als Mittel zur Darstellung philosophischer Ideen, nur von wenigen gebraucht werden kann, doch

für viele eine Vorbereitung zu philosophischen Untersuchungen werden. Es ist dieß eine Uebung, welche ich jedem jungen Denker anrathen würde, daß er die Sache, welche er zu untersuchen vorhat, sich in einem individuellen Falle, so ausführlich von seiner Einbildungskraft vorstellen lasse, als wenn er ein poetisches Gemählde derselben entwerfen wollte; — und daß, wenn bey ihr Veränderungen nach einer gewissen Regel auf einander folgen, und also eine Geschichte statt findet, er auch diese, als vor seinen Augen vorgehend, sich mit allen kleinen Zügen der Wirklichkeit ausmahle. Dann, wenn er diese Art von Roman in seinem Kopfe vollendet hat, fange er an, über den Gegenstand zu philosophiren; dann verwandle er die Bilder in Ideen, und abstrahire sich Regeln aus seiner eignen Schöpfung. Hat er Geisteskraft genug, um in den Dingen etwas neues und eignes zu sehen: so wird er es auf diesem Wege eher finden, als wenn er mit der Herleitung allgemeiner Sätze aus Principien angefangen hätte.

An die Stelle dieser erdichteten Geschichten wahre zu setzen, welches die zweyte Abänderung der historischen Meditation war, hat eine vortheilhafte und eine nachtheilige Seite. Wenn

wir von Thatsachen, — durch glaubwürdige Zeugen bestätiget, — unsre allgemeinen Begriffe abziehn: so legen wir unsrer Untersuchung Wahrheit zum Grunde. Wenn wir jene, aus den Beobachtungen vieler Fälle zusammengesetzte, Erdichtungen zum Stoffe unsrer Philosophie nehmen: so bauen wir sie nur auf Wahrscheinlichkeiten. Es ist auch dieß ohne Zweifel die älteste und ächteste Methode der denkenden Vernunft, sich, aus wirklich erlebten, oder von andern beurkundeten Beyspielen, Lehren der Weisheit abzuziehn. — Aber, auf der andern Seite, schmiegen sich die Dinge und Begebenheiten der Welt nicht so ganz nach unsrer Philosophie, wie wir wünschten und nöthig hätten. Sie enthalten entweder noch fremdartigen Stoff, den wir zu unsern Untersuchungen nicht brauchen; oder sie geben nur einige wenige der Züge her, die wir gern vollständig gesammelt wissen wollen. Es ist also allerdings, zum Behufe philosophischer Meditationen, bequemer, wenn aus den Begebenheiten vieler Oerter und Zeiten, wovon jede einigen Beytrag zur Kenntniß des Gegenstandes liefert, schon zum voraus diese aufklärenden Thatsachen gesammelt, von den nichts lehrenden Nebensachen, mit welchen

sie in der wirklichen Welt verbunden waren, abgesondert, und in Ein Ganzes vereiniget worden sind. Und eben aus dieser Sammlung und Vereinigung entsteht, wenn die erstre die möglich vollständigste, die andre die geschickteste und der Natur ähnlichste ist, die philosophische Dichtung, von welcher ich zuvor redete.

Von der dritten der oben angezeigten Arten, die Geschichte als Grundlage der Philosophie zu brauchen, — nach welcher nicht die Geschichte eines Individuums, sondern die Geschichte der Gattung erzählt wird, — giebt die Republik des Plato ein Beyspiel. Es ist nicht eine in ihrer Art völlig bestimmte Republik, welche er, mit allen den Zeit- und Ort-Umständen, schildert, wodurch ihr Gemählde poetisch wahr gemacht werden könnte. Es ist noch weniger die Geschichte eines wirklichen Staats. Es ist die Erzählung von der Art und Weise, wie Menschen überhaupt zu Werke gehen müssen, wenn sie einen Staat erbauen und ihm eine höhere Vollkommenheit geben wollen. Es sind immer allgemeine Sätze, es ist immer Philosophie, was den Inhalt dieses Werks ausmacht: aber es ist eine Philosophie, welche dem

Gange der Natur folgt, bey dem Entstehen der Sache anfängt, und sie, durch alle Stufen ihres Wachsthums bis zu ihrer Vollendung, verfolgt. Alle diejenigen Schriftsteller, welche die Natur und den Grund der menschlichen Pflichten, auf dem Wege, aufzufinden suchten, daß sie dem Ursprunge und Fortgange der allgemeinen Meinung von ihrer Verbindlichkeit nachspürten, — die, welche die Geschichte der Religionen, und die Entwickelung der religiösen Begriffe im menschlichen Geschlecht, zum Grunde ihrer Untersuchungen über das Daseyn und die Verehrung der Gottheit, legten, — wie Cicero zum Theile in seinen Büchern de natura deorum gethan hat, — alle die mit einem Worte, welche die Untersuchung dessen, was ein Gegenstand, in seinem jetzigen beharrlichen Zustande, sey, durch die Nachforschung der Veränderungen, durch welche er in diesen Zustand gekommen ist, und die Entwickelung der Merkmahle eines Begriffs, durch die Entwickelung der Art und Weise, wie er ins menschliche Gemüth Eingang gefunden hat, vorbereiten: — alle diese schlagen denjenigen Weg der Meditation ein, welchen ich hier anzugeben versuche.

Ohne Zweifel ist diese Untersuchungsart denjenigen Gegenständen besonders angemessen, deren ganze Dauer mit einer Reihe immerwährender Abwechselungen angefüllt, und deren Wesen uns nur durch Kräfte und Empfänglichkeiten, das heißt, durch das Vermögen Veränderungen hervorzubringen, und Veränderungen zu leiden, erkennbar ist. — Wenn, überdieß noch, in der Reihe dieser thätigen und leidentlichen Veränderungen, eine regelmäßige Folge, ein standhaft beobachtetes Gesetz obwaltet; wenn der Gegenstand zu einer von der Natur selbst sichtbar begränzten Classe gehört, bey deren Individuen Entstehung, Wachsthum, Reife,, Verfall und Untergang nach einer gleichen Ordnung auf einander folgen: so enthüllt sich allerdings die Natur desselben am deutlichsten, wenn man seine Geschichte studirt. Ein solcher Gegenstand ist jedes organisirte Wesen, aber besonders der Mensch, und am allermeisten der Geist des Menschen. — Bey den Pflanzen und Thieren und bey dem menschlichen Körper kann die Beschreibung, die Aufzählung der Theile und Merkmahle, vor der Geschichte, der Aufzählung der Veränderungen, durch welche die Theile sich so bildeten,

und die Merkmahle sich so zusammenfanden, als wir sie jetzt, gebildet und vereiniget, sehen, vorhergehen. Und sie muß es auch, weil sonst der Schüler nicht weiß, wovon der Lehrer redet, da nicht das Bewußtseyn, sondern die Beobachtung ihm zuerst das Daseyn der Sache ankündigt, und ihm alle seine Kenntniß von ihr verschafft. Aber bey der menschlichen Seele, ihren Fähigkeiten und Neigungen, ihren Tugenden und Lastern, kann man oft gar nicht auf eine andre Weise eine deutliche Vorstellung des zu betrachtenden Gegenstandes, durch Worte, erwecken, als indem man dessen Entstehung und allmählige Entwickelung angiebt. Und es ist auch hier eine Beschreibung der Sache weniger nöthig: weil jedem sein eignes Herz, sein inneres Bewußtseyn die Gegenstände schon in so weit kennen lehrt, daß er nicht in Gefahr ist sie mit andern zu verwechseln. Alles also, was man in Absicht ihrer zu wissen begehrt, sind die Gesetze ihrer Natur. Und diese sind vornehmlich in der Folge der Ursachen und Wirkungen sichtbar, an deren Kette sie sich anschließen, oder in die sie, als neue Räder der Maschine, eingreifen.

Aber von der Geschichte der Sache ist noch die Geschichte der Wissenschaft von der Sache, — oder die Geschichte der Begriffe und Meinungen, welche die Menschen von derselben, nach und nach, gehabt haben, unterschieden *): und auch in dieser findet der Denker oft ein Hülfsmittel, das ihm seine Untersuchungen erleichtert.

---

*) Wir wollen die sittlichen Grundsätze zum Beyspiele nehmen. Wenn die Peripatetiker und Stoiker den stufenweisen Fortgang jedes Menschen, von sinnlichen Eindrücken und Antrieben zu den Spielen der Einbildungskraft und dem Wohlgefallen an Schönheit, — von diesen zu den Arbeiten des Verstandes und dem Vergnügen der befriedigten Wißbegierde, — und von diesen endlich zu dem Bestreben nach Sittlichkeit und der Verehrung der Tugend, beschrieben: so war es die Geschichte der Sache, durch welche sie ihre Natur aufzuklären suchten. Wenn aber Smith, (in seinem Buche über die moralischen Empfindungen,) die verschiedenen Systeme der Moral, welche in der alten Welt geherrscht haben, durchgeht, um, durch die Abweichungen oder die Aehnlichkeiten, welche zwischen ihnen und seiner Theorie statt finden, diese zu erläutern, und — insofern er stillschweigend die Grundsätze derselben in ihnen vorausgesetzt findet, — sie zu bestätigen: so ist es die Geschichte der Wissenschaft von der Sache, welche seine Meditation unterstützte.

Ciceros philosophische Schriften fangen fast sämtlich mit der Geschichte der Philosophie seines Gegenstandes an. Bayles ganze Philosophie war gewissermaßen nur das Resultat seiner Forschungen im Fache der philosophischen Geschichte. Auch Lessing, — wenn er gleich diese Vorarbeit zu seiner Meditation, der Schrift, welche die Frucht derselben war, nicht immer einverleibt, scheint doch immer sie vorausgeschickt zu haben; und das Philosophiren scheint ihm vorzüglich zu glücken, wenn er es an kritische und historische Erörterungen anknüpft.

In der That muß man, um über einen Gegenstand mit gutem Erfolge nachzudenken, erst mit demselben vertraut geworden seyn: und nichts ist so geschickt, uns zu einer innigen Bekanntschaft mit ihm zu verhelfen, als wenn wir die Arbeiten, welche andre Menschen auf ihn gewandt haben, durchgehn, und alle die mannigfaltigen Seiten aufsuchen, von welchen er sich, zu verschiedenen Zeiten und bey verschiednen Völkern, den Wißbegierigen gezeigt hat. — Man erwärmt sich gewisser Maßen für eine Untersuchung, wenn man die Theilnehmung und den Eifer sieht, mit welchem bedeutende

Männer der Vorwelt ihn bearbeitet haben. Und selbst die Abwechselung von Thorheit und Weisheit, von Licht und Finsterniß, die sich, in den Meinungen der Menschen und den Systemen der Philosophen, über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens, findet, giebt uns Gesichtspuncte, unter welchen sie sich betrachten lassen; die, wenn wir sie, nach unserm mehr ausgebildeten Verstande und unsern erweiterten Vorkenntnissen, nutzen, uns tiefer in die Untersuchungen, welche wir anzustellen haben, eindringen lassen, als wenn wir sie bloß, nach der Denkungsart und den Systemen unsrer Zeitgenossen, angestellt hätten.

4.

Die vierte der von mir aufgezählten Methoden des Nachdenkens ist die widerlegende. Es scheint der Weg zu seyn, welchen scharfsinnige Köpfe, wofern sie nicht die ersten Erfinder einer Wissenschaft sind, am natürlichsten einschlagen. Aristoteles fängt fast immer seine Untersuchungen damit an, daß er die Lehrsätze seiner Vorgänger angreift. Lessing, der nach allen Methoden zu denken fähig war, befolgt doch keine so oft und mit solchem Glücke,

als die, Meinungen und Begriffe zu bestreiten, die er für falsch hält. Ein großer Theil seiner Schriften, und fast der, welcher am meisten belehrt und vergnügt, besteht aus Kritiken und Widerlegungen.

Es ist auch begreiflich, auf welche Weise dem Geiste diejenige Arbeit, welche auf Erfindung der Wahrheit abzielt, dadurch erleichtert wird, wenn er mit der Widerlegung der Irrthümer anfängt.

Zuerst, wer widerlegt, hat schon etwas vor sich, das ihm Anlaß und Stoff zu Betrachtungen giebt: wer bloß seine eignen Gedanken vorträgt, muß alles selbst erfinden. Und da der Anfang einer jeden Arbeit immer der schwerste Theil derselben ist; da es besonders, bey dem Meditiren, oft so viel Mühe macht, den Gegenstand recht ins Auge zu fassen, oder, — wie man zu sagen pflegt, — sich in die Materie hinein zu studiren: so ist diese Schwierigkeit gehoben, oder wird wenigstens sehr vermindert, wenn man die Sätze eines andern vor sich hat, mit deren Prüfung man die ersten Schritte der Untersuchung einleitet.

Es ist überdieß der natürliche Gang, den der Mensch in der Erweiterung seiner Einsichten

ten nimmt, daß er erst an dem, was er von andern gelernt hat, zu zweifeln anfängt, ehe er sich entschließt, die Sache selbst zu untersuchen. So lange wir mit den Meinungen, die wir um uns herum herrschen sehen, und mit den Beweisen, welche man uns dafür anführt, zufrieden sind: so lange werden wir durch nichts aufgefordert, die Mühe eigner Forschungen zu übernehmen. Aber wenn in einem Lehrgebäude, das bisher von uns für unumstößlich fest gehalten worden ist, und das noch jetzt sein Ansehn bey andern Menschen behauptet, sich uns Ungereimtheiten zeigen; wenn wir in Beweisen, die bisher allgemein für bündig erkannt worden sind, eine Schwäche gewahr werden, oder in Erklärungen, die uns für vollständig und deutlich aufgedrungen worden sind, eine Dunkelheit, oder eine Lücke aufspüren: dann ist der Zeitpunct, wo, durch Wißbegierde und Ehrgeitz, wir zu Nachforschungen gereitzt werden; und dieß sind die Anlässe, bey welchen wir, wenn uns die Natur die Fähigkeit zum Selbstdenken nicht versagt hat, unsre ersten Versuche darin machen.

Und in der That wissen wir aus der Geschichte der Philosophie, daß die wichtigsten Ent-

deckungen und Fortschritte in ihr, Folgen der Prüfung und Widerlegung älterer Meinungen gewesen sind. Leibnitz, dessen Nahme den deutschen Nahmen ehrt, hat, durch die Widerlegung, oder Berichtigung der Begriffe von Locke und Cartesius, den Weg zu den meisten der ihm eigenthümlichen gefunden. Und selbst diejenige Philosophie, durch welche unser Zeitalter sich bey der Nachwelt auszeichnen wird, und die schon anfängt ihre Form, wenn auch nicht immer ihren Geist, den deutschen Schriften jeder Art mitzutheilen: — ist sie nicht augenscheinlich eine Frucht, die sich aus der Prüfung und Widerlegung der sceptischen Behauptungen Humes und der dogmatischen Leibnitzens, wie aus ihrem Keime, entwickelt hat?

Bey keiner Art philosophischer Arbeiten haben auch die verschiedenen Talente, durch welche sich vorzügliche Denker hervorthun, einen so freyen Spielraum, als bey dem Streite mit den Meinungen und Beweisen andrer Philosophen. — Auch in diesem Felde ist der Krieg der Schauplatz, wo Muth und Geschicklichkeit am meisten glänzen können. Hier findet der Witz Gelegenheit, das Ungereimte und Lächerliche aufzufinden und ins Licht zu setzen. Der Scharf-

sinn kann unterscheiden, was ein andrer vermischt hat, oder eine geheime Aehnlichkeit entdecken, wo man zuvor nur Entgegensetzung sah. Der Verstand, noch nicht gebunden, irgend eine Meinung anzunehmen, spielt und übt sich gleichsam nur mit den Schlüssen, deren Glieder und Zusammenkettung er prüft. Der, welcher etwas behauptet, — welcher lehrt, hat die Pflicht auf sich, einen bestimmten Satz gegen alle Einwendungen durchzufechten; er hat einen vorgezeichneten Gang, der seinen Vortrag einförmiger macht; er hat auch eine gewisse Vollständigkeit von Kenntnissen nöthig, um sein System zu runden. Wer aber widerlegt, ist frey. Er kann sich auf alle Seiten wenden: er kann aber auch seine Angriffe gegen einen einzigen Punct der Sache richten. Er hat es nicht zu verantworten, wenn er gleich in den übrigen Theilen der Materie noch unwissend ist; wenn er nur in dem, wo er tadelt, richtig gesehen hat. Auch kommt der natürliche Stolz des Menschen hinzu, diese Methode der Untersuchung dem, welchen sie wählt, angenehm zu machen. — Zwar stehen die, welche die Systeme und Meinungen ihrer Vorgänger angreifen, gemeiniglich auf den Schultern derselben. Erst

durch das, was sie von ihnen gelernt haben, sind sie in den Stand gesetzt worden, mit ihnen zu streiten. Aber doch scheinen sie zugleich wirklich höher zu stehn, als diese Vorgänger. Ein entdeckter Irrthum ist doch ein reeller Vorzug. Und soweit als eine Widerlegung richtig ist, scheint der, welcher sie macht, immer an Einsichten denjenigen zu übertreffen, welcher widerlegt wird.

Doch, so wie es ein wirkliches Hülfsmittel eigner Untersuchungen ist, mit der Prüfung fremder Meinungen, mit der Aufdeckung der Unwissenheit, oder mit der Widerlegung der Irrthümer in den Schriften unsrer Vorfahren oder Zeitgenossen, anzufangen: so kann es ein eben so großes Hinderniß für die Erfindung der Wahrheit, — wenigstens für die Erlangung einer gewissen Festigkeit in unsern Ueberzeugungen — werden, wenn wir das Widerlegen und Streiten zu unserm Hauptgeschäfte machen, anstatt daß wir es, als Vorübung und Einleitung zur Meditation über die Sache selbst, brauchen sollten. Der philosophische Geist eines studirenden Jünglings zeigt sich gemeiniglich dadurch zuerst, daß er gegen die Vorträge seiner Lehrer, von welchen seine Mitschüler befriedigt werden, Ein-

wendungen macht, und da Zweifel und Schwierigkeiten findet, wo den übrigen alles leicht und überzeugend ist. Aber wenn er dabey stehen bleibt; wenn sein Nachdenken und sein Scharfsinn nicht weiter geht, als bloß bis dahin, daß er dadurch sich von der Anhänglichkeit an seinen Meister losmacht, dasjenige, was andre für ächte Erkenntniß annehmen und aufbewahren, verwirft und bey Seite setzt, und seinen bisherigen Ueberzeugungen den Beyfall entzieht: so schlummern die besten und edelsten Kräfte seines Geistes noch immer unthätig und unentwickelt. Der rechte Untersuchungsgeist, der, welcher auf die Erforschung der Sachen selbst, nicht auf die Prüfung der Meinungen irgend eines Menschen geht, ist dann bey ihm noch nicht erwacht; ja er ist selbst in Gefahr unterdrückt zu werden. Wenn der Mensch, in der immerwährenden Auffindung von Zweifeln und Einwürfen gegen alte Wahrheiten, die im Besitze der öffentlichen Meinung sind, oder gegen neue Behauptungen, welche den Beyfall des Publicums erhalten, eine leichte und ihn befriedigende Nahrung seines Geistes findet: so spricht er sich leicht, von der weit schwerern Arbeit los, in das Innere der Materie selbst einzudringen,

und über die Gegenstände, welche andre nach seinem Urtheile falsch gesehen haben, etwas Wahres bey sich festzusetzen.

Der Scepticismus ist, als wirkliches Gedankensystem, nie von einem Menschen aufrichtig und ehrlich angenommen worden. Denn nie hat einer darnach gehandelt. Aber auf die jetzt eben angezeigte Weise ist die Anmaßung oder das Vorgeben, ein Skeptiker zu seyn, entstanden. Durch die Leichtigkeit und Anmuth derjenigen Geistesarbeit verführt, welche mit dem Zerstören und Niederreissen, bey dem Baue der menschlichen Erkenntniß, beschäftigt ist, haben scharfsinnige Männer, wenn sie zugleich eitel waren, ihre ganze Philosophie darauf eingeschränkt. Einige haben sogar, nur um ihre Trägheit im Nachdenken zu rechtfertigen, die Unmöglichkeit behauptet, die Wahrheit zu finden. Der Ruhm eines Philosophen und eines scharfsinnigen Kopfes läßt sich auf eine weit bequemere Weise erhalten, wenn man sich zum Richter fremder Arbeiten aufwirft, als wenn man, in derselben Gattung, eigne Werke hervorbringt und der öffentlichen Beurtheilung ausstellet. Das erstre thut der Skeptiker. Er besucht, gleichsam als Dilettant, die Kunstsäle

der Philosophen, und findet, an den von aller Welt bewunderten Meisterstücken, Ausstellungen zu machen. Vielleicht sind diese nicht ungegründet. Aber die große Sache wäre, es besser zu machen. — Und zwar ist es bey Werken der Kunst erlaubt, und bleibt immer noch ein Verdienst, Geschmack durch die Strenge seiner Kritik zu zeigen, auch wenn man nicht das Genie hat, selbst etwas hervorzubringen. Aber bey Werken des philosophischen Geistes, bey der Auffindung und dem Erweise solcher Wahrheiten, die zu einer vernünftigen Aufführung, zur Ruhe des Lebens, oder zu einer standhaften Ertragung der Uebel, gehören, ist es niemanden erlaubt, sich mit der Aufdeckung der Schwächen und Fehler seiner Vorgänger zu befriedigen. Man verlangt mit Recht von demjenigen, welcher zu diesem Geschäfte Geistesfähigkeit genug hat, daß er wenigstens einen Versuch mache, den entdeckten Mängeln abzuhelfen, und an die Stelle schwacher Gründe stärkere zu setzen.

Zu Errichtung neuer Gebäude ist das Niederreissen der alten oft unentbehrlich: nicht bloß, damit der Platz geräumt werde, worauf jene stehen sollen; sondern auch, zu dem Ende, daß man die Materialien dazu bekomme. Auf glei-

che Weise ist für einen jungen Denker, zur Vorbereitung seiner eignen Untersuchungen und zur Begründung seiner eignen Ueberzeugung, oft kein anderes Mittel, als die Zerstörung des Ansehns, welches der von andern empfangne Unterricht bisher bey ihm hatte, und die Erschütterung oder völlige Vernichtung derjenigen Gewißheit, welche er fremden Untersuchungen verdankte. Dadurch kommt zuerst ein lebhafter Antrieb zum Nachdenken in die junge Seele. Der, welcher die Lücken und Unvollkommenheiten der bisherigen Erkenntnisse entdeckt, sieht, daß für ihn noch etwas zu thun übrig, und ein Feld zu Erwerbung des Ruhms offen ist. Der, welcher durch den Zweifel seine Gemüthsruhe gestört findet, hat ein Bedürfniß, neue Gründe und Betrachtungen aufzusuchen, um jene Ruhe wieder zu erhalten. Ueberdieß wird der, welcher ein System philosophischer Lehrsätze widerlegt, mit eben diesen Sätzen weit besser bekannt, als wenn er sich bloß, als gläubiger Schüler, mit ihnen beschäftigt hätte. Er lernt also auch den Gegenstand selbst, wovon in dem System die Rede ist, inniger und von mehrern Seiten kennen. Er übt zugleich seine Fähigkeit, Begriffe zu entwickeln und zu schließen; und indem sei-

ne Ueberzeugungen vielleicht vermindert und eingeschränkt werden, wird doch die Anzahl seiner Ideen vermehrt, und sein Gesichtskreis erweitert. Aber die Vorübung zu einer Arbeit ist noch nicht die Arbeit selbst. Widerlegen und bestreiten heißt noch nicht selbst denken. Und derjenige stützt sich eben sowohl noch auf eine Krücke, der seine Vorstellungen, als Einwürfe und Kritiken, an die Ideen eines andern anreihet, als der, welcher sie nach dem Muster derselben bildet. Werden wirkliche höhere Geisteskräfte auf jenes Geschäft allein gewandt; so werden sie gemißbraucht. — Gemißbraucht, weil sie zu größern Dingen fähig sind, und weil sie, wie jede große Kraft, wenn sie unrecht angewandt wird, wirklichen Schaden anrichten. Denn wenn der Fleiß und die Kunst eines großen Kopfs auf Zerstörung der angenommenen Grundsätze allein gerichtet ist, und seine Wirksamkeit damit endigt: welche andre Rolle spielt er in der intellectuellen und moralischen Welt, als die, welche die Länder verwüstenden Helden in der physischen und politischen spielen?

Es ist indessen, um gerecht zu seyn, nicht zu vergessen, daß, in der speculativen Philosophie, es unter die wichtigen Endzwecke der Meditation

gehört, uns nicht bloß unsere zufällige Unwissenheit, — der wir daher abhelfen können, — sondern auch unser natürliches Unvermögen und also die Gränzen unsers Verstandes aufzudecken: welches dann nicht anders, als durch die Vernichtung der falschen Ansprüche, geschehen kann, welche die Philosophen auf klare und gewisse Erkenntniß, in dem für den menschlichen Verstand unerreichbaren Gebiethe, gemacht haben. Derjenige leistet unstreitig dem menschlichen Geschlechte einen Dienst, der es von unnützen und nichts fruchtenden Grübeleyen, oder von leeren und ungegründeten Einbildungen befreyet, und der den künftigen Denkern die eigentliche Sphäre anweiset, innerhalb deren sie hoffen können Entdeckungen zu machen. Zwar, scheint es, dieser Dienst könne dem menschlichen Geschlechte nicht mehr, als einmahl, geleistet werden. Und beynahe könnte uns, wenn wir die großen Denker die Gränzen der Philosophie, in Ansehung des Geistigen und Uebersinnlichen, immer mehr verengen sehen, für unsre Nachkommen bange werden, daß sie für ihr Nachdenken zu wenige Beschäftigung finden werden, und wenn sie Erfinder seyn wollen, nur die Körperwelt zum Gegenstande ihrer Untersuchung werden wählen können. Doch wenn

man dagegen sieht, daß, vom Sokrates bis Kant, die Philosophen nicht aufgehört haben, mit den Sophistereyen vermeinter Weisheit zu streiten; und daß auch dieser Stoff der Meditation, welcher bloß in der Vernichtung angemaßter Einsichten, und in der Beschränkung unserer Verstandes-Arbeiten besteht, unerschöpflich ist: so überlassen wir billig die Sorge für die Denkübungen der Nachwelt ihr selbst, und nehmen mit Dank die Kenntniß unsrer Unwissenheit als ein wichtiges Stück der Selbstkenntniß an, zu welcher uns jene Männer verhelfen.

Noch muß ich hinzufügen, daß, bey der Prüfung fremder Systeme, der Selbstdenker auch noch den großen Vortheil gewinnt, daß er die Methode lernt, seine eignen Gedanken zu prüfen. Es ist nicht nur die allgemeine und große Heerstraße, auf welcher der Mensch zur Erkenntniß und zur Wahrheit gelangt, daß er anfangs nach mangelhaften Angaben Urtheile fällt und Grundsätze des Handelns bildet, dann aber, so wie seine Erfahrungen wachsen, oder seine Verstandskräfte geübter werden, das Irrige in jenen, das Zwecklose in diesen entdeckt, und so stufenweise beyde verbessert. Es ist auch ein besondrer Kunstgriff der Meditation, erst

gewisse Sätze nur als Vermuthungen, oder Einfälle anzunehmen, und dann die Untersuchung der Sache mit der Prüfung dieser Voraussetzungen einzuleiten. Auch dieß gehört zur Methode des Sokrates, sich selbst zu widerlegen. Aus dieser Quelle entsteht das Selbstgespräch, — bald ein wechselseitiges Verklagen und Rechtfertigen unsrer eignen Grundsätze und Handlungen, wobey die Untersuchung des Wahren das Interesse einer persönlichen Angelegenheit gewinnt, — bald ein bey uns selbst aufgeführtes Drama, bey welchem wir mehrere Rollen spielen, und eben dadurch Gelegenheit bekommen, die Sache von mehrern Seiten zu beleuchten.

5.

Mit der widerlegenden Methode verwandt, aber doch im Wesentlichen von ihr verschieden ist die commentirende. Beyde gehn den, dem menschlichen Geiste so natürlichen, Gang, eigne Ideen durch fremde zu erwecken. Der, welcher die Meinungen seiner Vorgänger bestreitet, scheint mehr selbstthätig zu seyn. Aber er vernichtet bloß, und endiget, wenn er nicht vom Widerlegen zu freyen Untersuchungen der Sachen fortschreitet, mit der Unwissenheit. Der

welcher die Meinungen andrer zu erklären und zu bestätigen sucht, faßt zwar nur fremde Einsichten auf: aber die Arbeit, durch welche er, unter der Hülle der Worte, die verborgne Idee zu entdecken sucht, — die, durch welche er sie bestimmt, entwickelt, mit den vorhergehenden oder folgenden in Zusammenhang bringt, durch historische Umstände erläutert, endlich gegen Einwendungen zu retten sucht, — diese ganze Arbeit des Auslegers ist doch sein eigen; und er hat zum Gewinnste wenigstens die Hoffnung, seinen Verstand durch einen Zuwachs von Kenntnissen bereichert zu haben.

Ich sagte, es sey der Gang der Natur, seine eignen Meditationen mit der Auslegung der Gedanken andrer anzufangen. In der That, worinn besteht aller Unterricht bey unsrer Erziehung? und wie wird, aus dem sprach- und gedankenlosen Kinde, ein redender und vernünftiger Mensch? — Zwar wirken dazu auch die Gegenstände unmittelbar mit, welche dem Kinde vorsätzlich gezeigt werden, oder sich seinen Sinnen von ungefähr darbiethen, und deren Eindrücke sich in seinem Geiste, vermöge der eignen Natur desselben, auch ohne fremde Hülfe, *) zu

*) Nur diejenige Hülfe ausgenommen, welche in der Spra-

Begriffen entwickeln. Zwar liegt im Menschen selbst ein inneres Principium verständiger Thätigkeit, das nur gereitzt seyn will, nicht immer geleitet werden darf, um zuerst Vorstellungen des Einzelnen, dann Begriffe des Allgemeinen hervorzubringen. Aber dieser Fortgang würde äußerst langsam seyn, und den Menschen kaum über die Thierheit erheben, wenn er nicht durch den Unterricht beschleuniget würde. Erst durch die Mittheilung derjenigen Eindrücke, welche die Gegenstände schon längst bey den ältern Personen gemacht haben, wird das Kind zur deutlichen Wahrnehmung dieser Gegenstände und zur Unterscheidung ihrer Theile gebracht. Und eine weit größre Anzahl von Ideen, als es, sich selbst gelassen, von seinen Empfindungen abziehen würde, wird ihm, schon völlig gebildet und mit Worten ausgedrückt, zuerst von seinen Eltern und Pflegern, in der Folge von seinen Lehrern überliefert. Diese wörtlich aufgefaßten und nur halb verstandnen Ideen der ältern Personen sich deutlich zu machen, ist die erste Operation, durch welche sich der Verstand beym Kin-

---

che liegt, weil diese nothwendig von andern erlernt werden muß.

de thätig erweiset. Ihm in dieser Auslegung behülflich zu seyn, und aus Wörtern, die das Gedächtniß sich eingeprägt hatte, die Begriffe, welche dem Verstande nur noch verworren vorschwebten, zu entwickeln, ist eine der wichtigsten Arbeiten eines einsichtsvollen Erziehers. Erst spät kommt der Knabe dazu, unmittelbar auf die Dinge und die Menschen um sich her sein Nachdenken zu richten, und erst alsdann, wenn er, durch eine Menge wohl verstandner, aber ihn gewisser Maßen befremdender Begriffe, Meinungen und Maximen andrer Menschen, neugierig gemacht wird, zu untersuchen, ob sich dann auch die Dinge in der Welt wirklich so verhalten, als sie ihm von seinen Eltern und Erziehern geschildert worden sind.

So wie jedes Kind noch jetzt unterrichtet wird: eben so hat auch das menschliche Geschlecht, vom Anfange her, seinen Unterricht empfangen. Einige wenige Männer, die fähiger oder glücklicher waren, als die übrigen, erfanden von Zeit zu Zeit neue Wahrheiten, aus dem Anschauen der Dinge selbst, durch Beobachtung und Versuche, oder durch Verknüpfung älterer Begriffe auf eine noch nie versuchte Weise. Aber auf jede solche Entdeckung folgte im-

mer ein langer Zeitraum, in welchem eine weit größere Anzahl von Menschen sich begnügte, die Ideen des großen Mannes verstehen zu lernen und andern verständlich zu machen; sie durch neue Thatsachen zu bestätigen, durch Beyspiele zu erläutern, oder mit ältern Lehrsätzen in Verbindung zu bringen; Dunkelheiten und Schwierigkeiten in denselben wegzuräumen, und mit einem Wort sie so zu bearbeiten, daß sie, als neue Werkstücke, zu dem bisher aufgeführ- Baue der menschlichen Erkenntniß hinzugefügt werden könnten. Selbst jene Erfinder, — einige wenige der ältesten ausgenommen, — fingen damit an, zu lernen, was andre weise Männer vor ihnen gedacht und erfunden hatten. Und den Uebergang vom Lernen zum Selbstdenken machten sie gemeiniglich durch die Auslegung, — ich will sagen, durch die Entwickelung und Erörterung jener ältern Ideen: wodurch ihnen theils die Lücken sichtbar wurden, die ihnen auszufüllen noch übrig blieben, theils der Faden in die Hand gegeben wurde, an welchen sie ihre eignen Schlüsse anknüpfen konnten. Die ältesten Philosophen Griechenlands commentirten Verse aus Homers oder andrer Dichter Werken. Es war besonders, wie ich schon oben gesagt habe,

der Sokratischen Schule eigen, mit der Auslegung sprüchwörtlicher Sentenzen, oder allgemein bekannter Lehrsätze und Vorschriften der ältern Weisen, ihre Untersuchungen einzuleiten. Plato und Xenophon commentirten auf gewisse Weise die Gespräche des Sokrates: in kurzem wurden Platos Werke von seinen Nachfolgern commentirt. Aristoteles ist immer wechselsweise Ausleger und Gegner aller Philosophen vor seiner Zeit. Und so ist es, durch alle Jahrhunderte hindurch, eine Hauptarbeit der, mit den Wissenschaften beschäftigten, Menschen gewesen, den Sinn der Gedanken ihrer Vorgänger zu erforschen: bis endlich, bey der Widerherstellung der Wissenschaften, im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte, als, nach einem langen Zeitraume der Unwissenheit und der Barbarey, unsre Vorfahren auf einmahl mit Bewunderung das im Alterthume schon vorhanden gewesene Licht der Erkenntniß und des Geschmacks erblickten, sie auf eine Zeit lang das Selbstdenken ganz aufgaben, und sich mit der Auslegung der Griechischen und Römischen Denkmähler fast allein beschäftigten, in welchen sie alle nützliche Kenntnisse niedergelegt glaubten.

Die Menschen sind schwer zum Selbstdenken zu bewegen. Sie müssen dazu nach und nach gleichsam herangezogen werden. Und einer der bequemsten Wege dazu ist, sich an die Ideen andrer anzuschließen, diese bis auf ihre kleinsten Bestandtheile aus einander zu legen, sich von dem Inhalte der Sätze, so wie von den Wörtern und Redensarten, womit sie ausgedrückt worden sind, Rechenschaft zu geben; und mit einem auf die Sache gewandten Blicke, das, was von ihr gesagt und geschrieben worden ist, zu durchforschen.

Dadurch haben die alten Schriftsteller vielleicht noch mehr, als durch ihren Inhalt genützt, daß sie uns zu dieser Vorübung des Denkens, zu der Arbeit des Auslegens, durch ihre, von der Verschiedenheit der Sprachen und der Zeiten herrührende, Dunkelheit, die mannigfaltigste Gelegenheit verschafft, und, durch ihr auf Alterthum und wirkliche Vollkommenheit gegründetes Ansehn, einen lebhaften Antrieb gegeben haben. Es hat uns oft mehr Mühe gekostet, sie zu verstehen, als das, was wir aus ihnen lernten, werth war. Aber eben deßwegen haben wir auch, auf die Lesung ihrer Schriften, weit mehr Fleiß und Sorgfalt ge-

wendet, als wir sonst würden gethan haben, und haben uns dadurch zu einer anhaltenden Aufmerksamkeit, und zu der Betrachtung aller Seiten eines Gegenstandes gewöhnt. Wir haben vielleicht, mit mehr Aufwand von Zeit, Kraft und Gelehrsamkeit, die wirklich nützlichen Wahrheiten aus ihnen herausgebracht, als wir würden nöthig gehabt haben, sie selbst zu erfinden. Aber da es uns zu diesem letztern Versuche noch an Muth und Geistesthätigkeit fehlte: so war es nothwendig, daß, durch eine angestrengte Beschäftigung mit fremden Geisteswerken, beyde erst erweckt wurden. Diesen Endzweck haben wir, glücklicher Weise, auch wirklich erreicht. Wir haben, durch die mühsame Arbeit, alte Sprachen und die Denkmähler entfernter Staatsverfassungen, Religionen und Sitten auszulegen, die Schwierigkeit des Untersuchens überhaupt überwinden lernen. Und indem wir auch das Mittelmäßige in den Alten unabläßig betrachteten, sind wir, selbst etwas Besseres zu denken, in den Stand gesetzt worden.

Die Wirkung, welche ich dem Geschäffte des Auslegens, zur Aufklärung der Menschen und zur Erweckung ihres eignen Nachdenkens, zuschreibe, sehe ich noch durch ein anderes großes

Beyspiel bestätigt. Alle diejenigen Religionen, welche in heiligen Büchern überliefert worden sind, und unter ihren Anhängern eine große Verehrung gegen diese Bücher verbreitet haben, unterscheiden sich von denen, welche bloß in mündlich fortgepflanzten Sagen und Gebräuchen bestehen, durch einen weit merklichern und länger dauernden Einfluß auf den Geist und die Sitten der Völker. Die Muhammedanische, so wie die Christliche Religion, hat ganz unstreitig, unter mehrern noch rohen Nationen, den Saamen der Cultur, des Nachdenkens und der Philosophie ausgestreut. Beyde haben dieß mehr in den Ländern, wohin sie durch Missionarien gebracht worden sind, und in spätern Zeiten gethan, als in dem Lande und zur Zeit ihrer Entstehung.

Die Ursache ist diese. Das Studium und die Auslegung der heiligen Bücher ist eine unerläßliche Pflicht für die Lehrer, und eine heilige Beschäftigung für alle wahren Anhänger der besagten Religionen. Diese Auslegung wird um so viel mehr ein Anlaß zur Geistesbildung und zur Erwerbung vieler andern Kenntnisse, je schwerer sie ist, und je mehr gelehrte Vorbereitungen sie erfordert. Sie wird aber schwerer,

je entfernter die Oerter und Zeiten, wo jene Bücher gelesen und ausgelegt werden, von denen sind, wo sie geschrieben wurden. Dann muß man, um sie zu verstehen, eine alte, ausgestorbne Sprache lernen; und eine alte Sprache kann man nicht lernen, ohne viel nachzudenken, und ohne neue Begriffe zu bekommen. Auch führt die Erlernung der einen Sprache auf das Sprachstudium überhaupt. Enthalten die heiligen Bücher ganze Theile oder einzelne Stellen, welche sich auf die Begebenheit des Zeitalters und Volks, von welchem sie herstammen, beziehn: so muß man die Geschichte dieses Zeitalters und Volks studiren. Und wohin führen nicht Geschichtsforschungen eine etwas geistreiche Nation? Was aber am meisten zu der Absicht gehört, in welcher ich dieses Beyspiel der Religionen anführe: — man muß philosophiren, um die Theologie und Moral, welche jene Bücher lehren, selbst zu verstehn, und sie andern deutlich zu machen; — und dieß abermahls um desto mehr, je mehr dem gegenwärtigen Zeitalter die Denkungsart und Sitten der alten Zeit, deren Bild gleichsam jenen Lehren eingewebt ist, fremd geworden sind.

Eine Kenntniß biethet immer der andern die Hand: die eine Geistesübung führt zu einer zweyten. Wenn nur einmahl der Forschungsgeist bey einer Nation erwacht, selbst wenn er noch auf die Unterstützung von Irrthümern, oder auf die Untersuchung unwichtiger Gegenstände gerichtet ist: so kann man doch sicher hoffen, daß zuletzt Kenntniß des Wahren und Nützlichen aus ihm hervorgehen werde. Nichts erweckt aber bey Menschen und Nationen, die noch Anfänger im Denken sind, diesen Forschungsgeist so sehr, als die Begierde Schriften, welche die Religion oder das Ansehn des Alterthums ehrwürdig macht, zu verstehn; nichts beschäftigt ihn so zweckmäßig, als die Bemühung, diese Schriften auszulegen.

Doch wie in allem, was man mit dem Geiste unternimmt, es zuletzt auf ein gewisses Wie ankommt, welches sich am schwersten erklären läßt, — welches der Mann von Geist ohne Regeln findet, und der geistlose nicht treffen kann, auch wenn man ihm noch so bestimmte Regeln giebt: so ist dieß ganz vorzüglich in Absicht des Commentirens der Fall. Es giebt ein knechtisches, die eigne Denkkraft des Menschen unterdrückendes, das, geleitet von einer aber,

gläubischen Verehrung des Alterthums, oder gewisser Personen und Schriften der neuern Zeit, den Menschen gegen die Aussprüche seiner eignen Vernunft und den Unterricht der Erfahrung taub macht. Es giebt eines, welches bloß gelehrt, kritisch, historisch ist, und, nach vielen Untersuchungen über die Sprache des Autors, und über die Thatsachen, welche ihn betreffen, oder welche in seiner Schrift vorkommen, doch nur mit der Auffindung des Wortverstandes, ohne alle Entwickelung der Ideen, endiget. Diese Entwickelung kann ein dritter Ausleger versuchen, aber sie in eine bloße Umschreibung setzen, bey welcher höchstens nur die Fertigkeit sich auszudrücken gewinnt, aber die Fähigkeit zu denken nicht geübt wird. Aber es giebt eine vierte Art zu commentiren, die darin besteht, daß der Ausleger sich in die Stelle des Schriftstellers setzt, an dessen Feuer sein eignes anzündet, und mit ihm gemeinschaftlich denkt. Er wird alsdann nicht nur tiefer in den Sinn der einzelnen Gedanken eindringen, weil er sie gleichsam von neuem selbst erfindet: sondern er übersieht auch mehr den Zusammenhang des Ganzen, weil dieser Zusammenhang, der in der Natur der Sachen seinen Ursprung hat, auch

nur von demjenigen Leser recht wahrgenommen werden kann, welcher auf die Sachen mehr noch, als auf die Worte des Schriftstellers, sieht. Bey einer solchen Auslegung ist es unausbleiblich, daß wir die Sätze des Autors, indem wir sie recht zu fassen, selbst indem wir sie zu bestätigen suchen, zu prüfen und zu widerlegen anfangen, und also die Vortheile beyder Methoden mit einander vereinigen. Es ist unausbleiblich, daß, indem wir unsre eignen Erfahrungen zu Rathe ziehn, um die Fälle, welche der Autor bey seinen Behauptungen vor Augen gehabt hat, deutlicher zu erkennen, und unsre eigne Vernunft arbeiten lassen, um die Kraft seiner Beweise zu empfinden, wir zugleich auf Thatsachen und Gründe kommen, an welche er nicht gedacht hat, und die uns wirklich etwas neues lehren.

Woher käme es auch sonst, daß man von je her über Texte gepredigt hat, und daß die Philosophen ihren Betrachtungen so gern Mottos und Denksprüche vorsetzen. Man sahe nähmlich ein, daß es weit leichter wird, von der Untersuchung der Gedanken eines andern, auf die Untersuchung der Sache überzugehn, als mit

dieser, ohne eine von außen gegebne Veranlassung, anzufangen.

Daher ist es auch mit gewissen Selbstdenkern, die so wenig lesen, eine mißliche und verdächtige Sache. Johnson, einer der ersten Englischen Prosaisten der neuesten Zeit, dessen Schriften voll origineller Gedanken sind, pflegte zu sagen, daß er eine sehr geringe Meinung von denjenigen Schriftstellern hätte, die mehr schrieben, als läsen. Und in der That, da der menschliche Geist so gemacht ist, daß hauptsächlich die Gedanken andrer Menschen, im Umgange oder in Büchern, seine Gedanken aufwecken: so werden diejenigen immer, nicht nur in ihren Kenntnissen, sondern auch in ihren Meditationen, eingeschränkt bleiben, die sich bloß mit der Betrachtung der Gegenstände unmittelbar abgeben wollen, und die Büchergelehrsamkeit verachten *).

*) Es giebt zwar in den höhern Ständen Personen, welche, bloß durch Geschäfte und Weltumgang gebildet, nicht nur einen großen Umfang von Kenntnissen erlangt haben, sondern auch wahre Weltweise geworden sind. Aber wer wollte leugnen, daß der Mensch, von lebenden und gegenwärtigen Menschen, im Um-

6.

Die letzte Methode des Meditirens, deren ich erwähnen will, ist die, welche ich die **bemerkende**, oder **beobachtende** nannte.

---

gange und Geschäfts-Verhandlungen, eben so viel lernen, und eben so gut im Denken geübt werden können, als von verstorbnen und abwesenden, durch die Lesung ihrer Schriften? Auch findet man zuweilen, in den untersten Classen der Gesellschaft, Leute, — wie Kleinjogg, — die, von unterrichteten Menschen, so wie von Büchern und den Geist übenden Geschäften entfernt, und nur in den Kreis ihres Gewerbes und ihrer Familie eingeschlossen, doch über sittliche und politische Verhältnisse, über die Natur und über den Menschen, viele eigne und wahre Gedanken hervorgebracht haben. Aber ausserdem, daß das Außerordentliche in der Erscheinung solcher Philosophen, im Bauern- oder gemeinen Handwerker-Stande, uns durch eine natürliche Täuschung die Weisheit derselben noch größer vorspiegelt, als sie wirklich ist; — außerdem, daß es keinem Menschen, in Europäischen Ländern, an einem von seinen Vorfahren und Zeitgenossen ihm mitgetheilten Unterrichte, völlig gebricht, er werde ihm nun durch die Religion, oder durch diejenigen sprüchwörtlichen Maximen und Regeln, die aus dem Munde oder den Büchern der Gelehrten, in die Sprache des gemeinen Mannes übergegangen sind, oder durch gelegentlichen Umgang mit höhern Ständen beygebracht: — außerdem, sage ich, wird man finden, daß eben diese, durch sich selbst gebildeten Philosophen entweder ihre Bibel

Diese fängt die Untersuchung, weder von den allgemeinsten Principien, noch von den gemeinsten Erfahrungen an; sie ist weder eine systematische Herleitung der Erscheinungen aus Vernunftbegriffen, noch ein Sokratisches Hinaufsteigen von den Thatsachen zu den Ideen und Grundsätzen der Vernunft. Der Philosoph, welcher sie in seinen Schriften befolgt, führt seinen Leser, wie die Lehrer der schönen Wissenschaften es von dem Dichter verlangen, gleich mitten in die Materie hinein, und läßt das, was von vorbereitenden Ideen nöthig ist, gelegentlich folgen. Er tritt nicht als ein Lehrer unter Schülern auf, die er von Grund aus in einer ihnen unbekannten Wissenschaft unterrichten will,

---

und ihr Gesangbuch, oder irgend eine alte Chronik, eine Hauspostille, oder vielleicht einzelne, ihnen in die Hände gefallne Blätter eines moralischen Buchs, mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit gelesen, und mit unablässigem Fleiße wieder und wieder durchstudirt haben. Ihre natürlich höhere Denkkraft wußte zwar, aus dem geringen Stoffe, mehr zu ziehn, als wir oft bey Personen, die eines weit bessern Unterrichts genossen, aus weit reichern Materialien entstehen sehen: aber sie konnte doch nicht der Veranlassung und der Aufmunterung zum Denken, die in den mitgetheilten Ideen andrer Menschen liegt, gänzlich entbehren.

sondern als ein gebildeter und mit den Kenntnissen seines Fachs versehner Mann unter seines Gleichen. Er setzt voraus, daß diese ungefähr alles dasjenige, über den Gegenstand seiner Untersuchung, wissen, was bis auf die gegenwärtige Zeit über ihn ausgemacht worden ist, oder doch, in Stoff und Form des Vortrags, den allgemeinsten Beyfall erhalten hat; und hat nur die Absicht, zu diesem unter ihnen gemeinschaftlichen Eigenthume von Kenntnissen, einige neue Erwerbungen aus seiner Erfahrung, oder seinem Nachdenken hinzuzuthun, darin einige Lücken auszufüllen oder auch nur zu entdecken, Schwierigkeiten zu heben, oder auch nur darauf aufmerksam zu machen, neue Wahrheiten mit ältern Gründen zu verknüpfen und sie dadurch zu bestätigen, oder endlich aus bekannten Sätzen noch unbemerkte Folgerungen zu ziehn.

Alle solche neue Ideen sind natürlicher Weise nur Bruchstücke. Da sie an verschiedne Theile einer ganzen Wissenschaft, die doch nicht vollständig vorgetragen wird, angeknüpft werden: so stehn sie unter einander nicht in unmittelbarem Zusammenhange. Da die neuen Ideen, welche uns, bey dem Durchdenken der bisherigen Fortschritte des menschlichen Geistes, in irgend

einem Felde der Erkenntniß, einkommen, größtentheils neue Wahrnehmungen sind, oder aus der Vergleichung von Wahrnehmungen mit den bisher angenommenen Grundsätzen entstehn: so haben sie auch, wie alle Beobachtungen, im Vortrage etwas von dem Charakter einer Erzählung, die mit Betrachtungen durchwebt ist. Die Meditationen dieser Art sind gemeiniglich eine Mischung von Philosophie mit Geschichte und Litteratur, wie die Versuche des Hume. — Sie sind vorzüglich bequem, wenn, wie bey diesem Verfasser, die Philosophie skeptisch ist, oder wenn die Gründe für und wider eine Meinung gegen einander abgewogen werden. — Und auch dieß letztre geschieht von Hume, in seiner Geschichte sowohl, als in seinen philosophischen Schriften, auf eine meisterhafte Art.

Es giebt, in der That, in jedem Gegenstande der Betrachtung, kleinere, verstecktere Theile, welche, wenn wir schulgerecht über ihn nachdenken, und die Kenntniß des Ganzen in die Form einer Wissenschaft bringen wollen, uns auf unserm Wege der Meditation nicht aufstoßen; die uns aber sogleich in die Augen fallen, als wir unsre Aufmerksamkeit, ohne Zwang und ohne vorgezeichneten Plan, in

dem ganzen Gebiethe der ihn betreffenden Kenntnisse umherschweifen lassen. — Jeder Gegenstand hat gewisse Eigenschaften und Verhältnisse, die, weil sie selbst nicht innig unter einander und mit dem Ganzen verbunden sind, uns leicht entwischen, wenn wir unsre Vorstellungen, als Glieder einer einzigen Kette, ununterbrochen an einander hängen; zu deren Kenntniß hingegen uns eine unmethodische, stückweise vorgenommene Untersuchung, wenn dabey, mit Beobachtungs-Gabe, Verstand und Witz gemeinschaftlich wirken, weit eher verhilft.

Diese beyden Arten der Meditation, — die beobachtende und die durch Schlüsse fortschreitende, — beziehn sich auf zwey verschiedne Arbeiten, die zu der Vollendung des Gebäudes der menschlichen Erkenntniß gleich nothwendig sind. Der beobachtende Philosoph fängt, in der Kindheit der Wissenschaften, an, die Thatsachen zu sammeln, — die Erscheinungen, welche zu erklären sind, und die Ordnung ihres Aufeinanderfolgens, wodurch ihre Erklärung vorbereitet wird, darzustellen. Auf sie folgt der systematische Philosoph, und macht aus diesen zerstreuten Kenntnissen eine Wissenschaft: indem er sie an einander knüpft, ihre Lücken ausfüllt,

ihre Abhängigkeit unter einander und von höhern Principien zu zeigen sucht, und das Gesetz der Einheit und des Zusammenhangs, welches in seinem eignen Geiste liegt, auf die Natur außer sich anwendet. Wenn diese große Ernte der wissenschaftlichen Kenntnisse vollbracht ist, kommt der beobachtende Philosoph zurück, um die Nachlese zu halten; wo er dann noch manche, von seinen Vorgängern vernachläßigte, reife Frucht findet, die vorzüglich geschickt ist, als Saamen, zu Hervorbringung künftiger Ernten gebraucht zu werden.

Es widerfährt den systematischen Denkern, und denen, die sich, mit der Aufsuchung der höchsten Principien in den Wissenschaften beschäftigen, leicht, daß sie mit einiger Verachtung auf diejenigen Philosophen herabzusehn verleitet werden, die nur einzelne, von einander getrennte und aus der Erfahrung geschöpfte, Ideen vortragen. Besonders scheint, zu unsrer Zeit, das Beobachten, welches ehedem, für eine der ersten Verrichtungen des philosophischen Geistes und für die Grundlage unsrer wissenschaftlichen Kenntnisse, gehalten wurde, seitdem sein Gegenstand mit dem Nahmen des Empirischen belegt worden ist, bey einigen in Mißcredit gekom-

men zu seyn. Aber, wenn wir nach Wahrheit und Billigkeit urtheilen: so besteht der Werth beyder philosophischer Arbeiten sehr wohl neben einander. Und da die Fähigkeiten zu beyden von der Natur oft unter verschiedene Menschen vertheilt worden sind: so ist ihre brüderliche Vereinigung desto nöthiger, wenn jede Classe zu der möglich größten Vollkommenheit in ihrem Fache gelangen soll. — Dazu kommt, daß beyde Parteyen nicht selten ihre Rollen, ohne es selbst zu ahnden oder andre gewahr werden zu lassen, verwechseln. Es findet sich häufig, daß die Sätze der alles aus Principien herleitenden Philosophen, von ihnen im Grunde gar nicht durch diese Principien, und durch die aus denselben hergeleitete Schlußkette gefunden, sondern ihnen eben auf jenem gemeinen und verachteten Wege der Erfahrung bekannt geworden, und dann erst von ihnen künstlich mit den Principien verbunden worden sind. Und wenn man endlich die systematisch durchdachten Wahrheiten praktisch anwenden will: so ist man genöthigt, sie wieder von dieser methodischen Form zu entkleiden, und sie von neuem als Bruchstücke der menschlichen Erkenntniß zu behandeln.

Phi-

Philosophische Bemerkungen, die von einander unabhängig sind, haben etwas ähnliches mit den Einfällen des Witzes, und scheinen eben deßwegen auch etwas von der Geringfügigkeit und Seichtigkeit solcher Einfälle zu haben. Bey einer genauern Untersuchung der Sache aber findet man, auf der einen Seite, daß sich, bey der am meisten systematischen Meditation, mehr Zufälliges einmischt, als man nach der Nothwendigkeit des Zusammenhangs, den ihre Form ankündigt, vermuthen sollte: indem auch bey ihr, von einer glücklichen Wendung der Gedanken, von der Wahl gewisser Ausdrücke, von den, mit mehr oder weniger Geschicklichkeit gemachten, Worterklärungen und Eintheilungen, ein guter Theil des Erfolgs abhängt. Von der andern Seite kann eine, aus bloßen Bemerkungen bestehende, Untersuchung wahre philosophische Gründlichkeit haben, wie Humes und Montesquieus Werke, die in diesem Geiste geschrieben sind, beweisen. — Theils wird, bey solchen Schriftstellern, durch die große Anzahl der nach und nach beleuchteten Seiten, endlich der ganze Gegenstand aufgehellt; theils wird, bey der Ausführung der einzelnen Bruchstücke, der Faden angegeben, mit

welchem sie sich an die Principien künftig werden anknüpfen lassen; theils schreitet endlich der beobachtende gute Kopf durch einen Zusammenhang fort, dessen er sich zwar nicht selbst immer deutlich bewußt ist, der aber dem Leser, welcher sich ganz in seinen Geist zu versetzen weiß, offenbar wird, und ihm daher oft den Weg zum systematischen Denken eröffnet.

Allerdings ist es, bey dieser Art der Meditation, die mehr einem Spatziergange, als einer Reise in dem Gebiethe der abzuhandelnden Materie ähnlich sieht, schwerer, den Regeln und Kunstgriffen auf die Spur zu kommen, welche der, mit dem meisten Glücke diese Methode anwendende, Philosoph befolgt. Nur so viel läßt sich einsehen, daß weil er, nach derselben, nicht die Sache von ihren ersten Grundbegriffen an entwickelt, sondern sie als eine ihm und andern schon bekannte behandelt, er auch wirklich die Bekanntschaft mit ihr haben müsse, welche der Ton seiner Untersuchung gleichsam ankündigt. Je eine ausgebreitetere und vollständigere Kenntniß der Philosoph dieser Classe von allem dem hat, was bisher über seine Materie gedacht, erfunden und geschrieben worden ist; je besser er die Systeme und die

Beobachtungen seiner Vorgänger kennt; je vollkommner er, mit einem Worte, das ganze Licht seines Zeitalters, insofern dasselbe auf seinen Gegenstand fällt, aufgefaßt hat: desto gründlicher, neuer und fruchtbarer werden die Zusätze seyn, mit welchen er die bisherigen Kenntnisse bereichert, oder auch die Einwürfe, durch welche er sie zu berichtigen sucht. Historische Gelehrsamkeit und Litteratur ist daher zu philosophischen Versuchen, wie Hume und Montesquieu sie liefern, durchaus nothwendig; da die Deductionen eines Kants oder die Inductionen eines Sokrates derselben eher entbehren können.

Es läßt sich ferner einsehen, daß bey dieser beobachtenden Denkungsweise eine gewisse Geschmeidigkeit des Geistes, vermöge deren er vielerley Formen annehmen, und sich, in einem kurzen Zeitraume, in ganz verschiedne Gesichtspuncte setzen kann, nothwendiger ist, als bey der systematischen Methode: die, da sie nur eine einzige Reihe von Gedanken, aber vom Anfange bis zum Ende, verfolgt, eine festere Sinnesart, und eine anhaltendere Denkkraft fordert, aber auch mehr Einförmigkeit, und wenn ich so sagen darf, mehr Einseitigkeit des Geistes erlaubt. — Es läßt sich endlich vermuthen,

daß, so wie solche philosophische Gedanken, die sich nicht aus ihren ersten Gründen entwickeln, mit den Eingebungen des Dichters und den Einfällen des witzigen Kopfs, einen ähnlichen Ursprung, oder doch in ihrer Entstehung etwas gleich unerklärliches haben, auch die Fähigkeiten zu jenen und zu diesen wirklich mit einander verwandt sind; und daß, wenn jene Bemerkungen fein und neu seyn sollen, sie von einem, mit dem schönen Geiste verbundnen philosophischen Genie herkommen müssen. Wir finden daher, daß Schriftsteller, welche in dieser Gattung unter die ersten gehören, wie Montesquieu, Addison und Johnson, sich zugleich durch Werke des Witzes bekannt gemacht, oder sich doch, wie Hume, durch Schönheit und Beredsamkeit in ihrer Schreibart ausgezeichnet haben.

Will man noch tiefer in den Geist dieser Methode der Meditation eindringen; — will man besonders die Verschiedenheiten, deren sie noch fähig ist, kennen lernen, um die an sich beste, oder die, welche man seinem Geiste am angemessensten findet, wählen zu können: so kann dieß nicht durch Aufstellung noch mehr specieller Regeln, sondern nur durch Zergliede-

rung von Beyspielen geschehn. Und eine solche Untersuchung des Eigenthümlichen in der Manier, welche große Schriftsteller bey ihrer Meditation befolgen, halte ich auch überhaupt für nützlich: nicht nur zur Kritik und richtigern Schätzung ihrer Werke, sondern auch zur Kentniß der menschlichen Denkkräfte, und der verschiednen Arten, wonach sie wirken; und also selbst zur vollständigern Einsicht in die Natur des menschlichen Geistes. Ich glaube daher, diesen Aufsatz nicht besser, als mit einer Vergleichung der Denkart dreyer Männer beschließen zu können, die, nach meinem Urtheile, Meister in derjenigen Gattung der Meditation sind, von der ich zulezt geredet habe, und dabey doch so sehr von einander abweichen, daß das Allgemeine der Gattung, aus den Puncten worin sie übereinstimmen, und die Unterschiede der Arten, aus den Eigenthümlichkeiten wodurch sie sich auszeichnen, sehr bequem abgezogen werden können. — Diese Männer sind Montaigne, Hume und Montesquieu *).

*) Die Auseinandersetzung der eigenthümlichen Manier verschiedner Schriftsteller kann nur für diejenigen Per-

Was zuerst in das Auge fällt, ist, daß Montaignes Gedanken in einem immerwährenden,

---

sonen recht lehrreich und anmuthig seyn, welche die Werke derselben schon gelesen haben. Denn in Schilderungen dieser Art kann man es nie weiter bringen, als durch einige wenige Züge, welche man aushebt, an die vielen, welche man wahrgenommen hatte, zu erinnern. Die Sprache bleibt, in Beschreibung des Wirklichen, immer sehr weit hinter den Sachen zurück: der geschilderte Gegenstand mag ein geistiger, oder ein körperlicher seyn. Daher es ihr auch nie gelingt, bey denjenigen, welchen er gänzlich unbekannt ist, einen deutlichen Begriff von ihm zu erwecken. Wer aber einen Gegenstand sinnlicher, oder unsinnlicher Art durch eigne Anschauung kennen gelernt hat, freut sich, und hat auch einigen Nutzen davon, wenn er ihn treffend mit Worten abgemahlt findet. Die Vergleichung des Gemähldes mit seinen Empfindungen macht ihm jenes verständlich, und entwickelt ihm diese. — Ich glaube indeß, bey dem größern Theile meiner ältern Leser, die Bekanntschaft mit den oben genannten drey Schriftstellern voraussetzen zu können: und meine jüngern wünschte ich durch diese Schilderung zur Lesung derselben zu ermuntern. Diese Schriftsteller, und alle die, welche ihnen ähnlich sind, d. h. welche sich durch neue und originelle Gedanken, als Männer von Genie und Selbstdenker auszeichnen, sollten, nach meinem Urtheile, von allen Studirenden, ohne Unterschied des Fachs, welches sie sich zu ihrem künftigen Berufe gewählt haben, gelesen werden. Das, was große Köpfe denken und schreiben, hat, von welchem Inhalte es

aber sehr losen Zusammenhange fortfließen; daß Montesquieus seine in kleine, zusammengedrängte Absätze zerschnitten, und mit epigrammatischer Schärfe ausgedrückt sind; daß die Gedanken Humes endlich zwischen beyden die Mitte halten, nicht so das Ansehn von Denksprüchen haben, wie die Sätze von Montesquieu, nicht so einem bloßen Selbstgespräche ähnlich sehn, wie Montaignes Betrachtungen.

Dieser letztre schreibt genau so, wie er mit einem vertrauten Freunde, dem er sich ganz wie er ist sehen zu lassen, kein Bedenken trägt, in dessen Umgange er aber nur Erhohlung und Zeitvertreib zur Absicht hat, reden würde. Der Anlaß zu seinen Untersuchungen ist, wie er im Gespräche zu seyn pflegt, immer von ihm selbst, von einer Schilderung seiner Person und seiner Gewohnheiten, oder von der Erzählung häusli-

---

immer seyn mag, eine eigenthümliche Kraft, andre zum Denken zu erwecken. Und ein zum Philosophen gebohrner Jüngling kann, durch die Lesung der Aeneide oder des Ariosts, eben so wohl zur ernsthaftesten Meditation begeistert werden, als einem wahren Dichtergenie das Studium des Plato und Leibnitz zum Aufwecken seiner Muse nützlich seyn kann.

cher und alltäglicher Auftritte seines Lebens hergenommen. Die Uebergänge sind eben die, durch welche man, bey gesellschaftlichen Unterhaltungen, von einer Materie auf die andre kömmt, die aber einer ernsthaften Meditation nicht anstehn. Entfernte Aehnlichkeiten, Zeit- und Ort-Verbindungen, alles was in unsern wachenden Träumereyen die Vorstellungen zusammengesellt, bestimmt auch den Inhalt seiner Aufsätze: und bald ist es die Einbildungskraft, bald der Verstand, bald die ihm eben gegenwärtige Empfindung, bald sein an Sachen reiches, zu Hergebung seiner Schätze williges Gedächtniß, welches darin das Wort führt.

Nur ein sehr geistreicher, ein viel wissender, ein edler Mann kann auf diese Weise mit sich selbst vor dem Publicum reden, und alle seine Vorstellungen, so wie sie in ihm aufsteigen, laut werden lassen, — und doch gefallen. Selbst nur für sich und zur Uebung, sich dem Strome ihrer Vorstellungen, er führe wohin er wolle, überlassen: – dieß dürfen sich nur die, an Geist und Herz vorzüglichen, Menschen erlauben, weil nur diesen, auch in ihren Träumereyen das Ideal des Schönen und Guten vorschwebt.

Ein Mann, der so viel Kleinigkeiten von sich selbst erzählt, als Montaigne, würde unerträglich seyn, wenn er sich nicht, mitten unter diesem Geschwätze, als einen großen Mann auszeichnete, den es wohl der Mühe werth ist, bis in sein Innerstes kennen zu lernen. Wenn nicht der Tiefblick, mit welchem er das menschliche Herz erforscht, und seine Erfahrenheit in den Angelegenheiten des Lebens ihn in alle seine, noch so zufälligen, Abschweifungen begleitete: so würden wir bald ermüden, mit ihm auf Gerathewohl herum zu irren. Selbst aber gehört auch noch eine solche Gelehrsamkeit, wie Montaigne sie hatte, dazu, um eine so rhapsodische Philosophie zu unterstützen.

Eine Menge Anführungen aus alten Schriftstellern, die einen zusammenhängenden Vortrag zwecklos unterbrechen, oder nur den Prunk einer eiteln Vielwisserey zur Schau auslegen, ist widrig, und verleidet selbst die Lesung manches schätzbaren Buchs der vorigen Zeit *). Aber bey einem, so lehrreich schwatzenden Manne,

*) Z. B. des Werks des Hugo Groot de Jure belli et pacis.

als Montaigne, hört man gerne Betrachtungen, die er zuvor in einem nachläßigen, selbst etwas weitschweifigen Style vorgetragen hatte, dann von einem Dichter oder Weisen des Alterthums, in wenige Worte zusammengedrängt. — Mit einem Worte, eine solche Meditation als Montaignes Versuchen zum Grunde liegt, ist nicht eine Uebung des Geistes, wodurch er vollkommner wird; es ist nicht eine Arbeit des Geistes, wodurch er etwas, einem Ideal gemäß, hervorbringt: es ist bloß die Thätigkeit eines geistigen Selbstgenusses, wobey der Mensch sich ganz so zeigt wie er ist, und, ohne sich anzustrengen, seiner Natur gemäß wirkt. Hat diese nur schon ursprünglich einen vorzüglichen Grad von Kraft und Vollkommenheit; — hat sie, durch vorhergehende Uebung, schon eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht: so ist es für den Menschen selbst nicht schädlich, sich so den Eingebungen seines Geistes zu überlassen, — für andre nicht unnütz, die Aeußerungen desselben anzuhören. Der gemeine Mensch, — der Anfänger hingegen, muß sich anspannen; er muß in Beziehung auf einen bestimmten Endzweck und nach einer Regel denken, und sich auf diese Weise über seinen gewöhnlichen Zustand erhe-

ben: oder er wird immer mittelmäßig bleiben; und in seinen Werken wird, an die Stelle des Vertraulichen und Naiven, welches uns im Montaigne gefällt, das Gemeine und Abgeschmackte treten.

Montesquieus Geist und Charakter ist, auf gewisse Weise, dem von Montaigne entgegengesetzt. Seine Betrachtungen, ob sie gleich das Gebieth einer großen Wissenschaft umfassen, hängen doch nicht ununterbrochen und nothwendig zusammen. Sie sind, wie ich schon gesagt habe, in lauter kleine Absätze zerstückt, deren jeder ein Ganzes für sich ausmacht. Der Gedanke in denselben ist immer mit aller möglichen Kürze und Ründung ausgedrückt, oft mit dichterischen Bildern geschmückt, oder durch eine witzige Wendung belebt.

In Montesquieus Werke sind die Eigenheiten, die Vorzüge und die Mängel derjenigen Methode zu denken, welche ich die bemerkende genannt habe, am vollkommensten sichtbar. Auch er, ob er gleich ein Werk schrieb, welches auf eine vollständige Belehrung, in einem großen Zweige der menschlichen Kenntnisse Anspruch macht, fängt doch die Untersuchung keiner seiner Materien, mit der Zergliederung ihrer Princi-

pien, an: sondern, indem er die allgemeine Theorie der Sache, als seinen Lesern bekannt, voraussetzt, nimmt er mitten aus ihr heraus, was ihm zu neuen Betrachtungen Anlaß geben kann. So ist es, in dem Buche über den Handel, der erste Satz: daß der Handel die Völker von den auf Zerstörung wirkenden Vorurtheilen heilt, die Sitten sanfter macht und nur bey sanften Sitten bestehen kann: — eine Betrachtung, sehr wohl werth, die Aufmerksamkeit eines Schriftstellers an sich zu ziehn, welcher durch sein ganzes Werk der Verbindung der politischen mit den moralischen Verhältnissen, — weil in ihnen die größten Schwierigkeiten und die größten Feinheiten der Politik liegen, — nachspürt, aber doch gewiß nicht geschickt, den Eingang zu einem systematischen Vortrage über den Handel zu machen.

Kein Schriftsteller setzt mehr, wie Montesquieu, seine Leser schon einsichtsvoll, und über die Sachen, wovon er redet, unterrichtet voraus, und belehrt sie daher auf eine so angenehme Weise, indem er das Alte und Bekannte nur mit wenigen treffenden Worten wiederhohlt, durch ein Bild aufklärt, oder durch eine angeführte Thatsache bekräftigt, — und dann nur

das Neue, welches er hinzugedacht hat, ohne Vorbereitung und ohne Umschweife, mittheilt. Es ist dieß die Art, wie ein Weltmann am liebsten selbst unterrichtet seyn, und andre unterrichten mag; es ist die, welche am meisten dem größern und vornehmern Publicum gefällt: aber es ist freylich nicht die, welche die vollständigste Belehrung giebt; weil in den neuen und originellen Gedanken eines Autors immer etwas dunkeles zurückbleibt, wenn er dieselben nicht mit den Urbegriffen, woraus sie sich bey ihm entwickelt haben, im Zusammenhange darstellt, und wenn er nur die Resultate seiner Untersuchung bekannt macht, die Untersuchung selbst aber verbirgt. So hat, eben dieser Ursache wegen, eine der Theorieen, worauf das meiste in seinem Werke gebauet ist, die von den moralischen Grundlagen der verschiednen Regierungsformen, — nach welcher er der republikanischen Verfassung die Tugend, der monarchischen die Ehre, der aristokratischen die Mäßigung zur Stütze giebt, — sehr verschiedne, und zuweilen sehr unrichtige Auslegungen gefunden: und nur ein, auf den Geist des Ganzen aufmerksamer Leser, wird den Sinn dieser Lehrsätze fassen *).

*) Niemand hat, nach meinem Urtheile, diese Montes-

Es bestätigt sich ferner aus Montesquieus Beyspiele, daß diese Methode zu denken und zu schreiben nirgend schicklicher angewandt wird, als wo über Geschichte zu philosophiren ist, und aus Thatsachen Folgerungen zu ziehn sind. Sie ist daher in der Politik, wo bey der Beurtheilung der Gesetze und Verfassungen, soviel auf Verhältnisse derselben mit Volk, Land und Nachbarn ankommt, welche sich a priori nicht ausdenken lassen, so natürlich an ihrem Platze, daß auch ihre Mängel hier unbemerkbar bleiben.

In der That muß, in einem Werke, wo die Reihe der, zu Einer Schlußkette zusammengefügten, Begriffe nie lang ist, der Umfang der Kenntnisse, woraus man die Bruchstücke heraushebt, desto größer seyn, wenn ihre Sammlung einer Wissenschaft nahe kommen soll. So war er bey Montesquieu. Sein Werk besteht aus Bemerkungen, über die Geschichte aller Zeiten und Völker. Der vollkommenste Theil desselben ist die Schilderung dessen, was er mit

---

quieuschen Begriffe richtiger gefaßt, und kürzer und deutlicher aus einander gesetzt, als Ferguson in seinem vortreflichen Werke: Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft.

eignen Augen gesehen, und gewiß sehr scharf und richtig beobachtet hatte, — die Schilderung der französischen Sitten und Staatsverfassung, und des Einflusses der einen Sache auf die andre. Ihr gleich zur Seite stehen die Gemählde, welche er von den übrigen Europäischen Staaten seiner Zeit aufstellt: unter denen der Englische und Venetianische, nach Verfassung, Regierungsgeist und Volkscharakter, am sorgfältigsten von ihm studirt, und am treuesten geschildert worden ist. So wie Zeiten und Völker von ihm entfernter sind: so werden auch seine Bemerkungen über sie unvollständiger und unrichtiger; theils, weil auch die besten Nachrichten von ihnen zu Grundlage politischer Lehrsätze nicht hinreichen; theils weil seine historische und philologische Gelehrsamkeit nicht denselben Grad von Genauigkeit, als Umfang hatte. Aber doch bleibt er immer in diesen Schilderungen, durch die Menge und Mannigfaltigkeit der beobachteten und verglichnen Sachen, lehrreich.

Sobald er hingegen diese Beobachtungen in Schlußketten verwandeln, oder zu einer Theorie erheben will; so zeigt sich das Mangelhafte dieser Art der Meditation, wenn sie nicht durch eine systematische, die von Principien ausgeht,

unterstützt wird. Er macht zum Charakter der Monarchie überhaupt, was nur das Eigenthümliche von Frankreichs Königthum war, und trägt, als allgemeine Kennzeichen der monarchischen Verfassung, vor, was er aus dem einzelnen Falle des französischen Volks und Hofes gelernt hatte. Seine Lehrsätze über die Aristokratie sind Thatsachen aus Venedigs Staatsrechte und Geschichte, zu allgemeinen Sätzen erhoben. Wenn er von freyen Staaten redet: so redet er immer von Athen, Sparta, Rom, oder England. Und der Despotismus ist bey ihm nur der Despotismus der Türken.

Selbst wenn, in einzelnen Stellen, Montesquieu sich das Ansehn eines aus allgemeinen Begriffen schließenden Philosophen giebt, thut er aufmerksamen Lesern weniger genug, als da, wo er bey bloßen Bemerkungen stehen bleibt. In der That bewegt der, von Kant sehr richtig bemerkte, Trieb des menschlichen Geistes nach Einheit und Zusammenhang in seinen Ideen, auch den beobachtenden Philosophen, irgend ein Band zu suchen, durch welches er seine getrennten Bemerkungen unter einander verknüpfen, und als Folgen, die aus einem gemeinschaftlichen Grundsatze hervorgehen, darstellen könne.

Dieser

Dieser Zusammenhang aber ist in einem Werke, dem nicht eine durchaus systematische Meditation zum Grunde liegt, oft erkünstelt. Dieser Fall findet sich bey Montesquieu häufig. Er giebt oft vor, etwas aus einem Princip herzuleiten, was er doch nur beobachtet hatte. Und da es ihm an Witz und Scharfsinn nicht gebricht: so gelingt es ihm leicht, einen Zusammenhang herauszubringen, der aber doch, weil er falsch und erdichtet ist, seine Leser irre führt, anstatt ihrer Erkenntniß mehr Gründlichkeit zu geben. So kommen z. B. in seiner sonst vortrefflichen Auseinandersetzung der Englischen Verfassung, *) — der besten, die vor de Lolmes Werke vorhanden war, — und noch mehr in dem, an wichtigen Bemerkungen so reichhaltigen, Kapitel, **) wo er den Einfluß der Englischen Verfassung auf den Charakter der Nation schildert, viele Züge der Regierung und der Sitten vor, die entweder in der geographischen Lage Großbrittanniens, oder in zufälligen Begebenheiten seiner Geschichte ihren Grund haben, und die er, ob er sie gleich nur aus Nachrichten wußte,

---

*) 6tes Kap. des 11ten Buchs.

**) 27tes Kap. des 19ten Buchs.

doch als Folgerungen vorstellt, welche er aus seiner Theorie der politischen und bürgerlichen Freyheit geschlossen habe.

Diese Art von Sophisterey, welche eine ganze Menge einzeln aufgefaßter Beobachtungen unter einen allgemeinen Begriff zu zwingen sucht, der doch nur von einem kleinen Theile jener Beobachtungen abgezogen worden war, ist durch sein ganzes Werk sichtbar. Und alle Philosophen, welche in dieser Manier über die Dinge der Welt nachdenken, haben sehr Ursache sich zu hüten, daß sie nicht, um ihren durch Beobachtung gemachten Entdeckungen einen Schein von systematischer Vollständigkeit zu geben, aus einzelnen Thatsachen allgemeine Grundsätze machen, und dann, um die übrigen Fälle auch unter diese Grundsätze zu bringen, bald jene in der Erzählung verstellen, bald diese sophistisch auslegen: woraus eine weit größre Unvollkommenheit der Erkenntniß entsteht, als die unausgefüllten Lücken derselben sind.

Was den, in so viele Theile zerschnittenen, Vortrag des Monesquieu anbetrifft: so hat er sowohl für den Philosophen, welcher in dieser Manier schreibt, als für den Leser, welcher sich in solchen Werken unterrichtet, seine vortheilhaf-

te und seine nachtheilige Seite. Er giebt zuerst der Meditation häufig wiederkommende Ruhepuncte, bey welchen sich die Kraft des Geistes erhohlen, und der Schriftsteller sowohl das Gesagte, als das, was noch gesagt werden soll, mit Ruhe überblicken kann. Auch findet der Leser, dem es nicht darum zu thun ist, ein Werk schnell zu durchlaufen, sondern sich mit dessen Inhalte zu nähren, seine Rechnung dabey, daß er so oft stille stehen und über das nachdenken kann, was er gelernt hat. Und in der That geben die meisten, auch noch so kurzen Abschnitte Montesquieus immer so viel zu denken, daß es wohl der Mühe werth ist, bey ihnen zu verweilen.

Dieß aber ist eben der zweyte Vortheil für den Schriftsteller, bey dieser Denk- und Schreib-Art: daß er gewisser Maßen genöthigt wird, sich um eine gedrängte Fülle der Gedanken und um Bestimmtheit und Kürze des Ausdrucks zu bekümmern; weil er fühlt, daß sonst ein solcher zersplitterter Vortrag unerträglich seyn würde. Gewiß strengt man sich mehr an, kurze Sätze, deren jeder einen vollständigen Gedanken enthalten soll, recht genau, anmuthig, oder stark auszudrücken, als man bey einem lange ununterbrochnen Flusse der Rede, oder bey zusam-

mengeketteten Schlüssen zu thun im Stande ist, oder nöthig zu haben glaubt. Der Vortrag des Montesquieu ist in dieser Absicht so sehr ausgearbeitet, daß er beynahe in ein fehlerhaftes Extrem verfällt. Viele seiner Sätze haben das Zugespitzte von Sinnsprüchen und Epigrammen: so daß sie das Wortspiel Voltaires,*) mit welchem er über Montesquieus Werk ein Urtheil fällte, zu rechtfertigen scheinen.

In den Eigenthümlichkeiten einer individuellen Denkart, grenzt jede Tugend, wozu sie eine vorzügliche Anlage enthält, durch die Uebertreibung, worein ein natürlicher Hang so leicht geräth, an einen Fehler. So wie die kunstlose Natur und treuherzige Offenheit des Montaigne in Nachlässigkeit und Geschwätz ausartet: so wird die Sorgfalt, mit der Montesquieu seinen Gedanken Klarheit und Leben zu geben sucht, zuweilen Künsteley, zuweilen Ursache von Trugschlüssen. Wer so schreibt, wie er, ist auch, wenn er Wahrheitsliebe und gründliche Kenntniß hat, in Gefahr, die Richtigkeit des Gedan-

*) Er sagte nähmlich: que c'étoit plutôt de l'esprit sur les loix, que l'esprit des loix: daß das Werk nicht sowohl der Geist der Gesetze, als Witz über die Gesetze heissen sollte.

kens zuweilen der Schönheit des Ausdrucks aufzuopfern, oder die Schwäche der Beweise unter dem Blendenden der Wendung zu verbergen.

Auch muß ich, nach meiner Erfahrung, gestehen, daß Montesquieu, ob er gleich unter diejenigen Schriftsteller gehört, die mich, während der Zeit, da ich sie lese, am stärksten an sich ziehn und am lebhaftesten beschäftigen, doch, wenn ich sein Werk bey Seite lege, eine nur schwache Erinnerung an das, was ich gelesen habe, zurückläßt. Seine Hauptgrundsätze prägen sich zwar, durch die öftere Wiederhohlung, meinem Gedächtnisse ein. Aber von den historischen und philosophischen Belehrungen, an denen bey ihm die Ausführung des Einzelnen so reich ist, verschwindet in kurzem ein großer Theil: aus keiner andern Ursache, als weil sie unter einander in keinem nothwendigen Zusammenhange stehn. Für diesen Verlust ist es nur eine kleine Schadloshaltung: daß ich die Lesung seines Werks öfter, als die Lesung andrer Schriften, ohne Ueberdruß wiederhohlen kann; weil ich dessen Inhalt immer wieder neu und mir unbekannt finde.

Endlich ist nicht zu leugnen, daß die Kürze der einzelnen Sätze und Abschnitte oft, in dem

Ganzen der Untersuchung, eine größere Weitschweifigkeit hervorbringt, als bey einem zusammenhängenden Vortrage würde statt gefunden haben. Allzu kleine Schritte, die Bewegung mag noch so behende und lebhaft seyn, bringen uns doch später zum Ziele, als große, wenn sie auch noch so langsam und ruhig geschehn.

Daß indeß diese Methode, durch lauter einzelne, kurze, von einander getrennte Sätze in seinen Meditationen fortzuschreiten, auch großen Denkern eigen seyn könne: davon geben uns die Werke eines der ältesten und berühmtesten unter ihnen, — den man vielleicht am wenigsten hier angeführt zu sehen erwarten wird, — des Aristoteles, einen Beweis. Wer sie aufmerksam liest, und sich nicht dadurch täuschen läßt, daß die Herausgeber keine Absätze gemacht haben, wo zwischen den Gedanken eine völlige Absonderung ist, wird finden, daß seine Untersuchungen immer nur aus einer Menge kleiner Bruchstücke von Philosophie bestehn; daß sie entweder allerley Fragen über den Gegenstand, mit ihren Antworten, oder Schwierigkeiten in der gewöhnlichen Theorie über ihn, mit deren Auflösung, oder endlich die Gründe für und wider entgegenstehende Meinungen enthalten.

Ein solcher aufmerksamer Leser wird sogar, wofern er anders mit mir gleich empfindet, gewahr werden, daß man den Aristoteles besser verstehen lernt, wenn man seinen Vortrag in so viele kleine Abschnitte, als Sätze von verschiedenem Inhalte darin vorkommen, zerstückt, als wenn man ihn für ununterbrochen annimmt, und einen Zusammenhang erkünsteln will, der seiner Methode zu philosophiren fremd ist.

Zwischen den Manieren dieser beyden Schriftsteller nun, des Montaigne und des Montesquieu, steht, wie ich schon gesagt habe, Humes Vortrag, so wie wir ihn aus seinen politischen und philosophischen Versuchen kennen lernen, in der Mitte. Er entfernt sich am meisten von dem fehlerhaften Extrem in jeder; er vereinigt die Vortheile beyder: und er scheint daher am meisten geschickt, Muster für diejenige Art der Philosophie, von der ich jetzt rede, zu seyn. Humes Gedanken, nicht so ununterbrochen, aber sorglos, fortlaufend, wie die des Montaigne, nicht so zerstückt, so epigrammatisch wie die des Montesquieu, nähern sich am meisten dem Begriffe, welchen er selbst, nach Addison, vom Schönschreiben (fine-writing) giebt: daß es in einer Reihe von Gedanken bestehe, die

vollkommen natürlich sind, und doch ungewöhnlich und neu scheinen.

Seine Stärke liegt ebenfalls in Beobachtungen, oder in Aufdeckung solcher Theile und Verhältnisse in den Gegenständen, die er bemerkt, nicht geschlossen zu haben scheint. Er war nicht dazu gemacht, der Urheber eines neuen Systems in irgend einer Wissenschaft zu seyn. (Da, wo er es versucht, aus Principien zu philosophiren, wie in seinen Versuchen über die Moralphilosophie, ist er weniger belehrend, als in seinen politischen Versuchen, wo er auf nichts anders, als auf Erfahrungskenntnisse Anspruch macht. Und sein systematisches größeres Werk über die menschliche Natur ist ohne Zweifel sein schlechtestes, so wie es auch sein erstes ist, welches er unternahm, da er sich selbst noch nicht hinlänglich kannte.) Aber dazu ist er vollkommen geschickt, in den Systemen andrer, verborgne Lücken und Schwächen zu entdecken, oder auch aus ihren Grundsätzen unerwartete Folgerungen und neue Wahrheiten zu ziehn. Auch ist er, wie Montesquieu, niemahls vortrefflicher, als wenn er über Thatsachen, aus der Geschichte, oder aus seiner eignen Erfahrung geschöpft,

philosophirt; und seine Gedanken unmittelbar an das Wirkliche und Einzelne knüpft.

Indeß besitzt er die Kunst, abgezogne Begriffe deutlich auszudrücken und einander geschickt unterzuordnen, in einem hinlänglichen Grade, um seinen einzelnen Bemerkungen eine mehr philosophische Grundlage, auch einen festern Zusammenhang unter sich zu geben, als Montesquieu den seinigen gab. Die bessere Ordnung, in welcher er seine Sätze auf einander folgen läßt, die ausführlichere Entwickelung, mit welcher er sie begleitet, macht seinen Vortrag einem vollständig ertheilten Unterrichte weit ähnlicher, erleichtert das Aufbehalten dieses Unterrichts im Gedächtnisse, und überrascht doch den Leser zugleich oft, entweder durch unerwartete Aufschlüsse, die er, aus dem Gebiethe der Metaphysik für Sachen des gemeinen Lebens herzuhohlen, — oder durch ein neues Licht, das er, vermittelst Erfahrungen, über abgezogne Begriffe zu verbreiten weiß.

Der Styl, in welchem er seine Gedanken ausdrückt, ist, wie er sich, bey einem solchen Zustande des Geistes, worin dessen Kraft ohne übertriebne Anspannung in ruhiger Thätigkeit ist, erwarten läßt, und wie er natürlicher Weise

entsteht, wenn ein mit vielen Kenntnissen bereicherter Weltmann Schriftsteller wird, der nicht die Wissenschaften als Lehrer vorträgt, sondern nur aus der Mitte derselben heraushebt, was ihm am anmuthigsten scheint, oder wobey er die meisten Entdeckungen gemacht zu haben glaubt. Er ist ohne Prunk und doch in dem Grade beredt, in welchem es der Verfasser philosophischer Abhandlungen seyn darf; weder weitschweifig, noch abgebrochen kurz, in der Sprache rein, nie blumenreich und mit Vorsatz witzig, aber immer belebt und anmuthig, — und vor allen Dingen im höchsten Grade deutlich.

Der Inhalt seiner Aufsätze stimmt mit ihrer Schreibart überein. Man ist immer gewiß, neue und verborgne Seiten des Gegenstandes daraus kennen zu lernen; und man lernt sie ohne große Anstrengung kennen. Die Entdeckung derselben scheint er nur seinem Genie schuldig zu seyn: aber die so deutliche Entwickelung ist er seiner Philosophie schuldig. Und eben diese glückliche Vereinigung des Genies, welches Begriffe erfindet, ohne sie zu suchen, mit der Vernunft, welche sie nach Regeln zergliedert, ordnet und verknüpft, macht das Ideal

für die Meditation überhaupt, und für diese Gattung derselben ins besondre aus. Hume nähert sich demselben sehr oft: und ich gestehe daher, daß unter allen philosophischen Schriften keine sind, welchen ich meine eignen Versuche ähnlich zu sehen mehr wünschte, als die seinigen.

Ich kann diese Schilderung der Schriftsteller, welche in der beobachtenden Methode des Denkens vortrefflich gewesen sind, nicht endigen, ohne dessen, der gleichsam der Vater und Stifter derselben in der neuern Philosophie ist, — des Baco von Verulam — zu erwähnen. Den Begriff von dem, was Selbstdenken heißt, hat mir sein Buch de augmentis scientiarum zuerst in voller Klarheit verschafft. Und ich erinnere mich daher der Zeit, welche ich mit der Lesung desselben zubrachte, eben so wie der, worin ich die neue Heloise, die Clarissa, die Leiden des jungen Werthers, Nathan, Oberon oder irgend ein Werk des Genies, das zugleich auf Verstand, Einbildungskraft und Empfindung wirkt, las, als der Zeit eines höchst angenehmen Selbstgenusses. Im vollkommensten Grade haben Bacos Gedanken, was ich zuvor als den Charakter vortrefflicher Schriften anführte,

Neuheit mit Natürlichkeit verbunden, das Auffallende beym ersten Anblicke, welches die Aufmerksamkeit spannt, und das Befriedigende bey längerer Betrachtung, welches sie belohnt. Damahls schien er mir über jede Wissenschaft ganz unerwartete Aufschlüsse zu geben: mit denen ich doch in kurzem so vertraut wurde, als wenn sie immer zu meinem Gedankensystem gehört hätten.

Auch sein Werk besteht bloß aus Bemerkungen über die zu seiner Zeit vorhandnen Systeme der Wissenschaften; es enthält nur Fingerzeige zu Verbesserungen. Und die dabey zum Grunde liegende Meditation gehört also unter diejenige Gattung, mit deren Erörterung ich mich bisher beschäftigt habe. Ohne Zweifel haben Galiläi und Newton größere Verdienste um die menschliche Erkenntniß, weil sie gewisser Maßen die Wissenschaften erfanden, deren Begriffe Baco erklärte, wenigstens die Lücken darin wirklich ausfüllten, welche dieser nur anzeigte. Aber um einen von Natur fähigen Jüngling zum Denken aufzumuntern, — und ihn die Kunst des Denkens zu lehren: dazu sind Schriften, wie die des Baco und derer die ihm ähnlich sind, wozu die drey zuvor genannten

Männer sicher gezählt werden müssen, vorzüglich geschickt. *)

---

*) Ich will hierdurch nicht leugnen, daß das Studium größerer systematischen Werke, wenn sie mit dem Tiefsinne und dem Zusammenhange geschrieben sind, den man mit Recht an den Kantischen bewundert, noch in einem höhern Grade die Denkkraft des Lesers übe. Aber ich rede hier nur von Büchern, welche die noch unentwickelten Anlagen eines Jünglings zur Meditation, aufwecken und ans Licht bringen, nicht von solchen, welche die schon gereiften Denk-Kräfte eines Mannes beschäftigen können. Ueberdieß ist es gewiß, daß, um das Studium weitläuftiger fremder Systeme als Uebung und Reitz des Selbstdenkens zu nutzen, die natürliche Denkkraft des Menschen doppelt stark seyn müsse.

Es giebt, nach meiner Beobachtung, jetzt unter den Lesern Kants, wie ehedem unter denen von Descartes, Leibnitz und Wolf, zwey Classen. Die eine, weil es ihr an dem nöthigen Tiefsinne oder an Beharrlichkeit im Nachdenken fehlt, dringt nicht völlig in die Ideen eines solchen Autors ein, dessen Sinn nur durch die Uebersicht seines ganzen Systems verständlich ist. Die andre, welcher es wirklich gelingt, sich in das fremde und neue Gedankensystem ganz hineinzudenken und es daher zu verstehen, verliert darüber ihre Geistesfreyheit, und wird, durch die lange, ununterbrochne Beschäftigung mit den Ideen eines großen Mannes, unfähig, eigne zu haben, oder auf dieselben gehörig aufzumerken. Nur eine kleine Anzahl auserwählter Leser durchforscht die Tiefen solcher abstracten Speculationen, und kommt doch aus denselben mit unbefangnem Geiste und einer selbstständigen Denk-

kraft zurück: und diese, — wenn sie durch eine solche Uebung zu der schwersten Arbeit des Denkens gleichsam abgehärtet worden sind, und nun die erlangte Stärke auf neue, von ihnen selbst angestellte Untersuchungen anwenden, können sich allerdings um desto mehr Hoffnung machen, neue Wahrheiten zu entdecken.

Es gilt aber, nach meinem Urtheile, auch von den Werken des Verstandes, was Kant von den Handlungen des Willens behauptet. So wie diese keine wahrhaft sittliche Vollkommenheit haben, wenn sie nicht vom Menschen nach einem Gesetze geschehn, welches seine Vernunft ganz allein ihm selbst vorgeschrieben hat: so haben jene keine wahrhafte intellectuelle Vollkommenheit, wenn der Mensch sie nicht, vermöge eines eignen, völlig unabhängigen Gebrauchs seines Verstandes gefunden hat. Der bloße Gehorsam auch gegen den weisesten Gesetzgeber und den rechtmäßigsten und besten Oberherrn ist, sagt Kant, doch noch keine Tugend: weil im Sittlichen der Mensch durchaus sein eigner Gesetzgeber seyn muß. Eben so ist das bloße Verstehen und Annehmen der richtigsten Begriffe und der bündigsten Beweise noch immer nicht Philosophie: weil dieses Wort die Erzeugnisse eines selbst und allein für sich thätigen Verstandes anzeigt. — Es ist daher ein wichtiger Artikel der Erziehungskunst für die Bildung der edlern und fähigern Menschen, zu lehren, wie die Freyheit und Unabhängigkeit ihres Geistes, mit dem Unterrichte und der Uebung, welche sie durch die Erlernung fremder Ideen erhalten müssen, vereiniget werden könne. Und diese Vereinigung, glaubte ich, sey bey dem Studium solcher Schriftsteller, als ich in dem letzten Theile meines Aufsatzes geschildert habe, leichter, als bey andern.

Ueber
die Rollen der Wahnwitzigen
in
Shakespears Schauspielen,
und über
den Charakter Hamlets
ins besondre.

Ich weiß nicht ob man auf einen Kunstgriff hinlänglich aufmerksam gewesen ist, dessen sich zwar die Dichtkunst zu allen Zeiten bedient, den aber Shakespear sich vorzüglich zu eigen gemacht, und dessen Gebrauch er selbst bis zum Mißbrauche getrieben hat. Ich meine den Kunstgriff, Personen, deren Leiden, oder deren Leidenschaften man vorzüglich rührend und eindringend machen will, einen Anstrich von Wahnsinn zu geben: es sey, daß man schon zum voraus, ehe sie noch unglücklich wurden, ihre Einbildungskraft als ausschweifend, und ihre Empfindungen als überspannt schildert, es sey, daß man die Verirrung ihrer Vernunft bloß als die Folge der Heftigkeit ihrer Leidenschaft eintreten läßt. Die Simplicität der Alten erlaubte ihnen nicht, die Mittel, wodurch Leidenschaften bey den Zuhörern erregt werden, so auszukünsteln,

daß sie deshalb von den Sagen der Vorzeit, die sie in ihren epischen, oder dramatischen Gedichten zum Grunde legten, abgingen. Und Wahnwitz, oder die Anlage dazu, eine phantastische Einbildungskraft, ist in einem rohen Zeitalter eben so selten, als unter den gemeinen und ganz ungesitteten Ständen. Man muß, um schwärmen zu können, vielerley wissen, vielerley Ideen und Bilder im Kopfe haben; — besonders sich mit übersinnlichen Dingen beschäftigen. Der ganz sinnliche Mensch bleibt deßwegen leichter vernünftig, weil er nicht einen Fuß breit von dem Pfade alltäglicher Erfahrung abweicht Indeß sind doch aus der Heldenzeit der Griechen, die allein ihrer Dichtkunst Stoff gab, zwey Rollen von Wahnwitzigen auf ihre Schaubühnen gekommen; die aber, wie es sich von dem Zeitalter roher, kraftvoller und kriegerischer Menschen vermuthen läßt, mehr wüthend als schwärmerisch sind, — der rasende Herkules, und der rasende Ajax. In beyden, die einen mehr fürchterlichen, oder eckelhaften Eindruck, als einen rührenden, machen, ist doch so viel sichtbar, daß die Dichter die Wirkung, welche solche zur Thierheit herabgesunkne, große Menschen auf die Gemüther der Anwesenden machen, nicht

ganz verkannten; daß sie es darauf anlegten, den ehemahligen Verstand, den Muth, die Verdienste derselben, im Contraste mit ihrer gegenwärtigen Thorheit, ihrer Schwäche und ihren Vergehungen zu zeigen; daß sie den edlen, tapfern Geist, der im Wahnsinne verloren gegangen war, in lichten Zwischenräumen wieder durchschimmern ließen; und daß sie von diesem, zur Erweckung des Mitleides und der Furcht fähigen Stoffe, wenn ihn die Fabel ihnen darboth, Gebrauch zu machen suchten, ob sie sich gleich nicht des Wahnsinns absichtlich als eines Mittels bedienten, ihre Schilderungen tiefer eindringend zu machen.

Dieß letztre aber hat Shakespear augenscheinlich gethan. In zu vielen seiner Stücke werden diejenigen seiner Personen, für welche er vorzüglich Theilnehmung erwecken, oder durch deren Unglück er vorzüglich rühren will, wahnsinnig: als daß es bloß der Zufall seyn sollte, welcher ihn auf Mährchen und Geschichten der Art gebracht hat. Und die Scenen des Wahnwitzes sind zu mannigfaltig und zu künstlich bey ihm ausgemahlt, als daß er bloß dabey dem Faden der Ueberlieferung gefolgt seyn könnte. Im Hamlet allein kommen zwey Rol-

len dieser Art vor. Hamlet ist vom Anfange bis zum Ende in einem Zustande, von welchem man nicht genau weiß, ob es verstellter Wahnsinn, oder melancholisches, durch den Tod seines Vaters noch mehr erhitztes Temperament, oder ob es bloß ausschweifender Schmerz und Zorn über diesen einzelnen Vorfall ist. Doch hievon in der Folge mehr. Außer ihm verfällt die sanfte und liebenswürdige Ophelia, durch den Tod ihres Vaters, den ihr geliebter Hamlet ermordet, in eine völlige Abwesenheit ihres Verstandes. Othellos Eifersucht ist vom Wahnsinne nicht weit entfernt: und eben die Zerrüttung seines Gemüths macht den Ausdruck seiner Leidenschaft so kräftig und fürchterlich. Doch bey ihm steigt nur der Unsinn, in den jede heftige Leidenschaft versetzt, zu einem ungewöhnlichen Grade. Aber König Lear wird durch den Schmerz, über die Undankbarkeit seiner Tochter, völlig zum Thoren: und in eben demselben Stücke spielt der verstellte Wahnwitz Edgars, Sohns des Herzogs von Glocester, eine beträchtliche Rolle.

In neuern Zeiten weiß ich niemanden, der diesen Kunstgriff so gut benutzt, und so viel Fleiß darauf gewandt hätte, den Wahnsinn rührend zu schildern, als Richardson in der

Geschichte der Clementine. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen der glücklichen Stunden meiner Jugend, die mir die Lesung dieses Stücks aus seinem Roman gewährte. Da empfand ich es zuerst, daß nichts in der Welt einen höhern Grad von Wehmuth erregt, als eine Person, die uns durch ihre Geistesgaben und Tugenden Liebe und Bewunderung eingeflößt hat, selbst der gemeinen Vernunft beraubt zu sehn. Ohne mir die Ursachen des Eindrucks damahls entwickeln zu können, fühlte ich, daß diese Mischung von Vernunft und Thorheit, von Größe der Gesinnungen mit ausschweifenden Bildern, von Edelmuth und Güte im Charakter mit einer völligen Verstimmung der Organe, eine höchst anziehende Kraft auf mich beweise.

Es ist doch wohl der Mühe werth zu untersuchen, was denn eigentlich an der Sache sey; welchen Werth der Wahnsinn, als dichterische Maschine, habe; unter welchen Umständen und Bedingungen sie ihre Wirkung thue; wo sie am rechten Orte angebracht sey, und wie sie gemißbraucht werden könne.

Es scheint mir zuerst, selbst durch die Betrachtung des Shakespears und seiner Wahn-

witzigen klar zu seyn: daß ein Dichter, in dessen Genie Stärke und Erhabenheit der Einbildungskraft, über die Richtigkeit und die Ordnung, welche vom Verstande abhängt, die Oberhand hat, und der zugleich, von den Hülfsmitteln der Kritik und der Leitung eines geläuterten Nationalgeschmacks, entblößt ist, leicht darauf kommen könne, den Leidenschaften seiner Personen diesen äußersten Grad von Heftigkeit zu geben, in welchem sie in Raserey, oder in Unsinn ausarten. Jede Leidenschaft ist mit einer gewissen Spannung der Einbildungskraft, und mit einem Irthume des Verstandes verbunden. Je höher sie steigt: desto vollkommner ist die Verblendung, in welcher sich der Mensch in Absicht ihres Gegenstandes befindet. Der Dichter, welcher geneigt ist, seine Verliebten oder seine Zornigen, bis zur höchsten Stufe der Ausschweifung ihrer Begierde, oder ihrer Rachsucht zu verfolgen, wird sie, auch ohne wirkliche Verrückung, als halb Rasende reden lassen. Von dieser Unordnung in dem Gemüthe, ist nur noch ein Schritt bis zur Zerrüttung der Werkzeuge des Denkens. Und es kann daher der Dichter, welchem daran gelegen ist, diesen Zustand der äußersten Leidenschaft recht anschau-

lich darzustellen, leicht darauf kommen, ihn in wirklichen Wahnwitz zu verwandeln. Da alsdann der Mensch von allen den Banden, die ihm sonst die Furcht vor der Schande, und die Rücksicht auf seinen Stand, auf die Meinung der Welt und die Folgen seiner Reden und Handlungen, anlegt, befreyt ist: so ist er ein desto vollkommneres Ideal von dem, was in der Seele aller von Leidenschaft eingenommnen Menschen vorgeht, was aber von denen, deren Gehirn noch nicht krank, und deren Selbstbewußtseyn noch nicht geschwächt ist, aus Bewegungsgründen des Vortheils oder der Ehre, verheimlicht, oder gemäßigt wird.

Nun ist aber dieß der Charakter, — nicht der ersten Geisteswerke unter einfachen Naturmenschen, — sondern der ersten poetischen und schriftstellerischen Versuche, unter Völkern, die sich aus der Barbarey, nach dem Muster älterer, verfeinerter Nationen, emporarbeiten: daß sie in allen Dingen das Aeußerste schildern. Die mittlern Stufen und die gemischten Schattirungen in den Veränderungen der Dinge, werden nur, nach vielen angestellten und verglichnen Beobachtungen, wahrgenommen: und, um sie richtig in der Schilderung zu treffen, ist

eine lange Uebung der Hand und des Pinsels nöthig. Aber der höchste Grad in jeder Sache fällt zuerst in die Augen, und ein blendendes Licht löscht alle andern Farben aus. Man findet auch den Ausdruck für seine Bilder leichter, wenn man ihm keine Schranken setzen darf. Wozu noch kommt, daß, um bey einem noch rohen und ungebildeten Volke, seinen Endzweck der Rührung zu erreichen, der Dichter nöthig hat heftige Erschütterungen hervorzubringen: welches nur durch die Größe der Unglücksfälle, das Wunderbare in der Folge der Begebenheiten, und den Ungestüm der Leidenschaften geschehn kann *).

Wenn aber auch diese Betrachtung nicht auf alle ersten, großen Dichter, die in einem noch barbarischen Zeitalter bey Nationen erscheinen, anwendbar wäre: so ist sie doch vom Shakespeare unstreitig wahr. Sein Genie, der Geist seiner Zeit, der Charakter und der Geschmack des Publicums, für welches er schrieb, führten ihn sämtlich darauf, in der Manier des Buo-

*) Auch Dantes Gemählde sind schrecklich und ungeheuer: und wo er das Gemüth des Lesers rühren will, zerreißt und verwundet er es vielmehr.

narotti zu arbeiten, das Große, welches an das Ungeheure gränzt, in seinen Schilderungen zu suchen; und so wohl den Charakteren, als noch vielmehr den Leidenschaften seiner Personen, den höchsten Schwung, die größte Ausdehnung, und die heftigsten Aeußerungen zu geben, deren jede Gattung derselben fähig ist. Die Liebe einer Julie ist brennendes Feuer, eine über alles, auch über die Liebe zum Leben, siegende Zärtlichkeit. Der Haß und die Nachbegierde des Hamlets gegen die Mörder seines Vaters, die Eifersucht des Othello, der Zorn des Lears über den anscheinenden Kaltsinn seiner jüngsten Tochter, die Undankbarkeit der beyden ältern, der blutdürstige Ehrgeitz des Macbeth und noch mehr seiner Gemahlin: alles dieß steigt bis zum höchsten Grade, wo es anfängt unwahrscheinlich und unglaublich zu werden. Die Züge jeder Begierde und jedes Gemüthszustandes, sind, wie es sich von einem solchen Genie erwarten läßt, richtig aufgefaßt: aber in ihrer Darstellung ist Uebertreibung. Sie sind unnatürlich vergrößert oder verstärkt, und mit einfachen, blendenden, grell gegen einander abstechenden Farben ausgemahlt, um sie auffallend sichtbarer zu machen. Bey einem so von der Natur und

seinem Zeitalter gebildeten Dichter also, der die moralischen und geistigen Erscheinungen wohl zu erkennen wußte, aber sie gern rein, abgesondert von allen einschränkenden Nebenzügen, und in ihrem vollen Umfange schildern wollte: bey einem solchen Dichter ist der Hang, seine leidenschaftlichen Personen phantastisch zu machen, oder durch ihre Leidenschaft selbst ihre Vernunft zerrütten zu lassen, sehr begreiflich. Das, was unnatürlich und unwahrscheinlich, in den Reden des zornigsten, oder des verliebtesten Menschen, seyn würde, so lange er noch bey gesunder Vernunft ist: das wird natürlich und wahrscheinlich, sobald die Liebe, oder der Haß ihm das Bewußtseyn geraubt hat, und die Leidenschaft aus ihm, gleichsam wider seinen Willen, spricht. Dann kommen, wie es scheint, gerade die verborgensten Ideen und Empfindungen, welche den geschilderten Gemüthszustand auszeichnen, zum Vorschein: da sie sonst immer noch, durch den Zwang der äußern Sittsamkeit, oder der guten Lebensart, zurück gehalten werden.

Ein Umstand kommt noch bey Shakespearen hinzu, der ihm ganz eigenthümlich ist: das ist seine eigne phantasiereiche Philosophie, in die er sich so gerne verliert. Das, was ihn vor

allen Dichtern, die bey irgend einer Nation, noch vor der Bildung des Nationalgeschmacks erschienen sind, auszeichnet, ist der Reichthum und die Tiefe seiner moralischen und politischen Betrachtungen. Er bringt diese nicht immer da an, wo sie in dramatischen Werken allein tadellos sind, — wo sie nähmlich in den Gang der Handlung eingreifen, dem Charakter der Redenden angemessen, und aus ihrer Lage erklärbar sind. Er scheint zuweilen in seiner eignen Person aufzutreten, und seine eigne Welterfahrung und Menschenkenntniß unter fremden Nahmen vorzutragen. Aber diese seine Philosophie hat immer etwas phantasiereiches und schwärmerisches; und knüpft sich an groteske und seltsame Bilder am liebsten an. Je mehr er schwärmt: desto tiefer denkt er, mit desto mehr Glücke philosophirt er. Kein Wunder also, daß er auch den Personen, welche er in seinen Schauspielen auftreten läßt, eine überspannte Phantasie, einen zur Schwärmerey geneigten Charakter, eine seltsame und eigenthümliche Art die Dinge anzusehen, giebt; — kein Wunder, daß er sie gerne in dem Zwielichte zwischen Verstande und Wahnsinn, halb außer sich und halb noch ihrer selbst bewußt, darstellt.

Indem er diesen sonderbaren Gemüthszustand seiner Helden schildert, hat er Gelegenheit, seiner eignen Phantasie die Zügel schießen zu lassen, und ohne Rückhalt über die Gegenstände alles zu sagen, was ihm sein excentrischer Genius eingiebt.

Es scheint mir aber auch, zweytens, etwas in dem Nationalcharakter und dem Nationalgeschmacke der Engländer zu liegen, welches ihre Dichter mehr, als die Dichter andrer Nationen, auf den Gebrauch dieses Hülfsmittels, den rührenden, oder erschütternden Eindruck ihrer Schilderungen zu verstärken, geführt hat. Es ist wenigstens gewiß, daß auf den Englischen Schaubühnen, diese Scenen, wo die Betrübniß in eine an die Verzweiflung gränzende Melancholie übergeht, die Liebe zur Schwärmerey oder zum Wahnsinne, der Zorn zur Wuth, die Rachgier zur Raserey wird, — kurz, wo diese Leidenschaften sich in Formen darstellen, wie sie zu erscheinen pflegen, wenn sie von der sie einschränkenden Gewalt der Vernunft gänzlich entbunden sind, ein vorzügliches Glück gemacht haben. Es ist gewiß, daß selbst ihre Kunstrichter im Shakespear diejenigen Stücke vorziehen, wo dergleichen Charaktere vorkommen, und daß

sie die Größe seines Genies vorzüglich in der Art erkennen, wie er die Geister, die Unholde, die Hexen und die durch Leidenschaft außer sich gesetzten Menschen reden zu lassen weiß *).

---

*) Es kann allerdings befremden, daß eine Nation, welcher man mehr philosophischen Geist, und weniger Hang zum Wunderbaren, als andern Nationen zuschreibt, deren vornehmste Fähigkeit überlegender Verstand, und die schwächste dichtende Einbildungskraft zu seyn scheint, doch in den Geisteswerken, welche zu ihrem Vergnügen bestimmt sind, Auftritten, wo nichts als Einbildungskraft, und diese, in aller ihrer Regellosigkeit, und besonders mit dem ganzen Gefolge ihrer wildesten Ausgeburten, der Geister, Zaubereyen und Wunder, herrscht, einen so vorzüglichen Beyfall giebt. Außer Hamlet, Lear und Romeo, gehören, von den ernsthaften Schauspielen Shakespears, der Sturm und Macbeth unter die Lieblingsstücke der Engländer: von denen das erstre ganz auf ein System der Zauberey gebauet und eine Schilderung desselben ist; das andre die Haupthandlung durch eine Hexenscene einleitet, und seinen erschütternden Eindruck durchaus, durch die Verbindung dessen, was in den Leidenschaften der Menschen, und was in ihrem Aberglauben schreckliches ist, erhält. Welcher Englische Kunstrichter, bis auf den ernsthaften und, bey Beurtheilung der Dichter, fast zu kalt philosophirenden Johnson, hat es unterlassen, die Schöpferkraft des Shakespearischen Genies, in der Bildung so wunderbarer und doch so charakteristisch bestimmter Wesen,

Hamlet und König Lear sind noch immer zwey Lieblingsstücke der Engländer: und in dem ersten verfehlt besonders die Rolle der verrückten Ophelia, nach allen Berichten von der Englischen

---

als der ungestalte und bösartige Caliban, und der gewandte und gutmüthige Ariel sind, zu bewundern? Alle haben sich über das Anziehende, das Eigenthümliche oder das fürchterlich-Erhabne, das er seiner Dämonen- und Geister-Welt zu geben weiß, als über einen Beweis seiner höhern Geisteskräfte, ausgebreitet.

Das befremdende dieser Erscheinung wird noch vermehrt, wenn wir ihr die Werke und die Kritik einer Nation gegen über stellen, welche, an ruhiger Vernunft, weit hinter den Engländern zurückzubleiben, an lebhafter Einbildungskraft sie zu übertreffen scheint. Alle solche regellose Ausflüge der letztern sind aus den Dichter-Werken der Franzosen verbannt, und werden von ihren Kunstrichtern gemißbilligt. Strenge Wahrscheinlichkeit und nüchterne Vernunft herrscht durchaus in ihrer Poesie: und das Wunderbare, und die Schwärmereyen der Einbildungskraft sind dergestalt aus ihr verbannt, daß selbst die lyrische Begeisterung, welche die Ode erfordert, in ihr nicht hat Platz finden können. Wie ist dieses Räthsel zu lösen? Wie läßt sich dieser Widerspruch, zwischen dem Charakter und Geiste, welchen eine Nation selbst in ihren ernsthaften Handlungen und Reden zeigt, und zwischen dem, nach welchem sie ihre Zeitvertreibe anordnet, und alle für ihr Vergnügen arbeitende Schriftsteller beurtheilt, erklären? — Es würde mich zu weit führen, wenn

Schaubühne, nie, wenn sie nur mittelmäßig gespielt wird, die Zuschauer zu rühren. Es sey nun, daß Dichter und Publicum diesen Geschmack unter sich gemein hatten; es sey daß die

---

ich alle Ursachen, die sich von diesem Unterschiede des Nationalgeschmacks, bey den Franzosen und Engländern, auffinden lassen, entwickeln wollte. Es kam mir hier nur darauf an, ihn zu bemerken. Vielleicht sucht jeder Mensch, natürlicher Weise, in den Geistes-Werken die ihn vergnügen sollen, gerade die Vollkommenheit, welche ihm fehlt. — Erhohlung ist immer der Uebergang aus einem gewöhnlichen Zustande, in einen ungewöhnlichen, aus einem der schon lange gedauert hat, in einen neuen. Ueberdieß erregen gute Muster in einer Gattung, zu der wir selbst nicht Fähigkeit haben, wofern wir nur ihre Vollkommenheit einsehen, doppelte Bewunderung. — Vielleicht verlangt auch endlich die Nation, deren Gemüth allzu leicht beweglich ist, ein ruhiges, gemäßigtes Feuer in den Werken ihrer Dichter, — da hingegen die, nicht so leicht der Rührung empfängliche, durch wunderbare Auftritte und erschütternde Situationen erweckt seyn will.

So viel ist gewiß, daß, da das Genie eigentlich eine, ohne Regel, und doch auf eine vollkommne Art, wirkende Geisteskraft ist, sich dasselbe besonders in solchen Erdichtungen zeigen kann, bey welchen, weil sie von der Natur abweichen, oder über dieselbe hinausgehn, es bloß sich selbst zum Führer, und das ihm vorschwebende Ideal des Schönen und Erhabnen zur

erstern durch die Beobachtung dessen, was dem zweyten gefiel, sich leiten ließen: immer wird es dadurch begreiflich, warum im Englischen Schauspiele mehr, als in den dramatischen Werken andrer Nationen, solche Rollen vorkommen, wenn wir wissen, daß sie in England vorzüglichen Beyfall finden.

Dieser Geschmack der Nation scheint wirklich aus ihrer Achtung für Vernunft, und aus einer gewissen philosophischen Denkungsart, zu entstehn. Ich denke Muralt, oder irgend ein andrer Beobachter der Englischen Nationalsitten

---

Vorschrift hat. Wo der Stoff nichts ist, kann sich die Form desto mehr zeigen. Der Engländer findet ohne Zweifel Zaubereyen, eine Hexen-Versammlung, ein Heer Dämonen, die einem Beschwörer unterworfen sind und durch Zauberformeln regiert werden, an sich eben so abgeschmackt und widerlich, als sie den Franzosen und Deutschen vorkommen. Aber er empfindet vielleicht mehr, als diese, das Verdienst, welches dabey ist, Ungeheuern eine hypothetische Wahrheit und Schicklichkeit zu geben, in den Unsinn Vernunft, und in die Häßlichkeit selbst eine gewisse Anmuth oder eine Art von Erhabenheit zu bringen. Am Shakespear schätzen die Englischen Kunstrichter überdieß noch das Verdienst, daß er sich mit dem System dieser alten Thorheiten so genau bekannt gemacht und sie so getreu geschildert hat.

merkt an, daß der Engländer sich kein größeres Unglück, als den Zustand eines verrückten Menschen zu denken wisse; daß Eltern ihre Kinder nach Bedlam zu bringen pflegen, um ihnen diese Scenen des Elendes und der Erniedrigung der menschlichen Natur zu zeigen, und sie dadurch kräftiger vor den Ausschweifungen zu warnen, welche von ferne dazu führen. Ich weiß nicht, ob diese Thatsache wahr ist: aber das wissen wir alle, daß Hogarth die Reihe der Schilderungen, durch welche er den Fortgang der Liederlichkeit und des Lasters, bis zu seiner äußersten Höhe, und zugleich bis zu seiner letzten Bestrafung, vorstellt, mit einer Bedlamsscene schließt, und seinen durch Kummer und Gewissensbisse wahnwitzig gewordenen Helden, in dieser eckeln, und traurigen Gestalt, erscheinen läßt. Ein Beweis, daß auch er darauf rechnete, für keine Art des Unglücks ein stärkeres Mitgefühl bey seiner Nation, als für die Beraubung der Vernunft, zu finden.

In der That, derjenige Mensch, welcher im vernünftigen Nachdenken seinen vornehmsten Stolz und seine Freude findet, dem Ordnung, Wahrheit und Schicklichkeit im Reden und Handeln über alles wichtig, und ihm auch selbst eigen ist: der muß einen vernunftlosen Zustand

für schrecklicher, als Schmerz und Tod, halten. Und wenn er nun noch dazu einen zuvor weisen und edlen Mann, ein fein und richtig empfindendes Weib in eine solche Geistes-Abwesenheit verfallen sieht; wenn er, mitten unter ihren thörichten und ausschweifenden Reden, die Spuren ihres ehemahligen Scharfsinns, ihres Edelmuths, oder ihres Zartgefühls entdeckt: dann muß er zu der tiefsten tragischen Rührung gestimmt werden.

Diesen Hang zum Nachdenken, diese vorzügliche Werthschätzung der Vernunft und des Vernünftigen, kann man den Engländern sicher nicht absprechen. Aber ein so edles Princip ist vielleicht nicht die einzige Ursache, welche die Erscheinung, wovon ich rede, zu erklären dient. Auch die natürliche Kälte ihres Temperaments, die ein wirklicher Fehler desselben ist, kann dazu beytragen. So wie sie mit großem Nachdrucke und selbst mit Heftigkeit zu Werke gehn, sobald sie einmahl in Bewegung gebracht sind: so widerstehen sie anfangs den Eindrücken, die man auf sie machen will, und wollen anhaltend oder stark erschüttert seyn, ehe sie auf irgend eine Art gerührt werden. Dieser Zug des Nationalcharakters kann gemacht haben, daß ihre Dich-

ter auf die äußersten Mittel, das Mitgefühl ihrer Leser, oder Zuhörer zu erwecken, haben denken müssen. Und ein solches äußerstes Mittel ist es, das Unglück oder die Leidenschaft des Helden, selbst über seine Menschheit, d. h. über seine Vernunft, triumphiren zu lassen. Ein so stumpfes Gefühl, als auf welches Shakespear zu wirken hatte, mußte durch solche verwundende Stacheln gereitzt werden.

Aber nun, drittens, wenn wir von den Umständen der Zeiten und Oerter gänzlich absehen; wenn wir weder den Grad der Geistesbildung in einer gewissen Periode, noch den eigenthümlichen Geschmack bey einem gewissen Volke mit in Rechnung bringen: was sind, auch noch bey uns, — was sind zu allen Zeiten, Schilderungen der Art werth, wie Hamlet, Ophelia, Lear und Clementine sind?

Ich sehe zuerst auf die Wahrheit der Schilderung: und ich bemerke, daß, da in der wirklichen Welt diejenigen Menschen selten sind, welche Phantasie genug haben, um, im eigentlichen Sinne des Worts, zu schwärmen; — da die Gelegenheiten selten sind, welche die Menschen in so heftige Leidenschaften versetzen, daß ihr Gehirn dadurch zerrüttet wird, auch in den

Nachahmungen der Dichter, Auftritte der Art nur sparsam angebracht werden müssen, und immer nur dann, wenn sie durch die Anlagen und Charaktere der Personen, welche darin ihre Rolle spielen, und durch die Vorfälle, wodurch sie in diesen Zustand versetzt wurden, hinlänglich vorbereitet worden sind. Es giebt nähmlich, der Erfahrung zufolge, gewisse Leidenschaften, die mehr, als andre, auf den ganzen Nervenbau und die Werkzeuge des Denkens wirken: es sey, weil in ihnen selbst mehr körperliches ist, und sie, aus physischen Bedürfnissen und Vorstellungen der Einbildungskraft, zugleich entstehn; es sey, weil sie den Körper in eine größere Mitleidenschaft ziehn, und die Säfte mehr in Unordnung bringen. So hat man von Stolz und Liebe von je her gesagt, daß sie mehr Narren gemacht haben, als alle übrigen Leidenschaften zusammengenommen. Zorn und Rachsucht sind, wenn sie auf einen hohen Grad steigen, mit der Raserey, — eine anhaltende Traurigkeit ist mit der Schwermuth verwandt. Die Schwärmereyen der Julie also, und der Wahnsinn der Clementine sind in der Natur: und sie rühren eben deßwegen mehr, weil wir sie nicht unwahrscheinlich finden. Aber ist der Schmerz

über den Tod eines Vaters, der Unwille gegen Ehebrecher und Mörder, oder der Haß gegen unrechtmäßige Gewalthaber eben so geneigt dazu, in melancholischen, oder wüthenden Wahnsinn überzugehn? Ist Hamlets Verirrung, vorausgesetzt, daß man sie nicht ganz für eine angenommene Larve hält, — ist der Ophelia plötzliche Verrückung auch den Gesetzen der Natur und der Wahrscheinlichkeit gemäß? Kann Undankbarkeit der Personen, von welchen man Liebe und Ergebenheit in einem hohen Grade erwartete, — können körperliche Leiden auch wahnsinnig machen, so wie es der König Lear unter diesen Umständen wird?

Zwar bey Ophelien scheint der sonderbare Abstich zweyer sich vereinigenden Leidenschaften, der Zärtlichkeit gegen Hamlet, als ihren Liebhaber, und des Hasses gegen ihn, als gegen den Mörder ihres Vaters, auch eine außerordentliche Verwirrung ihrer Vorstellungen zu rechtfertigen. *) Nur daß der Zuhörer diesen Zusammenhang empfinde, und von dieser Wahrschein-

*) Ihre Lage ist der, worinn sich Chimene im Cid des Corneille befindet, ähnlich. Aber wie verschieden ist der Gebrauch, den beyde Dichter davon machen!

lichkeit getäuscht werde, — dazu ist von der Leidenschaft der Ophelia gegen Hamlet zu wenig gesagt. Dieser zeigt sich als phantasiereicher und feuriger Liebhaber: jene zeigt sich nur wenig, als seine leidenschaftliche Geliebte. Man argwohnt zwar ihre geheime Zuneigung zu dem Prinzen: aber was man sieht, ist nur ihr Gehorsam gegen ihren Vater, der sie vor dieser Zuneigung warnt.

So wie gewisse Leidenschaften eher, als andre, in Wahnsinn ausarten: so sind gewisse Temperamente, gewisse Anlagen des Kopfs und des Herzens, wenigstens nach der allgemeinen Meinung, bey außerordentlichen Unfällen, zu dieser Art der Verstimmung, welche der Einbildungskraft die Herrschaft über die Vernunft giebt, mehr als andre aufgelegt. Die, welche, auch im gesunden Zustande, mit allem was sie sehen und hören, eine Menge Bilder ihrer Phantasie verbinbinden, — die, welche von diesen Bildern oft so lebhaft gerührt werden, daß sie sich von ihnen beynahe, als von Wirklichkeiten, täuschen lassen: solche Personen scheinen wenigstens der Gefahr ausgesetzt zu seyn, — im Falle ihre Einbildungskraft noch mehr, als gewöhnlich, erhöhet wird, und ihre Lebensgeister noch mehr

in Bewegung gesetzt werden, bis zu einer wirklichen Verwechselung ihrer Vorstellungen mit den Dingen kommen zu können. Ich sage sie scheinen. Denn in der That ist es bey einem Zustande der Seele, der, wie der Wahnwitz, zugleich Krankheit des Körpers ist, noch unausgemacht, ob geistige Eigenschaften und Fertigkeiten viel beytragen können, ihn zu befördern, oder zu verhindern. Auch wird man vielleicht, wenn man die Erfahrung zu Rathe zieht, die dichterische Schwärmerey nicht eben, als eine Anlage und eine Vorbereitung zum wirklichen Wahnsinne, ansehen dürfen. Indeß zur theatralischen Täuschung ist das genug, was die Menschen glauben: und eine bloße Aehnlichkeit zwischen Ursachen und Wirkungen kann oft einem wirklichen Zusammenhange gleichgelten, um die Erfolge wahrscheinlich zu machen. — Shakespear im Hamlet, und in der Julie, noch mehr aber Richardson bey der Clementine haben diese letztre Regel vollkommen beobachtet. Die zarte, empfindsame, aber zugleich kalt vernünftige und stets nachdenkende Henriette Byron, oder Clarissa Harlowe durfte, auch durch fehlgeschlagne Liebe und gehäufte Unglücksfälle, nicht zur Schwärmerin gemacht werden: oder jedermann

wäre von dem Contraste ihres gewöhnlichen Gemüths-Zustandes, mit demjenigen, in welchen sie die Leidenschaft versetzte, beleidigt worden. Aber bey der Clementine ist es dem Leser nicht unwahrscheinlich, daß Stolz, Liebe und Religion, die zugleich auf eine warme, Italiänische Einbildungskraft, ein äußerst empfindliches Herz und ein zartes Nervengebäude wirken, — da diese Leidenschaften in Streit mit einander geriethen, und äußere Hindernisse sich ihrer Befriedigung entgegensetzten, — die schwächere Vernunft überwältigen.

Den Hamlet bekommen wir zwar im Stücke des Shakespears nicht eher zu sehn, als da der Vorfall, welcher sein Gemüth erschüttert, schon vorgegangen ist. Und wir können also nicht genau beurtheilen, was Anlage und Charakter, und was bloß gegenwärtige Gemüthsstimmung und Leidenschaft bey ihm ist. Indessen läßt ihn Shakespear, in dem Laufe des Stücks selbst, in so verschiednen Verhältnissen auftreten, und über so mannigfaltige Gegenstände seine Gedanken äußern: daß wir uns hinlänglich davon überzeugen können, seine ganze Art zu denken sey phantasiereich; er lebe immer in einer Welt von Ideen, und er bekleide die-

selben gewöhnlich mit so glänzenden Farben, als wenn er selbst davon getäuscht wäre.

Aber in der Ophelia hat Shakespear diese Uebereinstimmung, zwischen dem gesunden und dem kranken Zustande, weniger beobachtet. Sie ist ein zärtliches, aber ruhiges, sehr biegsames und ihrem Vater gehorsames Mädchen. Auch bey dem, zur Zeit des Glücks, brausenden, ungestüm auffahrenden, hartnäckig auf seinem raschen Entschlusse beharrenden Lear, scheint die Wendung, welche, zur Zeit des Unglücks, sein Unwille und sein Schmerz nimmt, — scheint die Wirkung, welche die Undankbarkeit seiner Töchter bey ihm hervorbringt, nicht eben so natürlich und vorbereitet zu seyn. *)

Sehen wir zweytens auf die dichterische Wirkung solcher Scenen, an sich betrachtet: so ist die Kraft derselben, das menschliche Herz zu rühren, unleugbar; und die Gelegenheit, welche

*) Im Julius von Tarent, einem Stücke, das viele Spuren von Genie, einige von Nachahmung, und manche eines noch nicht völlig geläuterten Geschmacks enthält, ist der Wahnsinn, in welchen Blanka verfällt, ebenfalls ohne alle Wirkung, oder macht eine widrige, weil er auf keine Weise vorbereitet ist.

sie dem großen Dichter geben, lehrreich und anziehend zu seyn, ist augenscheinlich.

Schon an und für sich ist es etwas erschütterndes, in der menschlichen Gestalt, ein vernunft- und bewußtloses Wesen zu sehn. Wenn wir aus nichts anderm erkennten, daß die Vernunft nicht nur unsern Adel, sondern unser eigentliches Wesen selbst ausmacht: so würden wir es aus dem schreckenden Eindrucke erkennen, den Wahnwitzige auf die meisten Menschen machen. Weiß uns nun der Dichter diesen Zustand täuschend darzustellen, ohne ihn doch eckelhaft, oder lächerlich zu machen; weiß er das Erschütternde einer solchen Erscheinung beyzubehalten, und das Häßliche, welches in der Natur damit verbunden zu seyn pflegt, zu entfernen: so verschafft er uns eine der zwar traurigsten, aber zugleich der merkwürdigsten Erfahrungen aus dem menschlichen Leben, und erspart uns das unangenehme Gefühl, ohne welches wir, in der wirklichen Welt, gleiche Erfahrungen nicht einsammeln könnten. Er versetzt uns in eine tiefe Rührung über die Unfälle, denen die menschliche Natur ausgesetzt ist, und giebt uns zugleich durch die Art, wie er diese Unfälle schildert, ei-

nige tröstende, oder uns wieder erheiternde Vorstellungen.

Was nähmlich, zweytens, nach meiner Empfindung, diese Scenen im Shakespear und Richardson so anziehend macht, sind die Spuren des Verstandes, oder des Edelmuths, welche sich in den Reden ihrer Wahnwitzigen finden, und die auf die Naturgaben und die ehemahligen Tugenden des Geistes, welcher nun für sich selbst und für die Welt verloren ist, schließen lassen. Nur dann kann uns die kranke Einbildungskraft eines Menschen sehr jammern, wenn wir wissen, oder ahnden, daß die gesunde im Stande seyn würde, vortreffliche, schöne, oder erhabne Bilder hervorzubringen. Nur dann können wir, über die überspannten und ausschweifenden Gefühle eines durch Leidenschaft außer sich gesetzten Menschen, mehr gerührt, als unwillig werden, wenn wir bemerken, daß seine natürliche Empfindungsart gut und edel gewesen seyn müsse. Daher muß es also immer ein nicht gemeiner Mensch seyn, dessen Wahnsinn in der dichterischen Nachahmung gefallen kann. Der Mensch von alltäglichem Kopfe und Herzen wird, wenn er die Schranken der Vernunft und des Anstandes durchbricht, im eigent-

lichen Verstande ein Narr; — ein eckelhafter Gegenstand, dessen Schilderung sich zwar Shakespear und seine Zeitgenossen erlaubt haben, der aber einem gebildeten Zeitalter nothwendig mißfällt. Aber wenn ein Hamlet und eine Clementine das Bewustseyn ihrer selbst und die Wahrnehmung der Dinge außer sich verlieren: so schließen sie uns nur desto mehr von den verborgensten Gedanken und Gefühlen ihrer eignen Seele auf; und diese Gedanken sind mannigfaltig, gründlich, witzig, diese Gefühle sind edel, menschenfreundlich, oder doch stark und originell.

Und dieß führt mich auf den zweyten Hauptvortheil, den der große Dichter von solchen Charakteren zieht: dieser ist, daß er ihnen seine Philosophie, wenn er deren hat, in den Mund legen, und in ihrem Munde seinen Beobachtungen und Lehren eine so erhöhete poetische Farbe, seiner Weisheit, durch den Abstrich der damit verbundnen Thorheit, ein so großes Leben geben kann, als er kaum auf irgend einem andern Wege mit Schicklichkeit und Natur zu verbinden weiß. Der Mensch bey gesundem Verstande hält mit dem, was er denkt, zurück, und sagt jedesmahl nur so viel davon, als zu dem

vorliegenden Gegenstande gehört, oder zu seinem Zwecke zureicht. Er mäßigt überdieß sein Feuer, wenn er dessen in der Einbildungskraft, oder in seinen Empfindungen hat, und hütet sich vor einem allzu poetischen Schwunge. Der Mensch hingegen, welcher außer sich ist, verliert sich in seinen Ideen, und wird, durch leichte und oft seltsame Uebergänge, von einem Gegenstande auf den andern geleitet. Er ist immer, wie allein: und redet immer, wie mit sich selbst. Kein Wunder, daß wir ihn also besser, als jeden andern, kennen lernen; und daß, wenn Kenntnisse und edle Empfindungen in ihm gesammelt liegen, er uns beyde, zwar in Unordnung und zerstückelt, aber doch mit derjenigen Wahrheit und demjenigen Nachdrucke mittheilt, welche die Aufhebung aller Rücksichten den menschlichen Reden zu geben pflegt. — Dabey ist seine Phantasie immer in Bewegung. Und alles was er denkt, hüllt sich in Bilder ein, oder knüpft sich an solche an. Die Reden eines Wahnwitzigen sind Reihen von Räthseln, die wir, aus seinem Gemüthszustande und aus den vorigen Begebenheiten seines Lebens, mehr entziffern, als den Worten nach verstehn. Aber eben deßwegen machen die Gedanken desselben, wenn

wir sie errathen, und dann doch Wahrheit, Beobachtung, oder eine den Sachen angemessene Empfindung in denselben entdecken, tiefern Eindruck. Die vernünftigen Betrachtungen eines Thoren sind Blitze in der Nacht, welche desto heller leuchten. Daher kommt es, daß einer der an Philosophie reichsten Dichter, und in dessen Philosophie die größte Originalität herrscht, Shakespear die Schilderungen eines zwischen Wahnsinne und Vernunft schwebenden Menschen so sehr liebt, und in seinen Stücken gehäuft hat. Daher kommt es, daß bey einer Nation, in deren Dichtkunst, ursprünglich wenigstens, und ehe fremde Muster ihren Nationalgeschmack gemodelt hatten, alles auf starken Eindruck berechnet war, jene Schilderungen so viel Beyfall gefunden haben. Bey den Franzosen hingegen, wo Anstand, Schicklichkeit und Eleganz sehr zeitig den hohen Dichterschwung und das tiefe Gefühl gemäßigt haben, sind Auftritte der Art von der Bühne fast gänzlich verbannt worden.

Eine sichere Schlußfolge aus diesen Betrachtungen ist: daß, wenn der Wahnsinn auf der Schaubühne wirklich, als eine Maschine, anzusehn ist, durch welche man Begebenheiten, oder Reden vorbereiten will, die etwas wunderbares

enthalten, und die, ohne dieselbe, unnatürlich und unwahrscheinlich wären, — er, so wie alle Maschinen, nur selten gebraucht werden müsse, wenn er nicht alle seine Wirkung verlieren soll. Zwey Wahnwitzige in einem Stücke, wie Hamlet, und Ophelia, (wozu, in diesem Trauerspiele, auch noch Polonius kommt, der, zwar nicht verrückt, aber doch schwach bis zur Blödsinnigkeit, und das ist, was die Franzosen einen radoteur nennen,) sind sicher schon zu viel. Nicht nur wird sich niemand bereden, daß unter einer so kleinen Anzahl von Menschen, zu derselben Zeit, zwey Personen vorhanden seyn sollten, die, gleich schwärmerisch in ihrer Imagination und gleich heftig in ihren Leidenschaften, — die Anlagen durch Unglücksfälle verrückt zu werden, gemein hätten. Sondern auch das Rührende und Eindringende, welches ein in Unordnung gebrachter Verstand, und eine wild schwärmende Empfindsamkeit in ihren Aeußerungen haben können, verliert sich, wenn diese Aeußerungen zu lange dauern, unter den widrigen Eindrücken, welche alles Vernunftlose, Unzusammenhängende, und Räthselhafte macht.

So viel von dieser Art der Charaktere überhaupt. Was den von Hamlet insbesondre be-

trifft, so wünschte ich, daß Johnson, — unter den Auslegern Shakespears ohne Zweifel derjenige, welcher am tiefsten in seines Dichters Geist eingedrungen ist, und am besten auszudrücken weiß, was er darin findet, — ich wünschte, sage ich, daß Johnson das Eigenthümliche des Hamletschen Charakters, und den wahrscheinlichen Endzweck den der Dichter durch ihn zu erreichen sich vorgenommen hatte, eben so entwickelt hätte, wie er den Charakter des Polonius aus einander gesetzt hat. Die Johnsonsche Anmerkung über ihn ist zu schön, als daß ich sie meinen Lesern vorenthalten könnte.

Auch des Polonius Charakter, in der Tragödie Hamlet, ist räthselhaft, und scheint unerklärliche Widersprüche in sich zu vereinigen. In den Anweisungen, die er seinem auf Reisen gehenden Sohne Laertes mitgiebt, in den Warnungen, die er seiner, von der Liebe Hamlets zu ihr verblendeten, Tochter ertheilt, in den Regeln, die er seinem Diener vorschreibt, als er ihn seinem Sohne nachschickt, um dessen Aufführung in der Fremde auszukundschaften; — in allen diesen Auftritten redet er, wie ein weiser Mann, der einen Schatz von Welterfahrung und Menschenkenntniß, in einem langen

Leben,

Leben, gesammelt hat. In seinem Gespräche mit der Königinn, in dem zweyten Auftritte des zweyten Acts, wo er seine Muthmaßungen über Hamlets Wahnsinn und dessen Ursachen eröffnet, erscheint er, als ein abgeschmackter, von seiner Weisheit eingenommener Thor, der an kindischen Wortspielen Vergnügen findet, und in seinen Reden die Geschwätzigkeit des alten Mannes mit der Affectation eines Gecken vereiniget. Eben so sich klug dünkend, eben so falsch sehend, eben so pedantisch und weitschweifig im Ausdrucke kommt Polonius noch in einigen folgenden Auftritten vor. Warburton erklärt diesen Widerspruch dadurch: daß er annimmt, der Charakter des Polonius solle, nach dem Sinne Shakespeares, wirklich geckenhaft und abgeschmackt, und jene, gegen seinen Sohn und Tochter ausgekramte, Weisheit solle nur auswendig gelernte Bücherweisheit seyn. — Johnson ist mit dieser Erklärung nicht zufrieden. „Sie ist," sagt er, „vielleicht hinlänglich, den anscheinen„den Widerspruch zu heben, wie so viel Thor„heit mit so vieler Weisheit, in einem und „demselben Manne, verbunden seyn könne. „Aber mit den Ideen unsers Dichters scheint „sie mir weniger übereinzustimmen. Der Aus-

„leger findet in der Rolle des Polonius nur „eine Schilderung äußerer Sitten, und „glaubt dessen Charakter nur durch oberflächli„che, zufällige und erworbne Eigenschaften be„zeichnet. Der Dichter hingegen hatte wahr„scheinlich den höhern Endzweck, einen voll„ständigen Charakter, Natur und Sitten „vereiniget, Eigenschaften des Geistes mit Ei„genheiten der Gewohnheit vermischt, in ihm „darzustellen. Polonius ist ein Mann, der, an „Höfen auferzogen, in Geschäften geübt und „mit Erfahrungen bereichert, zu seinen Kennt„nissen großes Zutrauen hat, und auf seine „Beredsamkeit stolz ist, dabey aber schon vor „Alter in kindische Schwäche zu verfallen an„fängt. Seine Art sich auszudrücken soll un„streitig eine Satyre, auf die fehlerhafte Bered„samkeit und Umgangssprache des Zeitalters, „auf die langen Vorreden, die doch den Zuhö„rer über nichts belehren, und auf die erkünstel„te Anordnung der Wörter und Sachen seyn, „die, anstatt Licht zu verbreiten, nur das Ver„stehen schwerer macht. Dieser Theil seines „Charakters ist der zufällige, der von andern „angenommene: die übrigen sind Folgen seiner „ihm eignen Natur, der innern Beschaffenheit

„seines Geistes. Ein solcher Mann nähmlich
„ist in seinen Behauptungen zuversichtlich und
„dreist, weil er weiß, daß seine Denkkraft ehe=
„dem stark war, und nicht wahrgenommen hat,
„daß sie schwach geworden ist. Ein solcher
„Mann spricht vortrefflich, wenn er allgemeine
„Grundsätze predigt, und seicht, wenn er sie
„auf jetzige Fälle anwendet. Er ist einsichtsvoll
„im Rückblicke aufs Vergangne, und unwissend
„in der Voraussehung der Zukunft. So lange
„er sich auf sein Gedächtniß verlassen kann, und
„aus dem Vorrathe seiner ehedem gesammelten
„Kenntnisse schöpft: so lange ist seine Rede voll
„weiser Sittensprüche, und nützlicher Rathschlä=
„ge. Da aber sein Geist, bey dem geschwäch=
„ten Zustande seiner Organe, nicht lange in
„Spannung und Thätigkeit erhalten werden
„kann: so ist der alte Mann schnellen Ueber=
„gängen zu einer gewissen Abwesenheit des
„Geistes ausgesetzt. Dann verlassen ihn seine
„Fähigkeiten; seine Vorstellungen verwirren
„sich, er verwickelt sich in den Wörtern und
„Ausdrücken seiner eignen Rede: bis er endlich
„den vorigen Leitfaden allgemeiner Grundsätze
„wiederfindet, und zu seinem spruchreichen Vor=
„trage zurückkehrt. Diese Idee, daß beym Po=

„lonius Altersschwäche die Weisheit übermannt, „und jetzige Gedankenlosigkeit sich mit den Re„sten ehemahliger Denkkraft vermischt, wird, „wie ich glaube, die Schwierigkeiten in seinem „Charakter am besten lösen.“

Ich wünschte daß es möglich wäre, die Widersprüche und die Unschicklichkeiten, die in Hamlets Rolle vorkommen, auf eine eben so befriedigende Art und durch eine eben so wahrscheinliche Voraussetzung, zu vereinigen. Aber sie häufen sich hier mehr: theils weil der Charakter an sich weit zusammengesetzter, und weit reicher und poetischer ausgebildet ist; theils weil Shakespear, zwischen dem Ideal, welches sein eignes Genie von diesem außerordentlichen Menschen entworfen hatte, und zwischen der Schilderung desselben, wie sie die seinem Stücke zum Grunde liegende Geschichte an die Hand gab, gleichsam hin und her schwankte, und bald der Legende und bald bloß seinem Genie folgte.

Die erste Frage betrifft seinen Wahnwitz selbst. Daß es, nach der Geschichte und nach der Absicht des Dichters, ein verstellter Wahnwitz seyn soll; daß Hamlet bloß diese Maske annimmt, um sich entweder vor den Nachstellungen des Kronräubers zu sichern, oder um

seine Entwürfe zur Rache zu verbergen: dieß ist außer allem Streite. Er läßt, gleich nach seiner Unterredung mit dem Geiste seines Vaters, den Horatius und Marcellus schwören *), daß, so fremd und seltsam er sich auch forthin betragen möchte, sie nie, auch nur durch Minen, oder durch abgebrochne Worte zu verstehn geben sollten, daß etwas außerordentliches mit ihm vorgegangen wäre. — Er sagt den beyden an ihn, als Kundschafter, von dem Könige abgeschickten alten Freunden, Rosencranz und Gildenstern, die er aber jetzt noch nicht für so verrätherisch hält, als er sie in der Folge findet, daß sein Oheim und seine Mutter sich betrügen, wenn sie ihn für wahnwitzig halten: und daß er sehr wohl das, was um ihn herum vorgeht,

*) 1ster Act. 5te Sc.

Hamlet. Kommt, schwört mir, wie vorhin, daß ihr niemals — so wahr euch Gott gnädig seyn soll, — so seltsam und widersinnig ich mich auch betragen mag, — weil ich es in der Folge vielleicht nöthig finden könnte, mich ungeberdig zu stellen, — daß ihr, wenn ihr mich alsdann seht, euch niemals merken lassen wollt, daß ihr etwas von mir wißt; u. s. w.

zu beobachten und zu erkennen wisse *). Er spricht augenscheinlich, nicht nur mit Vernunft, sondern mit großer Einsicht, vor Personen und bey Gelegenheiten, wo er nicht glaubt Ursache zu haben, sich zu verstellen. Die Regeln, die er den Schauspielern für die Ausübung ihrer Kunst giebt, sind Betrachtungen, die nicht nur von einem ungestörten Verstande, sondern auch von einem nicht unmäßig beunruhigten Gemüthe zeigen. In seiner geheimen Unterredung mit seiner Mutter, ist Heftigkeit und Zorn: aber es ist zugleich volles Bewußtseyn und kalte Ueberlegung. Dahingegen geberdet er sich niemahls ausschweifender närrisch, als in der Unterredung mit dem Polonius, den er für einen Kundschafter und für einen albernen Schwätzer zugleich hält.

---

*) 2ter Act. 2te Scen.

Hamlet. — Ihr seyd mir willkommen; aber mein Oheim-Vater und meine Tante-Mutter haben sich betrogen.

Güldenstern. Worin denn, Prinz?

Hamlet. Ich bin nur bey Nordnordwestwinde verrückt. Wenn der Wind in Süden steht, so weiß ich Schwarz und Weiß recht gut zu unterscheiden.

So gewiß aber auch, nach Shakespears Entwurfe, Hamlets Wahnwitz verstellt seyn sollte: so unerklärlich ist doch dessen Benehmen im Ganzen, so abweichend von seinem übrigen Charakter sind doch seine Reden in einzelnen Auftritten; wenn man nicht seinen Geist durch Gram und Wuth für wirklich geschwächt ansieht, und einen natürlichen Trübsinn bey ihm voraussetzt, der durch den Tod seines Vaters, durch den Verlust seines Erbrechts zum Throne, durch die Furcht wegen seiner eignen Sicherheit, am meisten aber durch die Erscheinung des Geistes und die feyerliche Aufforderung desselben an ihn, seinen Tod zu rächen, bis zur völligen Schwärmerey erhöht worden ist.

Gleich bey seinem ersten Auftritte auf der Bühne, wo er noch nichts von der Erscheinung seines Vaters weiß, wo er nur noch eine ungewisse Vermuthung hat, daß der Tod desselben unnatürlich und gewaltsam gewesen sey; wo er noch durch keine andere Leidenschaft, als durch die Betrübniß über den Verlust dieses Vaters, und durch den Unwillen über den Leichtsinn seiner Mutter, in Bewegung gesetzt wird: — gleich bey diesem ersten Auftritte ist doch der Ausdruck seiner Empfindung, über alles gewöhnliche

Maß kindlicher Wehmuth, heftig und leidenschaftlich. Schon redet er mit dem Könige in bildlichen Ausdrücken, die beynah unverständlich sind, und einen ungewöhnlichen Gemüthszustand anzeigen *). Schon schildert er seine Betrübniß mit aller Ueppigkeit einer dichterischen Phantasie **). Aber was noch mehr ist: als ihn

---

*) 1ster Act. 2te Scene.

Der König. Wie kommt es, daß noch immer diese Wolken über deinem Gesichte hängen?

Hamlet. Keine Wolken, gnädiger Herr! ich stehe vielmehr zu viel in der Sonne.

**) 1ster Act. 2te Scen.

Die Königinn. Wenn das ist, — (wenn der Tod eines Vaters ein allen Menschen begegnendes Unglück ist); warum scheint dir denn dieß Schicksal so außerordentlich?

Hamlet. Scheint Königinn? Nein, es ist; ich kenne kein scheint. Es ist nicht bloß dieß schwarze Gewand, liebe Mutter, nicht die gewöhnliche Tracht einer feyerlichen Trauer, nicht das windige Seufzen eines erzwungnen Athems, nicht der immerfort fließende Strom des Auges, noch das niedergeschlagne Gesicht, noch irgend ein andres äußerliches Zeichen der Traurigkeit, was den wahren Zustand meines Herzens an den Tag legt. Dieß alles ist freylich nur Schein; denn es sind Handlungen, die man spielen kann. Aber was ich innerlich fühle, geht über allen äußern Ausdruck; jenes sind nur die Kleider und Verzierungen des Schmerzens.

König und Königin nach dieser Unterredung verlassen, so ist er, gleich in seinem ersten Monologe, (nicht in dem berühmten, welcher erst später folgt) mit Gedanken des Selbstmordes beschäftigt *). Er sehnt sich nach dem Tode, und wünscht, daß es erlaubt seyn möchte sich selbst von einem unglücklichen Leben zu befreyen. Ist dieß eine natürliche und wahrscheinliche Folge von der Betrübniß eines Sohns über den Tod eines geliebten Vaters? Ist es selbst ein begreifliches Symptom des Unwillens über erlittnes Unrecht, oder des Abscheues gegen einen Verbrecher? Nie hat ein noch so zärtlicher Sohn sich an dem Grabe seines Vaters selbst zu entleiben versucht: nie hat ein Zorniger, der sich an einem andern zu rächen begie-

*) 1ster Act. 2te Scen.

Hamlet. O! daß dieß allzu — allzu feste Fleisch zerschmelzen, sich auflösen, und in Thränen zerrinnen möchte! — Oder daß der Ewige nicht sein Gesetz wider den Selbstmord aufgestellt hätte! O Gott! O Gott! Wie ermüdend, schaal, seicht und unnütz, scheint mir aller Genuß dieser Welt zu seyn! — Pfui! o! pfui der Welt! Sie ist ein unbearbeiteter Garten, wo alles in Saamen schießt; lauter Auswüchse und Unkraut erfüllen ihn! —

rig war, den Dolch gegen sich selbst gekehrt *). Nur ein schon zerrüttetes, niedergeschlagnes Gemüth, kann durch einen Verlust, der ihn nur wehmüthig rühren, oder durch eine Beleidigung, die ihn nur aufbringen sollte, zum Hasse seiner selbst, der Welt, und seines Lebens gebracht werden.

Nachdem Hamlet den Schatten seines Vaters gesehen, und dessen fürchterliche Aufträge erhalten hatte, wird augenblicklich seine Einbildungskraft in einem Grade erhöht, und seine Reden werden in dem Maße unordentlicher und ausschweifender: daß man diese Veränderung nicht aus seinem Vorsatze, den er erst später faßt, sondern aus der Erschütterung, die diese außerordentliche Erscheinung bey ihm hervorbringt, herleiten kann. Gleich gegen den Horatius und Marcellus, denen er doch in der Folge seinen Vorsatz sich zu verstellen vertraut, redet

*) Von den Japanern erzählen die Reisebeschreiber, daß sie sich selbst entleiben, wenn sie von andern beleidigt sind. Aber dieß ist eine so außerordentliche Erscheinung in der Geschichte der Menschheit, und wenigstens uns Europäern so fremd, daß ich hierauf keine Rücksicht zu nehmen brauche.

er wie ein Mensch in der Verwirrung *). Und welche ungeheure Idee ist es, daß er alles, was er je gelernt, oder erfahren habe, aus seinem Gedächtnisse auslöschen will, um den Befehl seines Vaters unabänderlich in demselben gegenwärtig zu erhalten.

Gehen wir weiter: so finden wir, daß er sich selbst einer gewissen Gemüthsschwäche und einer Melancholie anklagt, deren sich leicht ein böser Geist, — wenn die Erscheinung seines Vaters von einem solchen herrührte, — bedient haben könnte, um ihn zu einem ungerechten Morde zu verführen. **) Er will deßwegen

---

*) 1ster Act. 5te Scen.

Hamlet. Es giebt keinen Bösewicht in ganz Dännemark, der nicht ein Erzschurke wäre.

Horatio. Es braucht kein Geist erst aus dem Grabe zu kommen, Prinz, um uns das zu sagen.

Hamlet. Schon recht; ihr habt ganz Recht. Und darum halt' ichs, ohne weitre Umstände, für rathsam, daß wir einander die Hände schütteln, und Abschied nehmen.

**) 2ter Act. 2te Scen.

Hamlet. Der Geist, den ich sah, ist vielleicht der Teufel; und der Teufel hat die Macht, eine gefällige Gestalt anzunehmen. — Freylich; und vielleicht misbraucht er meine Schwäche und Schwermuth, da er über der-

nicht bloß der Aussage des Geistes trauen, er will sicherere Kennzeichen haben, daß der neue König ein Brudermörder sey, und setzt eben deßwegen dessen Gewissen auf die Probe, indem er in seiner Gegenwart ein Trauerspiel aufführen läßt, dessen Katastrophe auf einem ähnlichen Verbrechen beruht, als er dem Könige Schuld giebt.

Und nun von dem zweyten, so oft angeführten Monologen, was ist der Inhalt anders, als eine neue Berathschlagung über den Selbstmord, die Abwägung der Gründe, die von ihm abrathen, gegen die Empfindungen und Eindrücke, welche ihn als die Zuflucht des Unglücklichen empfehlen können? Ich habe schon gesagt, daß dieser Gedanke sich selbst zu vernichten, bey einem Sohne, der seinen Vater beweint, und bey einem Zornigen, der den Vorsatz und gewisser Maßen die Pflicht hat, sich zu rächen, ganz unnatürlich ist, und nur von einer, der jetzigen Begebenheit fremden, Melancholie, die aber durch dieselbe verstärkt worden ist, herkommen kann. Die Be-

---

gleichen Geister sehr viel ausrichten kann, mich zu einer verdammlichen That zu verleiten.

trachtungen Hamlets über das menschliche Leben, sind tief gedacht und viel umfassend, aber sie sind im höchsten Grade düster und schwermüthig; und scheinen in dem Munde eines jungen Fürsten überdieß noch unnatürlich, — weil dieser, wie man denken sollte, bis zum Tode seines Vaters, die Welt nur noch von ihrer fröhlichen und angenehmen Seite gekannt haben müßte.

Die darauf folgende Unterredung Hamlets mit Ophelien ist noch mehr unerklärlich, wenn man sich nicht wirklich seinen Kopf, als angegriffen, und sein Gemüth in Verwirrung denkt. Wenn Hamlet die Ophelia liebt: warum begegnet er ihr so hart, und selbst so rauh und unartig? Wenn er sie, seiner trocknen Versicherung zu Folge, nicht mehr liebt: wie konnte eine, vor kurzem noch so lebhafte Zuneigung, auf einmahl aus seinem Herzen vertilgt werden, wenn nicht alles darin in Unordnung wäre? Und warum spielt er auch gegen Ophelien den Wahnwitzigen? Etwa weil er deren Vater, oder den König versteckt glaubt? Aber dann hätte er gerade den verliebten Wahnwitzigen, nicht den stürmischen, wilden, melancholischen spielen sollen, wie er wirklich thut. Durch jenes hätte er die, welche ihm nachstellten, von der

rechten Spur abgebracht, indem er sie überredet hätte, daß seine Liebe zur Ophelia der Grund seines Wahnwitzes sey. Durch dieses mußte er sie gerade auf das leiten, was er verbergen wollte, daß er mit einem ihm wiederfahrnen großen Unglücksfalle, und mit einem von jemanden verübten großen Verbrechen unaufhörlich beschäftigt sey.

Ein folgender Auftritt des Hamlets mit Ophelien, zeigt ihn in einer ganz entgegengesetzten Art des Wahnwitzes: aber er scheint Shakespears so unwürdig, daß ihn auch dessen Ausleger für einen Zusatz der Schauspieler jener Zeit halten.

Es folgt die Unterredung Hamlets mit seiner Mutter, wo er dieser das Gewissen zu rühren sucht, und wo er den, hinter einer Tapete versteckten, Polonius ermordet. Jene Unterredung gehört unter die schönsten Stellen des Stücks: so voll von Vernunft, Kraft, Nachdruck und gemäßigter Leidenschaft sind die Reden Hamlets. Hier erscheint er also, als ein vollkommen seiner selbst bewußter Mann, der die Beredsamkeit des Herzens, mit der des philosophirenden Verstandes, verbindet. Diese Ermordung des Polonius hingegen hat etwas sehr auffallendes. An sich zwar nicht, — denn

Hamlet glaubt, daß es der König sey, der sich versteckt habe, und auf diesen zielte seine Rache schon längst: — aber dadurch, daß, als er seinen Irrthum entdeckt, er mit so viel Gleichgültigkeit und Kälte den von ihm verübten Mord entschuldigt. Dieß zeigt, entweder einen Leichtsinn und eine Unsittlichkeit an, die Hamlet im übrigen Stücke nicht hat, oder einen bis zur Raserey gestiegnen Zorn, welchen letztern er doch, in eben diesem Auftritte, gegen seine Mutter nicht merken läßt.

Auf seiner Reise nach England, die er in Begleitung seiner beyden falschen Freunde, Rosencranz und Gildenstern, unternimmt, und bey der Ausführung des Plans, durch welchen er die verrätherische Absicht dieser Sendung vereitelt, erscheint Hamlet von neuem, als ein gesunder, kaltblütiger, beobachtender, listiger Mensch.

Aber was bedeutet seine Handlung nach seiner Rükehr, da er in das Grab der Ophelia, (die, während ihres Wahnwitzes, sich in einen Fluß gestürzt hatte und ertrunken war,) springt, und mit dem Laertes, ihrem Bruder, bloß deßwegen, in Gegenwart des Königs, der Königin und des ganzen Leichengefolges, einen Zwey-

kampf beginnt, weil er nicht zugeben will, daß ein andrer seine Ophelia mehr geliebt haben soll, als er? Hier scheint er von neuem alles, was Umstände, Schicklichkeit und sein eignes Vorhaben von ihm fordern, gänzlich zu vergessen, und sich einer Leidenschaft, von der wir doch zuvor wenige Spuren mehr finden, durchaus Preis zu geben.

Wie sollen wir uns also, alle diese Auftritte zusammengenommen, den Charakter Hamlets denken? Ist sein Wahnsinn bloß Verstellung, und die übrige Unregelmäßigkeit seines Betragens bloße Folge der Leidenschaft? Oder ist, neben dem Vorsatze, auch sein Temperament, und der jetzige Zustand seines Körpers und Geistes, die Ursache seiner ausschweifenden Reden und Handlungen? Hat der Tod seines Vaters ihn erst in die tiefe Schwermuth gestürzt, die seine geheimsten Selbstgespräche ausdrücken; oder war die Anlage dazu schon älter, als die Begebenheit, welche sie zum Ausbruche brachte?

Was uns versuchen könnte, sein Gehirn schon für zerrüttet zu halten, da er sich entschloß, sich wahnsinnig zu stellen: ist, daß, wie schon Johnson anmerkt, diese Verstellung eine sehr un-

unschickliche Maßregel, zu Erreichung des Zwecks, war, um dessentwillen er sie brauchte; daß sie auch, nach dem Verlaufe der Geschichte im Drama, seinen Plan der Rache nicht im mindesten der Ausführung näher brachte. In der That konnte sie nicht dazu dienen, geheime Anschläge zu verbergen, und die, welche er mit seiner Rache überfallen wollte, einzuschläfern. Im Gegentheile mußte ein so außerordentlicher Zustand die Augen des Königs und der Königinn unabläßig auf ihn lenken, und mußte sie, bey ihrem bösen Gewissen, mit fürchterlichen Ahndungen schrecken. Und doch gab er ihnen zugleich den besten Vorwand an die Hand, seine Anschläge zu vernichten, indem sie ihn, als einen Wahnwitzigen, mit Rechte entweder einsperren, oder, (welches auch wirklich geschah,) aus dem Lande entfernen durften.

Ein zweyter Widerspruch in Hamlets Charakter, ist der Ungestüm, mit welchem sich seine Rachsucht gegen den Mörder seines Vaters in Worten ausdrückt, und die Langsamkeit und Trägheit, mit welcher er wirklich zur Bestrafung desselben schreitet. Er will, nachdem er mit seines Vaters Geist gesprochen hat, jeden andern Gedanken, als den Gedanken des ihm ge-

gebnen Auftrags zur Rache, aus seiner Seele verbannen: — und doch macht er, durch das ganze Stück, nicht die geringste Anstalt ihn auszuführen. Es ist wahr, daß er anfangs noch zweifelt, ob das Gespenst die Wahrheit gesagt habe, und ob sein Oheim wirklich schuldig sey. Und um sich davon zu versichern, veranstaltet er es, daß vor dem Könige das Schauspiel eines ähnlichen Königsmords aufgeführt wird. Aber auch, nachdem dessen Gewissen sich deutlich genug verrathen hatte, zaudert Hamlet mit seiner Rache eben so, wie zuvor. Zwar glaubt er den König zu ermorden, da er den Polonius ersticht. Aber wenn er auch hier seinen Dolch in die Brust des wahrhaft Schuldigen gestoßen, und hiermit seinen Endzweck erreicht hätte: so wäre dieser Ausgang doch gar nicht durch seine Veranstaltung, sondern durch den bloßen Zufall, zu Stande gebracht worden. — In der Folge läßt er sich ruhig aus Dännemark nach England abführen, ohne daß seines Vaters Geist befriedigt wäre. Und nachdem er durch einen neuen Zufall, den er nur nützt, nicht veranlasset, und eben so wenig vorhersehen konnte, die Absicht dieser Reise vereitelt, und ins Vaterland zurückkommt: ist es zuletzt eine ganz fremde,

von dem Vorsatze, seines Vaters Tod zu rächen, unabhängige Ursache, welche den Tod des Königs herbeyführt Ein bloßes Lustgefecht, in welches sich Hamlet, leichtsinnig genug, mit Laertes einläßt, das vom Könige veranstaltet ward, um den erstern, durch Dolch, oder Gift, verrätherisch aus dem Wege zu räumen, bringt ihn endlich, gleichsam gezwungen, zu der Handlung, welche das Werk seines Vorsatzes und seiner Veranstaltung hätte seyn sollen. Er rächt zuletzt sich selbst, nicht seinen Vater: indem er sein Gewehr nicht eher gegen den König wendet, als da er erfährt, daß dieser das Rappier, womit Laertes focht, vergiftet, und den Giftbecher, den seine Mutter aus Irrthum leert, für ihn gemischt habe.

Der Dichter selbst scheint das Unschickliche dieses Zögerns, bey einem so feurigen Temperamente und bey so großen Aufforderungen zur Beschleunigung der That, als Hamlet hatte, gefühlt zu haben. Er läßt zu zwey verschiednen Zeiten Hamlet sich selbst deßhalb auf das bitterste anklagen. Das erstemahl, da er einen Schauspieler die Rolle des Aeneas, — wie dieser der Dido die Unglücksfälle Trojas beschreibt,

— hatte spielen sehen, bricht er in diese, in der That merkwürdigen, Worte aus *):

„Nun bin ich allein! O welcher niedrige, „verächtliche Sklave bin ich nicht! Ist es „nicht schrecklich, daß dieser Komödiant hier, — „bey einer bloßen Erdichtung, bey dem bloßen „Traume einer Leidenschaft, so seine ganze „Seele nach einer von ihm selbst geschaffnen „Idee stimmen konnte, daß sie sein Gesicht „blaß machte, Thränen in seine Augen lockte, „und Angst und Verwirrung in seiner ganzen „Gestalt zeigte. Seine Stimme war gebro„chen: und jede seiner Handlungen war mit „seiner angenommenen Empfindung übereinstim„mend. Und für wen? für eine Hekuba, — „für ein Nichts. Was war er für Hekuba, „oder sie für ihn, daß er um ihretwillen wei„nen sollte? Was würde er gethan haben, „hätte ihn eine Ursache, wie die meinige, in „Leidenschaft gebracht? — Gewiß, er hätte

---

*) Ich glaube, daß ich diese meine eigne, etwas freye, aber den Inhalt vollständig anzeigende Uebersetzung, an die Stelle einer wörtlichen setzen darf, die jeder Leser, in den beyden trefflichen Verdeutschungen Shakespears von Wieland und Eschenburg, finden kann.

„dann die ganze Schaubühne mit seinen Thrä„nen überströmt, und seine Rede wäre fürchter„lich genug gewesen, den Schuldigen wahnwitzig „zu machen, den Unschuldigen zu erschrecken, „und den Unwissenden in Verwirrung zu setzen. „Und ich elender, stumpfsinniger Kerl, sitze da, „ohne Gefühl, ohne Thatkraft, und schweige „stille: — und dieß, da es einen König und „einen Vater betrifft, dem ein teuflisches Ver„brechen Leben und Eigenthum geraubt hat. „Bin ich feige? — Wer wagt es, mich einen „Schurken zu nennen *)? — Und doch sollte „ich es mir gefallen lassen, wenn es einer thäte. „— Wahrhaftig das heißt brav gehandelt! Ich, „der Sohn eines ermordeten, vortreflichen Va„ters, von Himmel und Hölle zur Rache gegen „den Mörder aufgerufen, mache meinem Her„zen bloß durch Worte Luft, und schelte und „fluche, wie ein gemeines Weibsbild, anstatt daß „ich handeln sollte."

In der That, Hamlet sagt das, was der Leser denkt, obgleich mit Ausdrücken, die dieser,

*) Shakespear häuft hier die schimpflichen Ausdrücke, bis zum Unanständigen.

bey der Achtung, welche ihm der Prinz im übrigen einflößt, mißbilliget. Indeß hilft diese Strafpredigt, die Hamlet sich selbst hält, zu nichts: sondern er bleibt eben so unthätig und zaudernd wie zuvor; bis ein neuer Anlaß *), — der Durchmarsch der Truppen des Norwegischen Königs durch Dännemark, — ihn zum zweyten Mahle aus dem Schlafe erweckt. Er hört, daß dieser Feldzug nach Pohlen geht, und daß die Ursache des Krieges ein Streit, um ein unbedeutendes Stück Landes an der Gränze, ist, auf welchem die, welche darum fechten, nicht einmahl begraben werden könnten. Bey dieser Erzählung fängt Hamlet Feuer. „Wie? „diese zwanzigtausend Menschen, — ein zärtlich „erzogner Prinz an ihrer Spitze, — gehen hin, „wo sie nichts zu erwarten, kein Unrecht zu „rächen haben, und wagen um einer Nußschale „willen, ihr Alles, Leib und Leben, weil die „Ehre sie ruft: — und ich, dem ein Vater er„schlagen, eine Mutter geschändet worden ist, „dessen Blut und dessen Vernunft auf gleiche „Weise in Bewegung gesetzt wird: ich schlafe.

*) In der 4ten Scene des 4ten Acts.

„— Ist es die Vergessenheit und Unempfind-
„lichkeit eines Thiers? sind es Bedenklichkeiten
„eines Feigen? ist es ein zu sorgfältiges Ueber-
„legen der Folgen: eine Ueberlegung, in welcher
„immer nur ein Viertheil Weisheit ist, und
„drey Viertheile Feigheit sind?“

Wer kann nun, nach allem diesem, noch zweifeln, daß Shakespear wohl wußte, was er that, da er in Hamlets Aufführung und Reden diese Widersprüche vereinigte, daß es seine Absicht war, ihn ausschweifend heftig in seinen Empfindungen, rasch und hitzig in seinen Entschlüssen, und zögernd, ungewiß, und vom Zufalle mehr als von seinen Vorsätzen abhängig, in seinen Handlungen zu zeigen? Er kannte wenigstens sehr wohl, was dem Zuhörer in seines Helden Charakter auffallen mußte, da er selbst diese Unschicklichkeiten mit so grellen Farben abmahlte. Aber er that deßwegen nichts, dem Fehler abzuhelfen, und die Ehre seines Helden, gegen die gerechten Beschuldigungen, welche dieser sich selbst macht, zu retten.

Meine dritte Frage betrifft den sittlichen Charakter Hamlets überhaupt: und hier ist es nicht weniger schwer, die Züge, welche ihn lie-

benswürdig machen, mit denen, welche ihn hassenswerth darstellen, zu vereinigen.

Er liebt seinen Vater mit einer Zärtlichkeit und Inbrunst, die nur der Antheil guter und edler Seelen ist; und er liebt ihn nicht bloß, als Vater, sondern um seiner Verdienste willen, die er kennt, die er beobachtet hat, und die er mit einem innigen Wohlgefallen aufzählt. Er hat selbst, gegen seine mörderische und ehebrecherische Mutter, noch die Achtung eines Sohns, — eine Achtung, welche ihn hindert, seine Rache auf sie auszudehnen, aber ihn bewegt, seine ganze donnernde Beredsamkeit zur Erweckung ihres Gewissens anzuwenden. Er ist ein treuer Freund seiner Freunde, — nicht nur rechtschaffen, sondern auch offen, wo ihn nicht die Verrätherey andrer nöthigt, sich zu verbergen. Er vergißt unter ihnen seines Ranges, und geht mit ihnen als einer ihres Gleichen um. Grundsätze der Menschlichkeit und des Wohlwollens, Mitleiden mit dem Elende der Niedrigen, Unwillen über den Uebermuth und die Ungerechtigkeit der Großen, herrschen in allen seinen Reden. Er hat das menschliche Leben nicht nur, als ein kalter Zuschauer, beobachtet, sondern er hat das Gute und das Böse in dem-

selben, als eine an dem Schicksale andrer Menschen Theil nehmende Person, empfunden: und sein sittliches Gefühl scheint von Natur zart, und durch eine ausgebreitete Weltkenntniß geübt zu seyn. Ob er gleich der Ophelia rauh begegnet: so ist er doch selbst in seinem Unsinne gegen sie rechtschaffen; und weit entfernt, sich der Mittel der Verführung, welche er in Händen hat, gegen sie zu bedienen, scheint er sie gegen seine eignen Angriffe waffnen zu wollen. Endlich giebt ihm sein eigner bitterster Feind, der neue König, eben da er den Plan zu seiner Ermordung entwirft, das Zeugniß *), daß er von edlem Geiste, und, weil er selbst Ränke und Kunstgriffe nicht kenne, unfähig sey, andre im Verdachte zu haben. Eben auf Hamlets zur Redlichkeit gewöhnten und deßhalb unargwöhnischen Charakter, gründet er die Hoffnung,

*) 4ter Act, 7te Scene.

Der König. Er ist gar nicht argwöhnisch, sehr edeldenkend, und frey von allen Kunstgriffen. Und so kannst du leicht, mit ein wenig Taschenspielerey, einen scharfen Degen, statt des Rappiers, nehmen, und durch einen geschickten Stoß deinen Vater rächen.

daß es leicht seyn werde, in dem Wettkampfe, den er zwischen ihm und Laertes veranstaltet, ein Rappier mit unbedeckter Spitze in die Hand seines Gegners zu bringen, indeß Hamlet ein gewöhnliches abgestumpftes führe.

Diesen, seinem sittlichen Werthe so günstigen, Zügen und Zeugnissen stehen wieder andre entgegen, die unser Urtheil aufhalten und ungewiß machen. Daß er allem Aberglauben seines Zeitalters anhängt, und in seine rachsüchtigen Entwürfe Begriffe der Religion mischt, die mit der Rache doch ganz unverträglich sind, und jene nur noch schwärzer machen: dieß können wir nicht als Schuld des Mannes ansehen, da es höchstens zeigt, daß seine Philosophie sich nicht auf sein religiöses System erstreckt hatte. Aber*) daß er den König, den er bethend antrifft, und nun zum erstenmahl in seine Gewalt bekommt, darum nicht morden will, weil er seine Rache nicht für vollständig hält, wenn sein Feind mit einer guten Handlung aus der Welt ginge; — daß er sich vornimmt, den Augenblick zu seiner Rache auszusuchen, wo der König, mit dem Ge-

*) Im dritten Auftritte des dritten Aufzugs.

nusse einer verbothenen Lust, oder der Ausübung eines Lasters beschäftigt, am wahrscheinlichsten, wenn er stürbe, verdammt werden würde: dieser Gedanke zeigt, bey einem Aberglauben, der wenigstens in unsern Augen seinen Charakter herabwürdiget, einen Grad von Bosheit und Haß, der zu allen Zeiten für verabscheuungswürdig gehalten werden muß. Ich habe der Gleichgültigkeit, mit welcher er den am Polonius verübten Mord, da er ihn gewahr wird, ansieht und entschuldigt, schon oben erwähnt. Und es herrscht überhaupt in dem Betragen Hamlets gegen diesen Mann, dem er höchstens doch nur Schwächen und Lächerlichkeiten, nicht Bosheit und Verbrechen Schuld geben kann, eine Bitterkeit und ein Stolz, der gegen seine sonstigen menschenfreundlichen Gesinnungen absticht.

Wenn er seine ehemahligen Freunde, Rosencranz und Gildenstern, nach England zu einem gewissen Tode abschickt: so hat er, im Stücke Shakespears selbst, keine andre Rechtfertigung seiner Grausamkeit, als daß sie unredlich gegen ihn, und abgeschickte Kundschafter des Königs waren. Es ist wahr, daß nach der Erzählung des alten Romans, woraus Shakespear den Stoff zu diesem Trauerspiel nahm, Rosencranz

und Gildenstern um den verrätherischen Anschlag des Königs, Hamlet in England aufzuopfern zu lassen, wußten und ihn ausführen halfen; daß Hamlet hiervon unterrichtet war, und daß er nur das Vergeltungsrecht an ihnen ausübte. Aber Shakespear hat entweder seine Zuhörer mit der Geschichte des Stücks so bekannt vorausgesetzt, daß er nicht alle Umstände derselben im Drama selbst zu erzählen brauchte, sondern einige nur durch ihre Folgen anzeigen durfte: oder er hat wirklich, da er jenen Umstand ausließ, diese Rechtfertigung Hamlets nicht zur Absicht gehabt; und ihn die bloße Verstellung und Treulosigkeit auf die besagte Art wollen bestrafen lassen. Auch hier setzt er noch einen Zug von Bosheit zu seiner Rache hinzu, der durch den Aberglauben, womit er vermischt ist, doppelt auffällt. Hamlet verlangt in dem von ihm untergeschobnen Briefe, welchen er, in des Dänischen Königs Nahmen, an den König von England schreibt, daß dieser letztre die Ueberbringer auf der Stelle hinrichten solle, ohne ihnen Zeit zur Beichte zu lassen.

Zur Auflösung aller dieser Schwierigkeiten kann die Vergleichung des Shakespearischen Trauerspiels Hamlet, mit den Bruchstücken

des alten Romans dieses Nahmens, welche die Ausleger des ersteren uns aufbehalten haben, ohne Zweifel etwas beytragen. Sie zeigt uns nähmlich, daß Shakespear in der Zusammensetzung seiner Charaktere, weder allein seinem Genie, noch allein der Ueberlieferung gefolgt ist. Die Thatsachen gab die Novelle gemeiniglich umständlich an: die geistige und sittliche Beschaffenheiten der Personen bestimmte sie sehr unvollkommen. Indem Shakespear jene größtentheils unverändert beybehielt, und diese nach dem Maßstabe seines Geistes, nach seiner Menschenkenntniß, und nach einer bestimmten Absicht, ausbildete: so mußte nothwendig zuweilen zwischen den Reden und zwischen den Handlungen, zwischen den Gesinnungen, welche die Personen in den erstern äußern, und zwischen denen, welche bey den andern zum Grunde zu liegen scheinen, ein Widerspruch entstehn. Shakespears Geist war über den Geist der Novellisten, aus welchen er die Fabeln seiner Stücke entlehnte, eben so erhaben, wie Homers und Sophokles Geist über die ersten Erfinder der Mythen, welche diese beyden Dichter, in der epischen und dramatischen Form, ausbildeten. Selbst der Geist der Zeit war, zwischen der Epoche, da

diese Mährchen entstanden waren, und der, da sie dichterisch bearbeitet wurden, fortgerückt. Und dieser Umstand allein mußte oft machen, daß sich in diesen ersten Werken der entstehenden und der wiederhergestellten Dichtkunst sehr ungleichartige Theile zusammengesellten. Die Begebenheiten und Thaten zeigten ein noch rohes, die Reden der Helden ein schon mehr gebildetes und sittliches Zeitalter an. Diese Widersprüche mußten beym Shakespear häufiger seyn, als bey den Griechischen Dichtern: theils, weil diese sich weit weniger wagten von ihren Mythen, als jener von seinen Romanen, abzugehn; theils, weil die Griechischen Fabeln sehr einfach waren, und dem Genie des Dichters, der nach ihnen arbeitete, wenig Zwang auflegten, die Romanen der mittlern Zeit aber verwickelt und zusammengesetzt waren, und es dem Dichter schwerer machten, seine Gedanken und Empfindungen in sie einzuweben; theils endlich, weil Shakespear seine Charaktere bis auf die kleinen Schattirungen ausbildet, unter denen so leicht eine Disharmonie entsteht, die Griechischen Dichter aber sich auf die großen und entscheidenden Züge einschränkten, die sich weit

eher, mit sich selbst übereinstimmend, durch ein ganzes Werk erhalten lassen.

Es ist sehr wohl möglich, — da wir sowohl den Stoff der Shakespearschen, als den der Griechischen Dramen wenig aus andern Quellen, als aus ihnen selbst, kennen: — daß wir zuweilen eine Schönheit in ihrem Plane, eine zweckmäßige Anlage in ihrer Fabel, den Dichtern zum Verdienste anrechnen, wenn es doch mehr ihr Glück war, einen so bildsamen, oder einen so wohl geordneten Stoff gefunden zu haben. Von der andern Seite tadeln wir sie vielleicht nicht selten, wegen Abweichungen von der Natur und Wahrscheinlichkeit, wo wir nur ihre zu große Gewissenhaftigkeit, ihren Quellen treu zu bleiben, anklagen sollten.

Bey dieser Beschaffenheit der Dinge, ist es schwer, den Charakter Hamlets, wie Shakespear ihn nach seinem eignen Ideal schildern wollte, von dem Charakter, wie er ihn, zufolge seiner Nachrichten von ihm, schildern mußte, zu unterscheiden. Es ist indeß nicht unnütz, es zu versuchen: und, was ich von der Geschichte Hamlets durch die Commentatoren Shakespears weiß, zeigt mir, daß es auch nicht unmöglich ist; weil Shakespear genug von dem Seinigen

hinzugethan hat, um das Gepräge seines Geistes in dem Ganzen kenntlich zu machen.

Wenn ich, nach wiederholter Durchlesung des Stücks, ein Bild von Hamlets Charakter entwerfen sollte, in welchem sich die anscheinenden Widersprüche in demselben am besten vereinigen: so würde ich eine Lebhaftigkeit der Phantasie, die an die Schwärmerey gränzt, einen Tiefsinn, der sich zur Melancholie neigt, und eine Empfindsamkeit, die durch seine Einbildungskraft und seinen grübelnden Verstand geleitet wird, zur Grundlage desselben machen. Er ist heftiger Leidenschaften fähig, er liebt und haßt mit Ungestüm. Aber diese Eindrücke empfängt er nicht von den Dingen und Personen selbst: er empfängt sie nur von den Bildern, unter welchen er sie sich vorstellt, und die seine Imagination mit den lebhaftesten Farben, und mit einer Menge Nebenzüge, wodurch sie verstärkt werden, ausmahlt. Er räsonnirt immer zugleich über die Gegenstände seiner Affecten und über seinen Affect selbst: und er bringt sich, solange die Einwirkung der erstern noch fortdauert, durch Ideen seines auf sie gerichteten Verstandes, in noch größere Hitze. Aber eben diese Anlage zum Dichten und Philosophiren macht, daß

auch diese erste Heftigkeit seiner Neigungen und seiner Leidenschaften bald nachläßt, daß er über neuen Gegenständen, mit denen er sich eben so lebhaft beschäftigt, seine frühern Vorsätze und Bestrebungen vergißt.

Ich erkenne in ihm einen großen Geist, der mehr, als sich von seinem Stande und seinem Alter vermuthen läßt, die Welt im Ganzen mit unbefangnen Augen angesehen, und sich in den Standpunct aller verschiednen Stände und Lagen des menschlichen Lebens zu versetzen gewußt hat. Seine Grundsätze sind darnach geformt. Sie sind nicht die durch Gewohnheit und Beyspiel angenommenen Maximen eines Großen, sondern die durch Nachdenken und Sympathie selbst erworbnen Einsichten eines Weltbürgers. Er fühlt den Druck, den der Niedrige von dem Mächtigen leidet, ob er gleich nie durch denselben beängstigt worden ist, mit eben dem Hasse gegen den Unterdrücker, als er die Ungerechtigkeit des Kronräubers fühlt, der sich seines Erbes bemächtigt hat. Er kennt die Pflichten jedes Geschlechts, jedes Standes, und jedes Alters; er kennt die Gefahren, welchen die menschliche Tugend in den verschiednen Umständen des Lebens ausgesetzt ist: und ist daher für sich und

andre, ein sehr lehrreicher Prediger der Moral. Aber er handelt selbst bey weitem nicht in dem Grade moralisch, als er spricht. Er handelt sogar mit seinen Grundsätzen, da wo dieselben fehlerhaft sind, nicht übereinstimmend: weil er überhaupt weit mehr denkt und dichtet, als handelt; und weil er, wie es scheint, immer in der Gewalt der in seiner Phantasie aufsteigenden Bilder, oder der in seinem Verstande sich an einander reihenden Ideen ist. — Ich würde noch hinzusetzen, daß diese philosophisch-dichterischen Anlagen, die ihn unterscheiden, durch irgend etwas, es sey durch Temperament und Mischung der Säfte, oder durch frühere Begebenheiten seines Lebens, einen Hang zum Finstern und Traurigen, in ihren Aeußerungen, bekommen haben. Die Uebel der Welt scheinen einen größern Eindruck auf ihn gemacht zu haben, als ihre Güter und Schönheiten. Er ist von den Ungerechtigkeiten der Menschen tiefer gerührt worden, als von ihren Tugenden. Er hat, in der Zeit der fröhlichen Jugend, den Ernst und die sittenrichterliche Strenge des Alters. Er stellt am Hofe die Betrachtungen eines Anachoreten an. Diese finstre Gemüthsart scheint durch die wirklichen Unglücksfälle, die er erfahren hat, durch

den Tod seines Vaters, den er sehr liebte, durch die schnelle Wiederverehlichung seiner Mutter, die er für eine Beschimpfung dieses Vaters hielt, durch die Ausschließung seiner selbst von der Thronfolge, die ihm gebührte, endlich durch den Verdacht eines Königmordes, den er gegen seine Mutter und dessen zweyten Gemahl faßte, bis zu einer wirklichen Schwermuth erhöht worden zu seyn: und die Erscheinung von dem Geiste seines Vaters, vollendet die Zerrüttung seines Gemüths. Er ist nicht verrückt; aber er ist außer sich. Auch seine Kräfte bekommen eine größre Thätigkeit: aber die natürlichen Fehler in seinen Anlagen äußern sich merklicher. Indem seine finstern Leidenschaften noch heftiger werden, wird auch die Herrschaft seiner Einbildungskraft noch unumschränkter, und ihr Uebergang von einem Gegenstande zum andern wird schwärmerischer.

Man erkennt in ihm noch jetzt den moralisch guten Jüngling daran, daß seine Wuth gegen seinen Oheim und seine Mutter, weit weniger Rachsucht, wegen der ihm zugefügten Beleidigung, als Zorn, über die begangne unnatürliche Mordthat, ist. Er will nicht sowohl sich an einem Feinde rächen, als einen Verbre-

cher bestrafen. Aber indem dieser Zorn alles Maß überschreitet, wird er zugleich in seinen Aeußerungen unsittlich. Und so wie er unsittlich wird, so wird er auch unwirksam, weil er sich gleichsam in seiner eignen Heftigkeit verzehrt. — Es ist nicht ganz ungewöhnlich, Menschen dieser Art zu sehen, deren Leidenschaften durch eine bilderreiche Phantasie und einen nachforschenden Scharfsinn erhitzt, — die aber eben deßwegen wenig durch diese Leidenschaften in Handlung gesetzt werden: weil sie dieselben in Bildern und Ideen gleichsam verrauchen lassen.

Wir sehen zwar, während des Stücks, den Hamlet nie bey kaltem Blute und im natürlichen Zustande. Aber wir können, nach dem, was er mitten in der heftigsten Leidenschaft ist, schließen, daß er, ohne Leidenschaft, ein redlicher und menschenfreundlicher Mann seyn würde; daß er, wie alle Ideen-Menschen, von den äußern Vortheilen des Glücks, des Reichthums und der Ehre, weniger als andre, geblendet werde; daß er Freunde brauche, denen er sich ganz mittheilen könne, und einer großen Anhänglichkeit an die, welche ihm zusagen, fähig sey. Aber eben weil er redlich und offen ist, und andre für redlich hält, wird er von der Un-

redlichkeit und dem Betruge als etwas unerwartetem überrascht, und dadurch doppelt beleidigt. Weil er sich ganz seinen Freunden hinzugeben pflegt: so fängt er sie desto mehr zu hassen an, wenn er sieht, daß sie seine Freymüthigkeit mit Verstellung erwiedern. Kundschafter, die ihn ausforschen wollen, sind ihm deßwegen so gut, als erklärte Feinde. Dieß ist der Aufschluß von der Verachtung und Härte, mit welcher er dem Polonius begegnet, und von dem Kaltsinne, mit welchem er den, an ihm vorsätzlich verübten, Mord ansieht. Dieß ist der Aufschluß von seinem Verfahren gegen Rosencranz und Gildenstern, die er, als sie zum ersten Mahle im Stücke auftreten, mit aller Herzlichkeit eines alten Freundes empfängt, denen er, da er sie schon für Abgesandte des Königs und seiner Mutter erkennt, doch noch durch seine Freymüthigkeit ein Geständniß ihrer Verstellung abzulocken sucht, um sich wieder mit ihnen auszusöhnen, die er aber zuletzt, da sie treulos bleiben, durch einen gegenseitig gespielten Betrug, dem Tode überliefert.

Sey es nun durch ein Versehn des Dichters geschehn, — oder sey es seine Absicht gewesen, daß sich der verstellte Wahnwitz, in Ham-

lets Rolle, mit der ihm natürlichen Schwermuth und mit der durch die Umstände veranlaßten Zerrüttung seines Gemüths, vermischt: — genug so viel ist gewiß, daß sich hierdurch mehrere der oben angezeigten Widersprüche vereinigen lassen.

Die Liebe gegen Ophelien bleibt dabey am meisten im Dunkeln: weil sie sich auch in keinem Auftritte völlig entwickelt. Zuerst erfahren wir nur durch die Warnungen, welche Laertes seiner Schwester giebt, daß sie von dem Prinzen geliebt wird. Aber wir wissen nicht, ob seine Neigung bloß ein Reitz der Sinne, oder eine Angelegenheit des Herzens ist. In den Geständnissen, welche Ophelia ihrem Vater in einer folgenden Scene macht, lernen wir einige der Symptome dieser Liebe kennen, und wir werden von der Wahrheit und Wärme seiner Leidenschaft überzeugt. Diese Schilderung Opheliens von einem Auftritte, den Hamlet mit ihr gehabt hatte, gehört unter die vorzüglichsten Stellen des Stücks: aber sie zeigt ihn neben seiner Liebe, noch von einer andern großen Leidenschaft bewegt, die den Ausdruck der ersten nur stumm macht. *) Wir fragen uns, ob er

*) 2ter Act. 1te Scene.

Ophelia. Er faßte mich bey dem Gelenke der Hand

durch sein zurückhaltendes Stillschweigen, bloß seinen unglücklichen Zustand überhaupt, oder die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe habe anzeigen wollen: und wir wissen uns nichts befriedigendes darauf zu antworten. Wir sehen ihn in der Folge endlich selbst mit Ophelien auf der Bühne erscheinen: und die Kälte, mit welcher er ihr sagt, daß er sie nicht liebe, die Härte, mit welcher er die weiblichen Schwachheiten in ihrer Gegenwart aufzählt, und der Rath, den er ihr giebt, ins Kloster zu gehn und keinem Manne zu trauen, leiden wieder eine doppelte Auslegung. Entweder ist es eine bloß absichtliche Verstellung, um diejenigen irre zu führen, die

---

und hielt mich fest. Dann trat er so weit, als sein Arm lang war, zurück, hielt die andre Hand über die Stirne, und sah mir so unverwandt ins Gesicht, als wenn er es abzeichnen wollte. Lange stand er so. Endlich schüttelte er mir den Arm ein wenig, bewegte dreymahl den Kopf auf und nieder, und hohlte dann einen so kläglichen und tiefen Seufzer: daß sein ganzer Körper dadurch erschüttert zu werden und sein Leben aufzuhören schien. Darauf ließ er mich gehen, und mit seitwärts über die Schulter gekehrtem Gesichte, ging er zur Thüre meines Zimmers, wohin er, wie es schien, seinen Weg ohne seine Augen fand: denn diese waren, so lange er mich sehen konnte, unverwandt auf mich gerichtet.

ihn behorchen: oder es ist zugleich der unwillkührliche Ausdruck der Ideen und Leidenschaften, die ihn gegenwärtig wirklich beschäftigen. Um das erstre anzunehmen, ist zu viel geheimer Sinn, zu viel Beziehung auf seine Lage, selbst in dem Ungereimtesten, was Hamlet sagt. Und diese Winke sind überdieß so wenig geschickt, die Horcher zu überreden, daß er bloß aus Liebe zur Ophelia wahnwitzig sey, daß sie vielmehr auf die wirkliche Ursache seines verstörten Gemüths schließen lassen. In dem andern Falle ist es abermahls schwer zu sagen, ob seine Liebe gegen Ophelien durch die größre Gewalt einer andern Leidenschaft sey unterdrückt worden; oder ob er nur eben deßwegen den Schein von Kaltsinn und Rauhigkeit annehme, um eine Liebe in sich zu verschließen, die, würde sie von Ophelien erwiedert, sie unglücklich machen müßte. Will er sie ins Kloster schicken, weil er nun nicht mehr an sie denken kann, oder weil er sie gleichsam vor sich selbst in Sicherheit setzen will? — Der Gemüthszustand Hamlets in dieser Scene, die Absichten seiner Rede, insofern sie Folgen dieses Gemüthszustandes sind, werden in der That nicht so völlig deutlich, als der gute Dichter alle Reden und Handlungen seiner Personen machen soll. Der

letzte Auftritt Hamlets in Beziehung auf Ophelien, der Auftritt bey ihrer Beerdigung, scheint für diejenige Erklärung zu entscheiden, welche in Hamlets härtesten Aeußerungen den Ausdruck einer heftigen Liebe findet, — einer Liebe, die innerlich desto stärker brennt, je mehr die Umstände ihr entgegen arbeiten, oder je mehr er sich bemüht, sie zu unterdrücken. Da er durch den Tod Opheliens alles verloren hat: so glaubt er sich nicht mehr zurückhalten zu dürfen; er springt in ihr Grab, er bricht in die lebhaftesten Betheurungen seiner Zärtlichkeit gegen sie aus, er erklärt sich mit einer wilden Heftigkeit zum Gegner eines jeden, der sich anmaßen wollte, Ophelien mehr, als er, geliebt zu haben.

Wenn ich dann diese mir übrig bleibenden Dunkelheiten in dem Charakter Hamlets abrechne; — die unstreitig daher entstehn, daß der Dichter die Schöpfungen seines eignen Geistes mit den Erdichtungen, oder Geschichten einer ältern Zeit zusammenknüpfte, ohne immer zu prüfen, ob beyde mit einander übereinstimmten, — und daß er über dem Ausmahlen einzelner Züge, von welchen er sich Wirkung versprach, die Haltung des ganzen Gemähldes zuweilen ver-

nachläßigte: so erhalte ich ungefähr folgende Ideen, als das Resultat meiner bisherigen Betrachtungen.

Ein anderes ist der eigenthümliche und natürliche Charakter Hamlets, ein anderes ist die besondre Gemüthsstimmung, in die er durch den Tod seines Vaters gerathen ist. Die Wirkungen von beyden sind in seiner Rolle vermischt. Nach dem ersten ist er ein philosophirender, dichterischer Kopf, mit einem Herzen, das schneller und heftiger Eindrücke, besonders aber einer großen Sympathie mit seinen Nebenmenschen fähig ist. Diese sympathetischen Gefühle, verbunden mit einer Größe der Seele, die ihn über selbstische Bedürfnisse und Leidenschaften hinwegsetzt, machen aus ihm einen biedern, redlichen, der Freundschaft fähigen Mann. Aber diese natürliche Anlage zur Sittlichkeit wird, durch den Ungestüm schnell aufsteigender, besonders finstrer und trauriger Leidenschaften, oft gestört. Und diese Leidenschaften stehen hinwiederum unter der Herrschaft seiner Imagination und seiner Philosophie, und werden, durch die Bilder der erstern und die Nachforschungen der andern, bald umgestaltet, bald unterbrochen. Er ergreift

jeden Gegenstand, der sich ihm darbiethet, mit einer außerordentlichen Hitze. Aber indem er von einem neuen eben so lebhaft angezogen wird, und sich eben so ausführlich mit ihm beschäftigt, erkaltet sein Eifer in Absicht des alten; — wenigstens wird seine Thätigkeit in der Ausführung seiner Entwürfe gehemmt. Er denkt mehr noch, als er empfindet, und er empfindet mehr als er handelt. Auch bey ihm ist, was jemand von Fontenellen sagte, Gehirne an der Stelle, wo das Herz seyn sollte. Im ganzen Stücke läßt er keine Gelegenheit vorbey, seine Ideen zu entwickeln. Ob er gleich, durch seines Vaters Tod und die Erscheinung desselben, in eine Bewegung gesetzt worden ist, welche die Aufmerksamkeit auf jeden andern Gegenstand auszuschließen scheint: so ist er doch im Stande, den Schauspielern sehr durchdachte Regeln für ihre Kunst vorzuschreiben, und bey dem Durchzuge des Norwegischen Heeres über das Thörichte der Kriege zu philosophiren. Als er von der Reise zurückkommt, findet er auf dem Kirchhofe und an den geöffneten Gräbern einen neuen Stoff zur Meditation, und gerade einen solchen, wie er seinem natürlichen Hange am angemessensten ist. Er verliert sich gleichsam in

seinen Ideen bey jedem Anlasse, und muß zu seinen Vorsätzen immer erst wieder durch neue Aufforderungen zurückgerufen werden.

Zu diesen natürlichen Anlagen seines Geistes, die sich auch in ruhigen und glücklichen Zeiten würden entwickelt haben, kommt nun noch eine zufällige Modification desselben hinzu: und diese selbst ist zusammengesetzt, — eine wirkliche Verstimmung des Gemüths, und eine geflissentliche Affectation des Wahnwitzes.

Man hört sehr oft im gemeinen Umgange sagen, daß es Leute gebe, welche Schwärmer und Betrüger zugleich sind. Ich gestehe es, daß ich dieses niemahls recht habe begreifen, noch dieser Erklärung gewisser Erscheinungen unsrer Tage meinen Beyfall geben können. Es scheint mir, daß das eine das andre nothwendig ausschließe. Wer z. E. durch optische Maschinen und chymische Operationen das Schattenbild eines Verstorbenen hervorbringt, und damit die Anwesenden täuscht, kann unmöglich selbst im Irthume seyn, und diesen Schatten für den Geist selbst halten. Unmöglich kann der, welcher, wie der Betrüger thut, gewisse Wirkungen veranstaltet, und also

ihre Natürlichkeit vollkommen kennt, zugleich sie als übernatürlich anstaunen.

Auf gleiche Weise glaube ich, daß verstellter Wahnsinn und wirkliche Verwirrung des Gemüths nicht wohl, in einem und demselben Menschen, bey einander bestehn können; und daß, wer so eine Larve annehmen und eine solche Rolle spielen will, in einem hohen Grade besonnen und Herr über sich selbst seyn müsse. Wenn ich also hierin nicht irre, daß in Hamlets Rolle beyde Sachen vermischt sind: so kann ich dieß für nichts anders, als für eine Abweichung von der Natur und der Wahrheit gelten lassen.

Es sey indessen Hamlets Wahnsinn Kunst, oder Natur, oder beydes zugleich: so erreicht er im Stücke immer den Zweck, von welchem ich oben gesagt habe, daß er bey diesen Schilderungen gesucht wird. Er hilft dazu, daß Hamlets Charakter sich auf eine mehr romantische Art entwickelt, und daß seine Gedanken und Empfindungen, ohne Nachtheil der Wahrscheinlichkeit, ein höheres Colorit bekommen. Selbst das Räthselhafte in seinen Reden trägt bey, unsre Aufmerksamkeit auf dieselben zu schärfen:

und unser Antheil an den Leiden des Unglückli- chen wird lebhafter, da wir sehen, welche große Zerrüttung sie in seinem eignen Gemüthe ange- richtet haben. Endlich der Eindruck davon im Ganzen ist gewiß beym Leser eben derselbe, welchen Ophelia, nach ihrer Unterredung mit Hamlet zu erkennen giebt *), — ein schmerzli- ches Bedauern, daß ein so edler Geist von un- glücklichen Zufällen überwältiget worden sey.

---

*) O what a noble mine is here o'erthrown.
O welch ein edler Geist ist hier zu Grunde gerichtet!

Breslau,
gedruckt bey Wilhelm Gottlieb Korn.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Garve, Christian, 1742-1798

Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben

Bd.: 2

Breslau (1796)

Opp. 468-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603914-2
VD18 90302990